531214873 021

Universität Tübingen

Ernst Kapp
Buchbinderei & Papierh.
Tübingen Tel. 2626

Siebzehnter Jahrgang / 1935

Herausgeber: Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg

Luther

Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft

Chr. Kaiser / Verlag / München

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Gd 843

Inhalt des Jahrganges 1935

1. Dichtertagung der Luther-Gesellschaft . . . . . 1 ff.
Einleitung: Lic. Dosse-Braunschweig 1
Morgenfeiern: D. Knolle-Hamburg 5

1. Tag: Luthers Kampf um Gottes Gottheit
(Berichterstatter Lic. Dosse)

1. Vortrag: Gottes Gottheit bei Martin Luther 13
(D. Althaus-Erlangen)
2. Vortrag: Der religiöse Sinn von Luthers Kampf 16
(Dr. Rudolf Thiel-Berlin)
Gespräch mit Äußerungen von D. Emanuel Stickelberger-Basel, Dr. Rudolf Alexander Schröder-Bremen, D. Stählin-Münster, D. Dr. Hermann Wolfgang Beyer-Greifswald, D. Schumann-Halle, D. Althaus und Dr. Thiel 18

2. Tag: Luthers deutsche Bibel (Berichterstatter D. Knolle)

1. Vortrag: Luthers deutsche Bibel als Gottes Wort 24
(D. Knolle-Hamburg)
2. Vortrag: Luthers Sprache 30
(Boerries Freiherr von Münchhausen-Windischleuba)
Gespräch mit Beiträgen von D. Dr. Beyer-Greifswald, Dr. Rudolf Alexander Schröder-Bremen, Dr. Rudolf Thiel-Berlin, D. Stählin-Münster, D. Althaus-Erlangen 34

3. Tag: Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung
(Berichterstatter Dr. K. Ihlenfeldt)

Vortrag: Dr. K. Ihlenfeldt 50
Gespräch mit Beiträgen von Boerries von Münchhausen, Lic. Thulin, Dr. K. A. Schröder, D. Stickelberger-Basel, D. Schumann, D. Althaus 53

Kreuz und Krippe. Von K. A. Schröder 56
Luther und Karlstadt. Von Studienrat Dr. Rudolf Thiel-Berlin . . 57
Das Gespenst von Staßfurt. Von Pfarrer Arthur Schneider-Bernburg 71

Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied I. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg 76
Die Frühjahrstagung der Luther-Gesellschaft. Von Pastor Lic. Fritz Dosse-Braunschweig 84
Der Kirche Kreuz und Verheißung. Aus Luthers Glossen zum Alten Testament. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg . . 89
Luther und der Geist der neuen Zeit. Von Studienrat Dr. Rudolf Thiel-Berlin 94
Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied II. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg 101
Tote und lebendige Buchstaben. Aus einer Predigt D. Martin Luthers über 2. Kor. 3 i. J. 1535 121
Zum evangelischen Gottesdienst: Heraufkunft der alten Formen. (Bericht über die 2. Dichtertagung.) Von Otto Brües-Köln . . . 122
Lutherischer Gottesdienst. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg 129
Die Predigt. Von Professor D. Paul Althaus, Erlangen 142
Ordnung des Gottesdienstes bei der 2. Dichtertagung Sept. 1935 . . 145

Bücherschau

Althaus, Paul: Theologische Aufsätze II. Bd. 158
Biblia / das ist / die gantze Heilige Schrift Deudsch 1534 (Faksimile-Ausgabe) 119
Luther, Johannes: Johannes Luther, des Reformators ältester Sohn 112
Luther, Johannes: Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen 117
Luther, Johannes: Legenden um Luther 118
Seeberg, Reinhold: Die religiösen Grundgedanken des jungen Luther und ihr Verhältnis zu dem Ockamismus und der deutschen Mystik 113
Stange, Karl: Luthers Gedanken über die Todesfurcht 115
Thiel, Rudolf: Luther, von 1522—1546 151
Thiel, Rudolf: Martin Luthers großer Krieg ums Abendmahl . . 151
Thiel, Rudolf: Luther antwortet 156

Die Luthergesellschaft lädt Dichter und Theologen nach Wittenberg

Ein Nichttheologe, ein Mann, der von Haus aus Naturwissenschaftler ist und, wie er selbst bekennt, kirchenfremd war, hat ein Lutherbuch geschrieben, ein überaus lebendiges Buch, das an die tiefsten Züge der Luthergestalt rührt. Es war wohl selbstverständlich, daß dieses Buch in den Kreisen der Luthergesellschaft Beachtung fand — D. Althaus hat Rudolf Thiels „Luther" im letzten Heft des Jahrgangs 1933 dieser Zeitschrift besprochen — und daß der Wunsch laut wurde, mit dem Verfasser in Fühlung zu treten. Aber gibt es nicht auch andere „Laien", die den Reformator in ihren Werken gestaltet haben und Künder seiner Botschaft geworden sind? Es sind die Dichter, die heute nicht ohne die Welt des Glaubens schaffen wollen; wo sie im evangelischen Lager stehen, werden sie fast alle irgendwie zu Luther gedrängt. Warum hat die Kirche mit ihnen so wenig Fühlung? Sollten sich die Theologen und die Männer der Kirche nicht mit diesen Dichtern zusammenfinden können? Müßte hier nicht eine Brücke geschlagen werden? Ja, könnte nicht der Dienst, zu dem die Vertreter einer protestantischen Dichtung berufen sind, mit dazu helfen, daß Volk und Kirche wieder zueinander finden?

Die Luthergesellschaft hat versucht, alle diese Fragen durch eine Tat zu bejahen. Sie hat zu einem Gespräch zwischen Dichtern und Theologen nach der Lutherstadt Wittenberg eingeladen. Der Herausgeber der evangelischen Literaturzeitschrift „Eckart" und der Direktor der Wittenberger Lutherhalle boten bereitwilligst ihre Hand zu wertvoller Mitarbeit. Wir waren etwas zaghaft, als wir unsere Einladungen ausgehen ließen. Würden wir ein Echo finden? Das Echo kam. Zwar konnten längst nicht alle teilnehmen, die wir gebeten hatten, aber von fast allen erhielten wir freundlichen Bescheid, voller Interesse an unseren Plänen, und einzelne baten schon jetzt um eine Einladung für das nächste Mal.

Für die Lebendigkeit und Tiefe des Gespräches, das wir führen durften, war es vielleicht gut, daß der Kreis der Teilnehmer nicht so groß war. Von den Dichtern waren gekommen: Rudolf Alexander Schröder, Emanuel Stickel-

berger, Börries von Münchhausen, zugleich als Vertreter der Dichterakademie, Fritz Diettrich und Friede H. Kraze. Auf Veranlassung von August Winnig, der leider im letzten Augenblick absagen mußte, fand sich der Berliner Bildhauer Prof. Gorsemann dazu. Rudolf Thiel übernahm eins der Referate, den gleichen Dienst taten uns Lic. Thulin und Dr. Ihlenfeldt. Von seiten der Luthergesellschaft kamen die Führer zu Worte: D. Althaus gab mit seinem Vortrag über „Gottes Gottheit bei Martin Luther" den Ton an, der durch die ganze Tagung hindurch weierklang, D. Knolle stellte das Gespräch in das Zeichen des Bibeljubiläums. Die Universitätstheologie war vertreten durch D. Beyer, D. Grützmacher, D. Schumann, D. Staehlin und Lic. von Löwenich. Oberkonsistorialrat D. Hosemann war nicht nur freundlicher Helfer in allen wirtschaftlichen Fragen, sondern fand selbst hier bei Dichtern und Theologen Gelegenheit, mit seiner juristischen Erfahrung zu dienen. Gegen Ende der Tagung gestanden beide, Dichter und Theologen, daß ihnen etwas bange gewesen sei um das Gelingen der Zusammenkunft, aber diese Sorge war bereits am ersten Abend gebannt. Wir waren im schönen Refektorium des Klosters zwanglos beisammen. D. Knolle sprach über die Luther-Gesellschaft, lic. Thulin über die Luther-Halle, Dr. Ihlenfeldt über den Eckart-Kreis. Stand dieser Abend schon im Zeichen lebendiger Begegnung, so führten am nächsten Morgen D. Althaus und nach ihm Rudolf Thiel so lebendig an letzte Fragen lutherischen Glaubens heran, die ja doch Fragen alles Menschentums sind, daß man spürte, wie von der verborgenen Welt unserer Lebenswurzeln her Fäden der Gemeinschaft uns miteinander verbanden. In dieser Gemeinschaft waren die Theologen bereit, auf die Dichter zu hören, und suchten diese, die Sprache der Theologen zu verstehen. Der Bericht über die Gespräche des ersten Tages gibt einen guten Teil dieser Zwiesprache wieder.

Von besonderer Bedeutung wurde die Aussprache, die sich an D. Knolles Vortrag über die Lutherbibel anschloß. Wenn Börries von Münchhausen im Namen der Dichter sprach, die sich zu Hütern der Sprache berufen wissen, so zeigte er damit die Seite der Bibelfrage, für die sich in Wittenberg versammelte Kreis nicht nur interessierte, sondern verantwortlich wissen mußte. Man wird hoffen dürfen, daß die wertvollen Anregungen zur Frage der Bibelrevision nicht ungehört verklingen. Es wäre für die Luthergesellschaft eine erfreuliche Frucht ihrer Bemühungen, wenn die Stimmen aus

Wittenberg bei denen Gehör fänden, die im Auftrage der Kirche an der Aufgabe der Bibelrevision arbeiten oder diese Aufgabe künftig weiter zu führen haben.

Lange ehe Dr. Ihlenfeldt am Morgen des letzten Tages das Wort erhielt zu seinem Vortrag: „Protestantischer Geist in moderner Dichtung", war die Frage nach der Möglichkeit, dem Wesen und den Aufgaben einer evangelischen Kunst in den Bereich unserer Erörterungen hineingerückt. Namentlich D. Schumann regte Gedanken an, die dann vom Referenten aufgenommen wurden und in der Aussprache weiterklangen. Das vorliegende Heft berichtet auch über dieses Gespräch ausführlich. Die Luthergesellschaft dankt ihren Gästen für das, was sie gaben, indem sie ihre Mitglieder und Freunde bittet: Kauft und lest die Bücher der Dichter, die um Ausdruck evangelischen Geistes in ihren Werken ringen! In einem Aufsatz „Dichter und Theologen" schreibt Dr. Ihlenfeldt im „Evangelischen Deutschland": „Was weiß man in Pfarrer- und Theologenkreisen von den Gedichten R. A. Schröders und Fritz Diettrichs? Wer kennt „Mitte des Lebens" und „Stern überm Haus"? Wer weiß, daß beide Dichter, obwohl verschiedenen Generationen zugehörend — aus einer tiefen „Einmütigkeit des Glaubens" heraus schaffen? Schröder aus dem Geiste der großen Kirchenliederdichter — Diettrich im Bemühen um Neuerfassung der biblischen Welt? Stickelberger und Friede H. Kraze sind gewiß bekannter im evangelischen Bereich. Wir möchten es hier aber mit aller Bestimmtheit sagen: es gibt eine protestantische Dichtung, der die Kirche tief verpflichtet sein muß. Keine christliche Tendenzliteratur im bekannten Sinne des Wortes. . . . Statt von der Problematik der protestantischen Dichtung zu reden, möchten wir den Lesern lieber empfehlen, dem Schaffen unserer Dichter das Vertrauen entgegenzubringen, das ihnen gebührt, und es durch das Lesen ihrer Werke zu bekunden. Wir empfehlen also R. A. Schröders Gedichtband „Mitte des Lebens" (Inselverlag) *) und Diettrichs „Stern überm Haus" (Wolfgang Jeß, Dresden). Stickelbergers historische Romane sind bekannt, eben jetzt ist bei Steinkopf der Roman „Zwischen Kaiser und Papst" erschienen. Friede H. Krazes schöner Ostmark-Roman „Land im

* Inzwischen ist von R. A. Schröder im Eckardt-Verlag ein Bändchen Gedichte erschienen unter dem Titel: „Ein Weihnachtslied", dessen zweiter Teil — nach der Tagung entstanden — auch als Nachklang zu ihr gewertet werden darf.

Schatten" hat in evangelischen Kreisen sicher viele dankbare Leser gefunden."

Wir selbst hatten in Wittenberg die Freude, die Dichter aus ihren Werken lesen zu hören, ja, es war ein wirkliches Hören auf das Wort. D. Althaus sagte am Schlußabend, an dem das Refektorium der Lutherhalle die Gäste nicht fassen konnte, wir hätten erlebt, daß Dichter Prediger sein können. Wenn wir uns in dieser Stunde der Dichter als eine Gemeinde fühlten, so war solches Erleben vorbereitet durch die Morgenfeiern, in denen wir täglich vor dem Cranachaltar in Luthers Predigtkirche zusammensaßen. D. Knolle schuf aus altem liturgischem Gut unserer Kirche und aus Luthers Verkündigung kurze, schlichte Morgenfeiern, die an der Michaeliszeit ausgerichtet waren. Wie wundervoll war es, als uns am Michaelistage 1934 aus der Predigt gelesen wurde, die Luther am gleichen Tage des Jahres 1534 in derselben Kirche gehalten hatte. Ganz lebendig und ganz gegenwartsnah wurde uns da die reformatorische Verkündigung. Wer öfter einmal in Wittenberg war, weiß, wie sorgfältig auch das Gut evangelischer Kirchenmusik dort gepflegt wird. Wir danken dem Organisten Wieber, der auch an dem Abend in der Lutherhalle seine Kunst am Flügel mit der Kunst der Dichter zusammenklingen ließ, für das, was er unserer Tagung gab.

Das ganze Treffen stand unter dem Leitwort „Luther und die Gegenwart". Da war es nicht nebensächlich, daß wir in der Lutherstadt zusammen waren. Lic. Thulin hatte uns nicht nur in die von ihm betreute Lutherhalle eingeladen, er half durch Vorträge und Führungen dazu, daß die Lutherstätte zur Sprache der Gegenwart auch die Sprache der Vergangenheit fügte, einer Vergangenheit, die nicht tot ist, sondern lebendig hineinwirkt in die Geschichte unseres Volkes und in die Geschichte unserer Herzen.

Zum Schluß der Tagung sagte Emanuel Stickelberger im Namen der Dichter der Luthergesellschaft ein Wort des Dankes. Als Schweizer sei er besonders darüber beglückt, daß diese Tage ihm wieder einmal bestätigten, wie unendlich viel die Deutschen ihren Stammesgenossen im Ausland zu geben hätten. Der Präsident der Luthergesellschaft durfte den Dank mit Fug und Recht an die Dichter zurückgeben. Es sei, so führte D. Althaus aus, zu einer starken und fruchtbaren Begegnung gekommen: Wir wollen dankbar sein, daß wir auf einen Weg gestellt sind, von dem wir für die Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Seele Großes erhoffen.

Luther-Lesungen bei den Morgenfeiern in der Michaeliswoche über die Engel

Aus Luthers Sermon von den Engeln am Michaelitag 1530 *)

Text: Das Michaelisevangelium. Matth. 18, 1—11.

In dem heutigen Evangelio hören wir, wie Christus der lieben Engel gedenkt. . . Es soll und muß bei den Christen der Verstand oder die Erkenntnis der lieben Engel bleiben und ist uns sehr nütz und tröstlich, daß wir ihr Amt und Wesen, auch was von ihnen zu halten ist, wissen, gleich wie es von nöten und sehr nützlich ist, daß wir wissen, was Vaterstand, Mutterstand, Knechtstand, Magdstand und dergleichen sind. Wenn aber solche Erkenntnis aus dem Volk kommt, daß man nicht weiß, wozu sie geordnet seien, so geht es durcheinander, wie wir täglich sehn: Also ist es auch von nöten, daß wir wissen, was der Engel Amt und Tun sei. . . .

Ein jeglicher Mensch muß gewiß vornehmen und bei sich selbst schließen, daß Engel sind, und nicht allein gute Engel, sondern auch böse. Denn es sind Leute gewesen, — auch zu Christi Zeiten (als die Sadduzäer), und ich habe auch etliche gehört, — welche garnichts glaubten und dürr heraus sagten: Es wäre nichts mit den Geistern. Aber ein Christ soll kein Zweifel daran haben, daß der Teufel sei von Natur ein geschaffener Engel, wie St. Michael ein geschaffener Engel ist. . .

Über die nun, die garnicht glauben, daß Teufel seien, sind ihrer etliche, die glauben wohl, daß Teufel sind, aber das glauben sie nicht, daß er so nahend sei. Sondern wenn sie vom Teufel hören reden, meinen sie, er sei über hundert Meilen hinweg. Wenn man aber das nicht weiß, daß uns der Teufel so nahend ist, so verliert man die Erkenntnis der Wohltat, die uns Gott mit seinen Engeln tut, gleichwie einer, der den Tod nicht kennt, kann nicht wissen, wie edel das Leben ist. Und wer keinen Hunger gelitten hat, weiß nicht, wie teuer und wert das liebe Brot sei: Darum, wenn einer den Teufel so weit hinweg-

*) WA., 32 S., 111 ff.

wirft, der achtet der lieben Engel nicht. Aber ein Christ, der soll das wissen, daß er mitten unter den Teufeln sitzt und daß ihm der Teufel näher sei denn sein Rock oder Hemd, ja näher, denn seine eigene Hand, daß er rings um uns her sei und wir also stets mit ihm zu Haar liegen und uns mit ihm schlagen müssen. Also muß er uns nahend sein, wie das Sprichwort auch bezeuget: „Man darf den Teufel nicht über die Tür malen." Das ist denn das Erste, daß wir gewißlich dafürhalten, daß ein Teufel sei und so nahend bei uns, daß er uns viel näher ist, denn uns das Hemd am Leibe. . .

Aber das glauben wenig Leute. Ursache: wenn wir es recht glaubten, würden wir nicht so sicher hinleben. Daher kommt es, daß die Welt voll Neid, Haß, Hoffart, böser Lust, Unkeuschheit und dergleichen Laster mehr ist und geht dennoch so sicher hin, als hätte sie den Teufel lange gefressen. . .

Das sei das Erste, daß wir wissen, daß wir nicht in einem sicheren Garten sitzen: Lieber, ist er zu Adam und Eva ins Paradies gekommen, ist er zu anderen Kindern Gottes auch gekommen, ja zu Christus selbst, so kann er ja eigentlich auch wohl zu Dir kommen. Darum laßt uns Gott fleißig bitten und flehen, daß wir wider ihn können wachen, daß er uns nicht in einen Unglauben bringe. . .

Dawider müssen wir nun auch wissen: Obgleich wohl viel Teufel sind und Böses im Sinn haben, so seien dagegen viel, viel guter Engel, die wehren, schützen und hüten . . . , eine Gewalt, von Gott geordnet wider den Teufel, die ihm stets wehre und abbreche. . . Das ist der lieben Engel Schutz und Amt, das wahret. Denn unser Herr Gott hat sie dazu geordnet, daß sie wider den Teufel sollen stehen und fechten. Und gleich, wie ein Fürst seinen Amtleuten befiehlt Land und Leute zu regieren wider die Straßenräuber, es begibt sich aber zu Zeiten, daß ein Reiterlein kommt und tut einen Zwack — das ist dann ein Zeichen, daß es am guten Willen nicht fehle; könnte er mehr Schaden tun, so täte er es auch — also ist es auch mit den Teufeln. Unser Herr Gott läßt ihnen je etwas nach, hat aber dennoch wider sie die guten Engel gesetzt, daß sie uns sollen schützen und regieren.

So hat nun ein jeder Fürst, Bürger, Hausvater, in Summa: ein jeglicher Christ seinen Engel, der auf ihn wartet, wie der Evangelist hier sagt: Ihre Engel im Himmel — spricht er — sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Das ist ein feiner, lieblicher Spruch, den man den Kindern wohl

sollt einbilden, daß sie lernen die Engel erkennen und Gott fleißig dafür danken. Denn der Teufel ist allen Kindern feind und sieht ungern, daß sie zur Welt kommen, wachsen und zunehmen. . . Aber die lieben Engel müssen hüten und wehren. Es geht aber alles heimlich zu. Gleichwie der Teufel die Leute heimlich besitzt, so führen die guten Engel ihr Amt auch heimlich. Und gleichwie der Teufel heimlich böse Pfeile ins Herz hineinschießt, so schießen die guten Engel gute Pfeile ins Herz. Und wo uns der Teufel anficht, sind sie alsbald da und wehren und sagen ins Herz: Ei, nicht also! Gleich als wenn einer ersaufen wollt in einem tiefen Wasser, und ich wäre da und ergriffe ihn und riß ihn herum und behielt ihn so beim Leben, also tun ihm auch die guten Engel, sagen ins Herz, rücken einen herum: So mußt Du nicht tun usw. Also verhüten sie, daß wir nicht gar vom Glauben fallen.

Daher kommt es, daß man sagt, und ist recht wohlgeredet: Du hast heute einen guten Engel gehabt. Das ist so viel gesagt wie: Vernunft hätte das Übel nicht verhüten können, wenn die Engel nicht gewesen wären, sonst soll dir der Teufel ein Bad haben zugerichtet. Also laßt uns nun erkennen und lernen, was der guten Engel Amt und Werk sei, daß, gleich wie die bösen Engel nichts anderes denken denn Schaden zu tun, also sind die guten Engel stets bei und um uns, daß sie uns helfen, daß wir bei der Wahrheit bleiben, unser Leib und Leben, Weib und Kind und was wir haben, vor dem Teufel behalten mögen. Daß nun die ganze Welt nicht mit lichten Lohen brennet, daß nicht alle Städte und Flecken in einem Haufen liegen, ist alles der lieben Engel Werk und Tun. Sie sind viel vernünftiger und klüger denn die bösen Engel. Ursache: sie haben einen Spiegel, darin sie sehen, den hat der Teufel nicht, der heißt Facies patris, unseres Herr Gotts Angesicht. Darum ist ein Engel viel klüger denn die Teufel alle auf einen Haufen. So sind sie auch viel mächtiger denn die Teufel, denn sie stehen bei dem, der mit seinem Namen Omnipotens heißt, Allmächtig. Darum laßt uns ja Gott fleißig danken, daß er solche Regenten uns geordnet hat, die unser sollen warten und tuns auch herzlich gerne. . .

Das sollen wir erkennen, lernen und Gott fleißig dafür danken. Und es wäre zumal fein, daß man morgens, wenn einer aufsteht, unsern Herrgott in Sonderheit darum bäte und sagte:

„Lieber Gott, laß heut deinen heiligen Engel bei mir sein,
mich regieren und führen, schützen und lehren."

Martin Luther über Christus und die Engel in der Vorlesung zum Hebräerbrief 1517.*)

Text: Hebr. 1, 1—14.

Gott macht die Wesen, die Engel sind und Engel genannt werden, damit sie Winde, und die Wesen, die ihm dienen, damit sie Feuerflamme sein sollen. Mit diesen Worten beschreibt die Schrift im Bilde ihr Wesen: sie sind nicht Fleisch und Körper, sondern Geist oder Wind, also von ganz feiner und geschwinder Art. Daher sagt der 104. Psalm von ihnen: „Der du gehst auf den Fittichen der Winde", d. h. der Geister oder der Engel. Überdies sind sie von ganz lichter Art, gleich dem Widerschein oder dem Goldglanz des Feuers, wie man das an dem Engel sehen konnte, der auf dem Grabe Christi saß, dessen „Gestalt war wie ein Blitz". Denn das Wort, das hier für den Ausdruck Feuerflamme genommen ist, lautet nach S. Hieronymus im Hebräischen „Brennendes Feuer". Johannes Reuchlin sagt „zitterndes oder flimmerndes Feuer", so wie ein blankes Schwert gegen die Sonne oder gegen einen hohlen Spiegel gehalten glitzert und flimmert; damit wird angedeutet, daß die Engel brennende Wesen sind und beweglich wie die funkelnden Sterne, die da jubeln und frohlocken zu Ehren Gottes, wie wir das lesen Hiob 38: „Als mich die Morgensterne lobten und alle Kinder Gottes jauchzten."

Christus aber ist nicht Engel, sondern er ist Gott, denn es steht geschrieben, daß er von den Engeln angebetet worden ist, und zwar der Mensch Christus. Denn daß er gesetzt ist zum Erben über alles, das stimmt wesentlich zu ihm um seiner menschlichen Natur willen... Der Apostel spricht zuerst von der Menschheit und erst darnach von der Gottheit Christi, um so selbst die Richtigkeit des Satzes zu bestätigen: Gott wird nur im Glauben erkannt, denn der Mensch Christus ist für uns jene heilige Leiter, auf der wir hinansteigen zur Erkenntnis Gottes. Daher sagt Christus: Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Und ebenso: Ich bin die Tür. Will also einer zu seinem eigenen Heile emporsteigen zur Liebe und zu der Erkenntnis Gottes, der lasse alle menschlichen und metaphysischen Anweisungen für die Erkenntnis Gottes dahinten und übe sich zu allererst darin, den Menschen Christus zu erkennen. Denn da Gott sich selbst erniedrigt hat, um erkennbar zu werden, wäre es sündlichste

*) Nach der Übertragung von Georg Helbig, in Auswahl zu den Versen 7, 2, 3, 6, 8.

Vermessenheit, wollte ein Mensch sich unter Zuhilfenahme der Eingebungen seines schöpferischen Geistes einen anderen Weg suchen.

Durch sich selbst hat Christus die Reinigung unserer Sünden erwirkt. Mit diesem Satze erledigt der Apostel kurzerhand schlechthin alle menschlichen Gerechtigkeiten und Übungen der Buße und preist die über alle Massen große Barmherzigkeit Gottes. Darum sollen wir verzweifeln an unserer Buße, an der Reinigung der Sünden, wie wir sie zuwege bringen, weil die Sünden, ehe denn wir sie beichten, schon vergeben sind. Ja vielmehr die von ihm gewirkte Reinigung selbst schafft überhaupt erst auch in uns die Buße, d. h. unsere Gerechtigkeit ist das Werk seiner Gerechtigkeit. Das ist es, was Jes. 53 sagt: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeder wandte sich seinem Wege zu, aber der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn."

Das Reich Christi ist verborgen in rätseltiefem Dunkel des Glaubens, wie es Hes. 32 gesagt ist: „Ich will die Sonne mit einer Wolke bedecken", d. h. ich will die Weisheit der Menschen gefangen nehmen im Glauben.

Ein sehr starker Glaube muß denen eigen sein, die das verheißene Erbe des geistlichen Volkes in Besitz nehmen wollen. Denn nichts ist einem Könige und nun gar dem Königreich Gottes unähnlicher als das Volk Christi, wenn man es nach seiner äußeren Gestalt beurteilt. Denn es scheint nicht ein Königreich zu sein, sondern Verbannung, nicht Leben, sondern immerwährendes Sterben, es erscheint nicht in Herrlichkeit, sondern in Schande, nicht in Reichtum, sondern in größter Armut zu verharren. Nur so wird jeder, der in diesem Reiche leben will, gezwungen, das an sich selbst zu erfahren.

Durch keine andere Gewalt regiert Christus die Kirche als durch sein Wort. Das Evangelium sagt: „Es sei denn, daß ein Mensch von neuem geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich der Himmel kommen." So läßt es denn garnichts am alten Menschen übrig, sondern vernichtet ihn gänzlich und erneuert ihn, bis daß er sich selbst haßt, indem es seine Eigenliebe ganz und gar entwurzelt durch den Glauben an Christus.

Aus Luthers Predigt am Michaelistag 1534.*)

Text: Die Michaelisepistel Offenb. Joh. 12, 7—12.

Ihr habt heute (im Text) gehört, warum ihr das Fest aller Engel feiern

* Aus der lat.-deutschen Nachschrift in W. A. XXXVII, 539 ff. im Auszug übertragen.

sollt. Es ist nicht die Meinung, daß sie angebetet oder Götter werden sollen, sondern daß wir Gott dankbar sein und ihn mit Freuden loben und preisen, daß er sich seiner Christen so herzlich annimmt und bestellt ihnen so herrliche Helfer und Wächter. Und sie sind uns wohl von Nöten, da er uns hier zurückgelassen hat wie Lämmer mitten unter den Wölfen. Das ist, daß wir Sünder und Elenden sollen hie sitzen und leben unter dem leidigen Teufel, der alle Augenblicke drauf sinnt, daß er schade unserem Leib mit Mord und unserer Seel mit Lügen und Abgötterei. Und wir haben eine schlechte Macht wider des Teufels Macht, der da ist ein Geist. Daher sorgt Gott: über das hinaus, daß er selbst haushält, hat er auch für Engel gesorgt, daß sie ihm helfen regieren die Christenheit und auch die Welt. Denn wo die lieben Engel nicht sind, da ist's bald verloren, und unser Herrgott zieht bald die Hand ab, wie wir denn sehen: wenn der Herr will die Welt strafen, so läßt er die Engel die Hand abtun und den Teufel machen, wie er will... Wenn Gott wohl will, so müssen die Engel auf sein und den Teufel vertreiben und immer wieder aus dem Himmel werfen. Des sollen wir unserem Herrgott danken und obschon wir schwach sind, dennoch nicht verlassen werden, weil keiner von uns so heilig ist, wenn er allein kämpft mit dem Teufel und nicht einen Engel als Helfer hat, so ist dieser Geist zu groß und kundig der Schrift: er ist ein Tausendkünstler und Meister, er hat schon mehr Heilige angegriffen und manche besiegt. Wenn also Gott uns wohl will, dann gibt er uns Engel dazu. Das ist zu predigen, damit wir Gott Dank sagen, weil er uns geringe und schwache Gefäße vom Teufel befreit durch der Engel Wache. . . Es ist Gottes gnädiger Wille, daß er Engel mit dazu gebraucht. Er selbst könnte auf Erden die Mörder aufheben und den Streit richten und alle Kriege führen. Aber er will es nicht, sondern setzt Fürsten und Könige, die müssen sein Amt unter den Menschen verwalten. So könnte er uns ohne Engel schützen und doch will er der Engel Dienst brauchen, daß sie helfen regieren, beide geistlich und weltlich Stand. So könnte er auch ohne uns predigen, doch will er es nicht, sondern setzt Apostel und Prediger, die die Kirche regieren sollen mit dem Wort und den Sakramenten. . .

Der Himmel (im Text) ist die ganze Christenheit; wo getaufte Menschen sind, ist Christi Königreich. Es ist ein verborgen Himmelreich, aber es wird offenbart, wenn wir auferstehen werden von den Toten. In diesem Reiche ist der Drache, die alte Schlange, der Satan, der uns verklagt vor Gott. Er malet

ihn weidlich her. Himmelreich ist die heilige Christenheit. Doch hat der Teufel eine Zeitlang regiert und mächtig und still gesessen, wie Christus es im Evangelium beschreibt, Luc. 11.: „Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewacht, so bleibt das Seine mit Frieden." So, wenn Gott über die Christenheit zornig wird, läßt er den Teufel im Himmel sitzen, wie er es getan hat zur Zeit des Ketzers Arius, eines solchen Riesen, daß nicht ein einziger rechtgläubiger Bischof in der ganzen Christenheit vorhanden war und alle Predigtstühle mit den schlimmsten Ketzern besetzt waren mit Ausnahme von nur zweien. Alles, was mächtig und klug war wie der Kaiser, hing ihnen an. Da saß der Drache im Himmel und regierte, und seine Engel waren die Bischöfe, Arius und Arsatius. Die waren die Engel des Drachen. So ist der Himmel nicht nur, wo im Himmel die natürlichen Engel sind, sondern die Christenheit auf Erden. So sind Engel nach diesem Kapitel Prediger und Bischöfe, die haben Ämter in diesem Himmel und regieren... So greift Michael der Engel vom Himmel den Arius und seine Engel, die Ketzer, an, die Gottes Sohn verleugneten. Es kommt nun Athanasius und Augustinus, denen gibt er den Michael vom Himmel, und Augustin gewinnt andere Bischöfe, die recht lehrten, daß Christus wahrhaftig Gottes Sohn ist. . . Sie haben einen guten Helfer gehabt an St. Michael, und so vertrieben sie den Teufel mit seinen Engeln und verwarfen ihn aus der Christenheit, daß zu jener Zeit die Lehre des Arius nichts mehr galt, sondern wie vorher, daß Vater, Sohn und Heiliger Geist der wahre und eine Gott sind. So kämpfen sie auch mit anderen Ketzern, und sind alle diese Kämpfe zu verstehen von den geistlichen Kämpfen, wo wahre Christen mit den falschen, wo fromme Bischöfe mit den ketzerischen kämpfen. Das heißt geistlicher Krieg, der betrifft ewiges Leben oder Tod. Wenn Gott günstig ist und sein Zorn aus, dann kommt Michael vom Himmel und kriegt Bischöfe an sich, und sie schlagen drein, bis der Teufel verworfen wird. Das ist voll höchsten Trostes. Es gehet wohl sauer und schwer zu, wie es schien, als Arius angegriffen wurde, als ob Michael und seine Engel würden verlieren, weil dort der Kaiser mit seiner ganzen Macht bei ihnen stand und so mächtig, daß alle Kirchen verwahrlost waren. . . So ganz hatte der Drache gewonnen. Doch verheißt der Text den Trost, weil der Drache nicht siegen konnte. Er tät wohl großen Schaden und verführte den Kaiser, Könige, Fürsten, doch die Macht Michaelis mit Kreuz und Fahne war stärker. So ist's immer gegangen, wann

das Wort aufging, ist es durchgebrochen. Aber: wir müssen streiten, wie der Text sagt. Er tut Schaden. Er schlägt unter uns, daß es bufft, er verführt viele und verwirrt uns, er wartet nicht und sitzt hinterm Ofen, der Teufel mit seinen Engeln, sondern geht mit ganzer Gewalt vor. — Aber es streitet Michael und seine Engel mit dem Drachen, doch er wird nicht obliegen, der Sieg muß da sein, wo Michael ist. Wir haben einen Engel, der Michael heißt, d. h. „Schlag drein", Gotts Schlag, der soll Gottes Schwert führen, Gotts Schmeiß, der drein schlägt, daß Feuer ausschlägt. Wenns dem Volk am ärgsten geht, wird ein Engel kommen: Gott Schmeiß, der wird dreinschlagen, das wird stieben und stäuben. So tut ers jetzt und wird es weiter tun. Und sein Schwert, mit dem er schlägt, ist Gottes Wort. Daher heißt es: „Gott schmeißet." Nicht allein ist er kräftig, weil er schlagen kann, sondern in der Tat. Diesen Engel wird Gott herauslocken wie zur Zeit des Arius, so auch heute. Den Trost haben wir. Wenn die Christenheit unterdrückt würde durch soviel Rotten und Lehren und es schiene, als ob der Teufel alles in der Kirche in Besitz nähme, so soll man doch nicht verzweifeln. Gott wird einen Schmeißengel schicken, der nicht soll feiern, sondern stechen, hauen, gewinnen, weil die Christenheit soll nicht untergehn. Er soll heißen: „Schlag drein!" ... Michael hat das Schwert gezückt, der soll siegen mit seinen Engeln... So singen wir heute den Hymnus, weil der Papst und seine Engel aus jenem Himmel verworfen sind... Wenn Gott den Zorn abwendet, kommt Michael, der da heißt: „Schmeiß drein", gibt Prediger, die wahrhaft predigen und greifen an den Teufel und seine Engel. Da ist Lärmen und Krieg, da sagt die Welt: Vorher war Friede, wann gibt es Einigkeit? Es gibt keine Einigkeit, sondern wir wollen kriegen. Wenn der Teufel wird angegriffen mit dem Worte Gottes, wehrt er sich. Der Papst sagt nicht Ja dazu, daß er sei der Antichrist, sondern er verdammet mich und verbrennet. Darnach kommen die Rotten und richten Lärmen zu. Aber wir sollen bei uns haben „Schmeiß drein" von Gottes wegen, da unsers Herrgotts Schlag ist. — Es muß Krieg sein... Des singt man heut: Lob und Ehr Gott, der uns gibt Michael und seine Engel, die uns wieder helfen zum wahren Worte Gottes. Deswegen müssen wir ihm Dank sagen.

I. Tag: Luthers Kampf um Gottes Gottheit

Am Eingang des Hauptgesprächs, das sich eigentlich durch alle drei Tage des Wittenberger Treffens hinzog, standen zwei Referate. D. Althaus sprach unter der Überschrift „Gottes Gottheit bei Martin Luther". Der zweite Referent war weder Theologe noch Historiker, aber wer Rudolf Thiels Luterbuch las, weiß, daß er sich in die Weite und in die Tiefe des Lutherschrifttums hineingedacht hat. Sein Thema hieß „Der religiöse Sinn von Luthers Kampf". Da beide Referate in dem Lutherjahrbuche 1935 zum Abdruck kommen, sollen hier nur ihre Hauptgedanken angedeutet werden.

D. Althaus stellte Luthers Gedanken über Gottes Gottheit hinein in die religiöse Ideenwelt der gegenwärtigen Geistigkeit. Gerade unter den modernen Dichtern herrscht weithin eine Neigung zu pantheistischer Mystik. Diese moderne Anschauung von dem Gott ohne Kleider und ohne Namen hat angeblich ihre fromme Wurzel in der Ehrfurcht vor der unergründlichen göttlichen Majestät. Muß man um der Gottheit Gottes willen Mystiker oder Pantheist sein? Bei Luther lernt man diese Frage zu verneinen.

Wohl geht Luther mit den Modernen einen Schritt gemeinsam, wenn sie gegenüber der Begriffsverlorenheit mancher Theologen die Wirklichkeit Gottes betonen. Luther spricht von dem Gott, der in allem Wirklichen gegenwärtig ist, aber er ist gegenwärtig als der Wirkende, dynamisch Schaffende. Unsere menschliche Aktivität ist nur eine Maske, die Gott sich vorbindet, ist nur eine Bereitschaft, von Gott zu empfangen. Aber der Reformator hat es verstanden, Gottes schaffendes Innesein in allem Wirklichen zusammen zu denken mit Gottes Weltüberlegenheit. Er weiß von einem Überschießen Gottes über alles Wirkliche.

Will man Luthers Gedanken von Gottes Gottheit verstehen, so muß man beachten, daß er mehrere Weisen der Gegenwart Gottes kennt; er unterscheidet, ob Gott gegenwärtig ist und ob er Dir gegenwärtig ist. Er ist Dir da, wenn er sein Wort hinzutut. Der Moderne hält es für den Erweis von Gottes Gottheit, daß Gott nirgends zu fassen ist. Luther sieht gerade darin die Heillosigkeit unseres Lebens. Für ihn ist die Existenz unmöglich, solange die Gottheit uns nur als das alles tragende Leben begegnet.

In Luthers Gedanken von dem verborgenen Gott ist das alte germanische Grauen vor dem blinden Schicksal in christlicher Melodie neu gesungen. Der Gott des Pantheismus, der Gott, der als durchdringendes Leben in allem Wirklichen wirklich ist, ist der verborgene Gott. Für Luther ist diese alles erfüllende Gegenwart eine höchst zweideutige und damit heillose Wirklichkeit. Ist alles wirklich in Gott begründet, dann ist Gott auch im Satan, im Gottlosen, in der Gebundenheit des Menschen. Die Gottheit Gottes ist so der Abgrund, in dem wir uns zu Tode stürzen können.

Der natürliche Blick in die Wirklichkeit zeigt uns nicht, was Gott mit uns vorhat. An dieser persönlichen Frage aber bricht für Luther erst die religiöse Frage auf. Bei unseren nordischen Vätern starb der Glaube an den freundlichen Gott, den fulltrui, d. h. den Gott, dem man ganz vertrauen kann, an der Schicksalserfahrung, an der Zweideutigkeit der Wirklichkeit. Das alles hat Luther durchlebt in seinen Gedanken vom verborgenen Gott. Aber er stößt wieder zur fulltrui durch, er findet ihn in Jesus Christus. In ihm hat das namenlose Geheimnis, das hinter allem Wirklichen ist, ein bestimmtes Antlitz gewonnen, in ihm hat sich der gestaltlose Weltgrund ein Profil gegeben. Das meint Luther mit der altkirchlichen Formel, daß Jesus Christus Gottes Sohn sei. Christi Menschheit ist die Konkretisierung, in der Gott für mich erlebbar wird.

In Luthers Hunger nach Personalität bricht das Uranliegen des deutschen Menschen durch. Seit der deutschen Mystik geht die Legende durch unsere Geistesgeschichte, daß es eine Verunehrung Gottes sei, wenn man von dem Du Gottes spricht. Wer bei Luther steht, weiß, daß ich Gott erst dann entdeckt habe, wenn ich ihm in der Dimension des Du begegnet bin. In diesem Punkt gibt es nur eine Entscheidung zwischen den Selbstverständlichkeiten unserer Zeit und Martin Luther. Es ist nicht ungefährlich, Luther zu studieren, seine Verneinungen des mystischen Weges sind von einer solchen Zornesglut getragen, daß man sich entweder daran ärgert oder daß einem durch Luther ein für alle Mal der Star gestochen wird.

Wo bleibt der verborgene Gott? Ist er übersprungen? Vergessen? Nein, das Urgrauen bleibt als nächster Eindruck der Wirklichkeit, als ständige Anfechtung. Luther kennt keine Wirkung, die den Menschen ein für alle Mal herausrettet aus der Namenlosigkeit Gottes, die Heillosigkeit bedeutet, es

bleibt für ihn eine ungeheure Spannweite des Glaubensweges, die in der evangelischen Kirche auf die Dauer nicht mehr verstanden worden ist. Gott ist verborgen unter seinem Gegenteil, angesichts der Vieldeutigkeit und Schauerlichkeit des Lebens muß es der Christ wagen auf Jesus Christus. Er muß durch die Wirklichkeit Gottes in aller Wirklichkeit durchdringen zur personhaften Wirklichkeit, die da ist in Jesus Christus.

Luther hat nicht gemeint, er würde mit der Verengung in das Personhafte Gottes Gottheit gefährden, im Gegenteil, Gottes Gottheit besteht in der Unbedingtheit seines Schöpfertums, in der Unbedingtheit seiner Liebe. Was man bei Luther den Rechtfertigungsgedanken nennt, ist nichts anderes, als die Antwort auf die Frage nach der Würde und nach der Ehre des Menschen, d. h. die Frage nach der Möglichkeit, nicht nur biologisch, sondern als Mensch zu existieren. Nach modernem Denken verwirklicht der Mensch selbst seine Ehre, indem er sie in seine Pflicht setzt. Zu diesem Ehrgedanken finden sich bei Luther zwei Fragen. Erstens: Kann der Mensch wirklich seine Ehre bis in die Tiefe verwirklichen? Luther hat gesehen, daß es den Menschen möglich ist, für das Vaterland zu sterben, aber er hat sich nicht darüber täuschen lassen, daß es leichter ist, im Rausch einer großen Stunde durch die Gnade der Geschichte hingerissen zu werden, als in der Wirklichkeit des Lebens sich selbst zu vergessen. Zweitens: Luther meint, es wäre das Schauerliche an der Menschenseele, daß jeder Sieg, den wir erringen, uns zum Grunde der tiefsten Eitelkeit wird. Gerade in unserem sogenannten moralischen Ernst sind wir Menschen herausgefallen aus der schlichten Selbstverständlichkeit, mit der das Kind sich selbst nicht sieht. Hier bricht Luthers Gedanke von Gottes Gottheit herein; dann ist sie von uns ernst genommen, wenn ich weiß, daß ich mich nicht „würdiger", meine Würde nicht schaffen kann, sondern daß das nur Gott vor allem und trotz allem meinem Sein vermag. Für Luther ist die Frage nach der Rechtfertigung nicht die Frage nach einem Notweg, der dem Menschen, der nun einmal Sünder ist, die Möglichkeit der Existenz vor Gott schafft, für Luther ist die Möglichkeit freudig zu sein eine immer neue Anerkennung von Gottes unbedingtem Schöpfertum. Gottes Gottheit wird allein im Glauben anerkannt, das heißt in der Haltung des bedingungslosen Empfangs und Erlebens von Gottes Uns-Würdigen.

Das zweite völlig unabhängig vom ersten gearbeitete Referat behandelte den „religiösen Sinn von Luthers Kampf". Unter diesem „Kampf" waren hier nicht nur wie sonst so oft die Seelenkämpfe Luthers im Kloster verstanden, die dann zum Durchbruch der reformatorischen Erkenntnis führten, sondern darüber hinaus die inneren „Anfechtungen", die der Reformator bis an sein Ende erfahren hat. Indem Rudolf Thiel zu zeigen versuchte, wie dieser Kampf seinen Sinn aus dem neuen Verständnis des „Glaubens" gewinnt, knüpfte er sachlich an das, was D. Althaus über den verborgenen Gott bei Martin Luther gesagt hatte, an.

Luther hat gelehrt, daß wir durch den bloßen Glauben in den Himmel kommen. Gibt es einen, der nicht gern und leicht und fröhlich glaubt, daß er in den Himmel kommt, wenn er dadurch in den Himmel kommt? Hier steckt ein Geheimnis. Luther meint es nicht so, daß dieser Glaube erst durch die Früchte einer schweren Lebenspraxis gültig werde, er hat die Vollendung des Gläubigen durch ein praktisches Christentum zurückgewiesen. Er hat wirklich alles von dem Glauben abhängig gemacht, und dieser Glaube soll aus dem Hören kommen. Freilich die Glaubenspredigt muß man täglich hören, der Glaube muß geübt werden. Luther stellt den Glauben als das einzige Werk allen übrigen Werken entgegen und sagt: Ich habe es oft erfahren, wie über die Maßen schwer es ist zu glauben.

Die Not, die der Glaube bereitet, hängt zusammen mit dem Rätsel der Erwählung. Wenn Luther in seinem Römerbriefkommentar die Behauptung des Paulus von der Vorherbestimmung nicht mildert, so ist das keine jugendliche Übertreibung. Bis zur Mosesvorlesung am Ende seines Lebens findet sich immer wieder der Gedanke von der verborgenen Vorherbestimmung: Gott hat nicht haben wollen, daß Du es wissen sollst.

Hier bekommt der Lutherglaube erst sein richtiges Gesicht. „Glaube und du bist im Himmel" das heißt ganz und gar nicht, daß man nur an seine Seligkeit zu glauben braucht, um sie in der Hand zu haben, nein, es verhält sich umgekehrt: Wer in den Himmel kommen will, der muß glauben können, der muß die Ungewißheit der Erwählung tragen können, dem Schrecken aller Schrecken ins Gesicht zu sehen, daß er höchstwahrscheinlich unter die Verdammten zählt. Der Mensch will nicht glauben, sondern will wissen. Luthers Glaube macht dem Wissenwollen ein Ende mit dem Satz: Du hast

kein Recht zu wissen, Du mußt glauben. Diese große, stolze, ehrfürchtige Ungewißheit Luthers muß erleben können, wer Luthers Glauben nacherleben will; niemals hat er die gleichgültige Sicherheit gekannt, die man von ihm lernen wollte. „Es gibt Gewißheit nur im Glauben, nicht in der Tat, Christus ist unser Friede, aber im Glauben, wer nicht glaubt, wird nimmermehr ruhig sein."

Wie sieht es mit der Praxis des Lutherglaubens aus? Wie verhält sich dieser Mensch, der seinen Geist in solche Höhen steigen läßt, im Gedränge des Tages? Die Lebensarbeit Luthers wird zum Werk eines Riesen, wenn man weiß, daß er keinen Augenblick seines Lebens seiner Seligkeit gewiß war. Denn auf dem Grunde seiner Seele lagen Furcht und Ehrfurcht. Seine Ehrfurcht ließ ihn einen unbekannten Gott verehren, seine Furcht hieß ihn jeden Augenblick erzittern vor dem Tode und dem Gericht. Die unablösbare Voraussetzung seines Tuns und Denkens war ein Urgefühl, das tiefe Bewußtsein von der eigenen Verworfenheit. Das beste redlichste Bestreben unserer Natur, vor allem der Vernunft, ist Sünde. Das ist eine Hauptarbeit des Lutherglaubens, daß er gegen die Vernunft an Gottes Güte und Gerechtigkeit festhält. Luther kennt zweierlei Sündenvergebung, eine heimliche und eine offenbare. Die erste macht rein, die andere macht Frieden. Die erste ist bloß im Glauben, die andere im Fühlen, die erste ist alle Zeit vonnöten, die andere zuweilen, daß der Mensch nicht verzage. Was ist die offenbare Sündenvergebung? Jedes Bibelwort, das von Gnade redet, jeder Zuspruch eines Seelsorgers, vor allem jener höchste Trost, den Luther kennt, das Abendmahl. Der Abendmahlstreit, der die Reformation in zwei Kirchen auseinanderriß, ging für Luther wirklich um die ganze Lehre, um den ganzen Glauben. Er hat herausgefühlt, daß Zwingli nicht von der Sünde gebissen wurde, hat in ihm einen freien, sicheren Geist erkannt und vor seiner angeblichen Heilsgewißheit gewarnt. Luther war nicht, wie seine Gegner meinten, ein zweiter Tetzel, der die Seligkeit umsonst schenkte und noch einen Becher Heilandsblut hinzugab; die Gegner hätten recht, wenn Luther die Gewißheit der Erwählung lehrte, aber Luther lehrte das Gegenteil: Das Abendmahl steht nicht auf unserer Würdigkeit, sondern auf dem Widerspiel.

Und die Werke? Wer es fertig bringt, sein Leben so aufs Ungewisse Gott anheim zu stellen, muß auch auf Heiligkeit verzichten können. Nun

müssen ja gute Werke geschehen, aber man darf sie nicht in der Meinung tun, daß man selig werde, wenn man sie tut, oder verdammt werde, wenn man sie unterwegs läßt. Nur um des Glaubens willen sind die Werke Gott wohlgefällig. Sie warten auf den Glauben, um durch ihn erst als gerecht zu gelten. Die wesentliche Leistung besteht darin, den Glauben selber gegen Anfechtung und Zweifel festzuhalten.

Den echten Lutherglauben zu erlernen, ist die Pflicht jedes wahrhaft Evangelischen. Gerade heute brauchen wir diesen Glauben, der die Seele nicht im Dämmer schwärmerischer Gefühle ruhen läßt, eine echte Religion ist Kampf, nicht Frieden. Die Untergründe dieses Glaubens sind Furcht und Ehrfurcht. Mit Furcht und Ehrfurcht könnten auch wir Heutigen wieder zu einer echten Religion gelangen, ohne diese beiden niemals.

Das lebhafte Gespräch, das sich an diese beiden Referate des ersten Vormittags anschloß und am Nachmittag, wie auch am nächsten Tage immer wieder aufgenommen wurde, knüpfte besonders an das an, was R. Thiel in seinem Vortrag ausgeführt hatte, während die Gedanken des ersten Referates, ohne von neuem ausgesprochen oder angegriffen zu werden, im Hintergrunde des Gesprächs standen. Das hatte wohl seinen Grund in der vom Vortragenden gewußten, und wie er es später selber sagte, aus bestimmten Gründen beabsichtigten Einseitigkeit des zweiten Vortrags. Es war für diese Einseitigkeit bezeichnend, daß der reformierte Schweizer D. Stickelberger den Eindruck hatte, alles was Rudolf Thiel an lutherischen Gedanken zitierte, hätte — cum grano salis — Calvin auch sagen können; wobei man freilich fragen wird, ob das denn auch für das gilt, was über Luthers Abendmahlsgedanken gesagt wurde. Dr. Rudolf Alexander Schröder, der das Gespräch eröffnete, bekannte, er habe das Leiden und Mitleiden an den schweren und ernsten Dingen des Vortrags auf jedem einzelnen Gesicht beobachtet und meinte, es müßten nun innerhalb des Gesprächs die helleren Seiten des lutherischen Glaubens und des christlichen Glaubensverständnisses zum Ausdruck kommen: „Schließlich haben wir nicht nur dieses furchtbare Spannungs- und Erwählungsbewußtsein, sondern die Heilsversicherungen, die über alles das hinausgehen und auf die wir uns verlassen können.“ Ihm war unter Thiels Rede wieder deutlich geworden, daß das Problem kein dialektisches bleiben dürfe,

unser Verstand sei nicht das Instrument, mit dem wir erkennen. Mit dem Denken kommt man an das absolut Absurde. „Ich will aber nicht an das Absolute glauben, sondern ich glaube, weil ohne Glaube alles absurd, alles entsetzlich, alles Hölle ist." Die Furcht Luthers und die Furcht eines jeden, der um christliche Erkenntnis ringt, sei nicht so sehr die Furcht vor irgendeiner Hölle, sondern die Furcht dessen, der erkennt, daß er selber in der Hölle steckt. „Luther hat immer wieder diesen Weg gemacht, der für mich der christliche Weg ist, der des Wechselns aus der Hölle in den Himmel, aus dem Himmel in die Hölle, in Hoffnung, daß einmal dieser Weg aufhören wird."

Also doch so etwas wie eine praktische Dialektik? Jedenfalls wurde auch hier das Wesen lutherischer Frömmigkeit nicht in einer statischen Heilssicherheit, sondern in einer lebendigen, bewegten Dynamik gesehen.

Die klärende Ergänzung zu dieser Seite der Thielschen Ausführungen gab in einem längeren Gesprächsbeitrag D. Wilhelm Stählin. Er sagte, es läge für die, die von Luther herkommen, eine ernste Gefahr in der Versuchung, die schroffen Äußerungen über diese Seite seines Gotterlebnisses isoliert zu nehmen und so aus der lebendigen Spannung herauszulösen, in der sie bei Luther stehen: „Ich habe mich währenddessen, was Herr Thiel aus den einsamsten Kämpfen Luthers, den tiefsten und abgründigsten Nöten seiner Gottesbegegnung und seiner Verzweiflung an Gott berichtet hat, immer wieder auf das besonnen, was alles Luther über die Kirche gesagt hat. Denn das ist die andere Seite; für Luther ist die Kirche, in der er lebt, deren Glied er ist, der ganz selbstverständlich auf Erden sichtbare Ort, wo das Evangelium wirklich zu ihm kommt, wo wirklich der heilige Geist ihn beruft und mit anderen zusammen sammelt, wo er die Vergebung der Sünden ganz konkret empfängt."

Rudolf Thiel hatte diese andere Seite ja zum mindesten angedeutet, als er von Luthers Kampf um die Abendmahlslehre sprach, auch D. Stählin sagte, der Kampf um das est im Sakramentsstreit käme bei Luther aus dem Interesse daran, daß nicht nur von einer Möglichkeit, sondern von etwas im vollen Sinn Gegenwärtigem geredet wird. Die Teilnehmer der Tagung saßen an jedem Morgen in Luthers Predigtkirche vor dem berühmten Altarbilde Lukas Cranachs. Stählin wies hin auf den handfesten Realismus, mit dem auf diesem Altar die Buße dargestellt ist. Zwei Män-

ner erscheinen vor Bugenhagen, der als Pfarrer der Stadtkirche das Amt der Schlüssel verwaltet; dem einen werden die Hände gelöst, dem anderen bleiben sie gebunden. „Wenn ich nicht glaube, was der Beichtiger von der Sündenvergebung sagt, dann hat das Altarbild keinen Sinn, wenn es aber richtig ist, dann ist das die andere Seite zu den Fragen nach der Anfechtung, daß in der Kirche ein Ort in der Welt ist, an den sich Gott gebunden hat. Daß er es getan hat, hängt damit zusammen, daß, um mit Luther zu sprechen, Gott sich in die Windeln legte. Dann sind Luthers Worte von der Anfechtung und von der letzten Verborgenheit Gottes ins rechte Licht gestellt, wenn sie in der lebendigen Spannung zu diesem anderen gesehen werden; dann begreift man erst, warum diese Anfechtungen für Luther im letzten Grunde doch Anfechtungen des Teufels sind. Als Glied der Kirche kann er seines Heils froh und gewiß sein."

Der Referent, der während des Gesprächs die Ausführungen seines Vortrags noch mehrfach ergänzte, suchte zu zeigen, wie „diese schweren und ernsten Dinge" in engem Zusammenhange mit Luthers Rechtfertigungslehre stehen. Seiner Meinung nach habe sich Luther, als er die Gerechtigkeit aus dem Glauben lehrte, eine Bürde aufgeladen, die größer war als alle anderen Anfechtungen. Nun hatte er keine Möglichkeit mehr, sich den Himmel zu verdienen, denn wenn der Apostel sagt: Der Gerechte lebt aus dem Glauben, so muß man glauben können, daß man in den Himmel kommt. Damit sei der Lutherglaube in seinem tiefsten Sinn festgelegt als Verzicht auf ein wirkliches Heiligsein, der Mensch müsse auf seine eigene Seligkeit verzichten lernen. Das sei bei Luther die höchste Stufe des Glaubens, daß der Mensch entschlossen sei, auch auf seine eigene Seligkeit zu verzichten. Freilich habe der Reformator selbst gesagt: „Das ist eine Sache, die Gott seinen Auserwählten nur ganz selten schenkt".

In einem Zwischenruf war die Bemerkung gemacht, daß Emanuel Hirsch gelegentlich von einer Zweistufigkeit in den Gedanken Luthers spreche. Daran anknüpfend meinte Rudolf Thiel, Luther sei durch eine ganz konkrete Lage veranlaßt, in seiner Verkündigung die dunklen Seiten seiner Glaubensgedanken gegenüber den helleren zurücktreten zu lassen: Mit der Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg 1522 beginnt für den Reformator ein ganz neuer Lebensabschnitt. Er hat nun nicht mehr in erster Linie

gegen das Papsttum zu kämpfen, sondern gegen die Schwärmer und Täufer. Den Stürmern in Wittenberg wirft er ihre lieblose Freiheit vor und betont jetzt: Es gibt neben dem Glauben noch ein Zweites, die Liebe. Überhaupt hat Luther zwischen den Menschen einen gewaltigen Unterschied gemacht, er hat die Starken, denen man Wein geben muß, unterschieden von den Schwachen, die der Milch bedürfen. In der Praxis hat er ebensoviel von der Liebe und den Werken gepredigt wie jeder andere. Aber die Schwachen waren nicht die Menschen der großen Masse, sondern diejenigen, die unter ihrer eigenen Religiosität litten, die bis ins Innerste beunruhigt waren von diesen schweren Dingen, — Luther selbst rechnete sich zu diesen Schwachen. Es gab damals Menschen, die auf Grund der Frage, ob sie erwählt seien, Selbstmordgedanken hatten.

Aber heute ist die Lage ganz anders. Wir müssen nicht Rücksicht nehmen auf Menschen, die sich um ihre Erwählung ängstigen, es kommt im Gegenteil darauf an, die Menschen wieder Furcht zu lehren. Freilich sei es kaum möglich, den heutigen Menschen ein Sündergefühl beizubringen, wie es Luther voraussetzte, aber eine andere Furcht tritt an die Stelle der Sündenangst, die Furcht vor dem Tode. Man hat die Todesfurcht lange Jahre aus dem Menschen hinauswerfen wollen. Das tragische Bewußtsein ist uns verloren gegangen. Wenn jemand stirbt, so ist das noch kein tragisches Ereignis. Tragische Gesinnung ist es, im stärksten, vollsten Leben sich des Todes bewußt zu sein. Thiel meinte, das komme wieder. Das dritte Reich macht das Leben härter, schärft die Gegensätze, der Mensch muß sich bekennen, muß sich bewähren. Daraus wird ein größerer Lebensernst und eine rechte Todesfurcht erwachsen.

Und noch ein anderes sagte der Vortragende zur gegenwärtigen Lage: Wir kennen die Ehrfurcht Luthers nicht mehr. Man hat uns zu lange den „lieben Gott" gelehrt, darum ist es nötig, den unbekannten Gott zu zeigen, der zu hoch steht für unsere Vertraulichkeit.

Die letzteren Gedanken über die Situation des heutigen Menschen fanden in dem Gespräch ein besonders lebhaftes Echo.

Prof. D. Dr. Beyer-Greifswald suchte nach den Gründen dieser Haltung und meinte, wir seien durch die Aufklärung in eine Gemütlichkeit des Lebens hineingeraten, in der für den Menschen von heute nichts mehr

ernsthaft und echt sei. Am 1. Mai d. J. führten die Tischler in Greifswald als Sinnbild ihres Handwerks eine Wiege und einen Sarg im Festzuge mit. Dieser Vorgang fand in der Stadt weithin Ablehnung; man meinte, das sei eine ungeheure Geschmacklosigkeit, in Wirklichkeit will man den Tod nicht sehen, wenn man im Leben ist. An dieser Einstellung hat selbst das Sterben unserer zwei Millionen im Kriege nichts geändert. Der Mensch entkleidet sich der Menschheit und wird zur Maschine. Wir haben in Deutschland das Glück, daß wir noch die Möglichkeit einer positiven Bejahung der Existenzfrage besitzen, aber was im politischen Raum geschieht, kann nur dann zu einer sinnvollen Auswirkung kommen, wenn wir wirklich das Leben von vorn anfangen, wenn wir uns darauf besinnen, was eigentlich Menschentum ist.

Prof. D. Schumann-Halle nannte den heutigen technischen Menschen den Menschen der socordia, der Stumpfsinnigkeit. Dieser Mensch ist dem Tode gegenüber unglaublich stumpfsinnig. Der Tod ist ihm ein Unglücksfall, der irgendwo in der Zeitung steht. Für Luther ist das Erschreckende nicht der Tod, der ein Ende ist; diesem Tode gegenüber kann man die Haltung des forschen Kerls einnehmen, ihn kann man verachten. Der Tod wird erst dann ein Gegenstand der Angst, wenn irgendwie aufbricht: Das ist ja kein Ende, das ist Zukunft, damit hängt die Frage zusammen: Ist es Zukunft Gottes? Kommt Gott über mich im Tode? Dann ist mit der Todesangst auch die Sündenangst da.

D. Althaus fügte hinzu, das Grauen vor der Sinnlosigkeit des Lebens sei an die Stelle von Luthers Erwählungsangst getreten, das sei die Heillosigkeit, die der Mensch von heute erfahren. D. Stählin wies auf die Frage nach der ersten Spur einer Wandlung des deutschen, vielleicht des abendländischen Menschen in der Richtung, daß er wieder erschrecken kann, noch auf etwas anderes hin: Nicht die Sünde im Sinn eines persönlich empfundenen Gegensatzes zu Gott ist der Ort, wo dieses Erschrecken aufbricht. Auch nicht die Todesfurcht. Es ist durchaus möglich, die Todesfurcht durch eine innerweltliche Haltung heroischer Tapferkeit zu überwinden; aber in dem Rausch der Lebenshingabe ist noch keine wirkliche innerliche Überwindung des Todes gegeben; es besteht heute die Gefahr, daß die Todesfurcht in einer Weise überwunden wird, die den Menschen zum verwegenen Abenteurer,

nicht aber im frommen Sinn getrost und tapfer macht. Es ist ein anderer Punkt, an dem tieferes Erschrecken über den heutigen Menschen kommt. Dieser Mensch ist bereit zuzugeben, daß es dämonische Wirklichkeiten gibt. Ernsthafte Menschen stehen heute wieder unter dem Eindruck dämonischer Mächte in der Welt. Der Mensch macht die unheimliche Erfahrung, daß das, was er bewußt meint, tut und will, gar nicht so furchtbar wichtig ist, sondern daß er unter der Herrschaft von Mächten steht, die im Guten, aber auch im Schlimmen aus seinem Werk und Wesen etwas völlig anderes machen, als was er eigentlich meint. Da droht furchtbare Sinnzerstörung und Sinnverkehrung; das ist der Ort, wo ein tiefes Erschrecken an die Menschen unseres Abendlandes rührt. Vielleicht deutet dieses Erschrecken auf eine fruchtbare Wandlung, denn es war eine der tiefsten Ursachen für die innerste Unkraft des 19. Jahrhunderts, daß seine Menschen nicht mehr um die Wirklichkeit von Engeln und Dämonen gewußt haben.

Hier meldete freilich Rudolf Thiel noch einen Widerspruch an. Er leugnete, daß die Dämonen als sinnzerstörende Gewalt empfunden würden, sie würden tatsächlich nur als die Gewalten der Sinnlosigkeit empfunden und das ertrügen die getrosten Menschen von heute, die keine Religion besitzen. Sie sind von einer innerlichen Sicherheit, die garnichts mehr zu tun hat mit solchem Erschrecken. Sinnlosigkeit spielt keine Rolle, wenn kein Bedürfnis besteht, dem Leben einen Sinn zu geben.

Kann Luther dazu helfen, daß der moderne Mensch aus dieser trostlosen Getrostheit seines sinnlosen Lebens aufgeweckt und aufgerüttelt wird? Vermag eine Begegnung mit Martin Luther dem Menschen unserer Gegenwart das Evangelium nahe zu bringen, das eigentlich nur von dem verstanden werden kann, der sich nicht irgendwelche Schleichwege in eine gesicherte Existenz hineingebahnt hat? Wir hatten in Wittenberg wieder einen starken Eindruck von der Erweckungskraft der Luthergestalt und des Lutherwerkes, darum suchen wir in der Luthergesellschaft an unserem Platz und auf unsere Art nicht Luther, aber das Evangelium von Jesus Christus, von dem Luther geformt ist und aus dem er gelebt hat, zu verkündigen, indem wir rufen zur Begegnung mit Martin Luther.

2. Tag: Luthers deutsche Bibel

D. Knolle führte etwa Folgendes aus:

Schleiermacher scheidet Übersetzungen in solche, die den Schriftsteller möglichst in Ruhe lassen und den Leser ihm entgegen bewegen, und solche, die den Leser möglichst in Ruhe lassen und den Schriftsteller ihm entgegen bewegen. Man hat diese Unterscheidung auch des öfteren (Risch, Rosenzweig) auf Luthers Bibelübersetzung angewandt. Sie wird aber falsch, wo man sie zum Ausgangspunkt der Übersetzungsart Luthers macht. Denn sie ist nicht bestimmt von den Schriftstellern der Bibel und ihrer Mannigfaltigkeit, sondern von der Offenbarung Gottes und ihrer Einheit. Luther übersetzte die Bibel als Gottes Wort, und zwar in doppelter Beziehung: Seine deutsche Bibel sollte des lebendigen Gottes Wort darbieten und sollte es als sein lebendiges Wort darbieten.

I.

Als erste Regel seines Übersetzens bezeichnet Luther: „Die heilige Schrift redet von göttlichen Werken und Dingen." Die Übersetzung muß dem göttlichen Urheber und dem göttlichen Inhalt der Bibel gemäß sein. Luther befolgt auch hier den Grundsatz seiner ganzen Theologie: „Es ist sicherer, Gott zuviel zuzuerteilen als den Menschen." So ist er bemüht, die göttliche Seite der Bibel herauszuarbeiten. Seine Übersetzung lebt von diesem Groß- und Gewaltigmachen Gottes. Er sagt ausdrücklich im „Sendbrief vom Dolmetschen", daß er's „zu Ehren einem, der droben sitzet" getan habe. Ja, er sieht seine Übersetzung ganz streng als Ausdruck seines Rechtfertigungsglaubens: „Es ist alles (in der Übersetzung) seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe. Ja, es ist seines teuren Blutes und sauren Schweißes, darum soll's auch, ob Gott will, alles ihm zu Ehren dienen mit Freuden und von Herzen." Sein Übersetzen ist allein aus Gnaden zustande gekommen. „Die Sache im Grunde selbst", die Rechtfertigung als das „Hauptstück christlicher Lehre" ist die Rechtfertigung seiner Übersetzung. Es geht ihm nicht zuerst um die Worte der Menschen, die von Gott in mannigfacher Weise geredet haben, es geht ihm um das Wort Gottes, es geht ihm um den Einen und Ewigen Gott, der durch alles Menschenreden hindurch sich immer wieder bezeugt. Daß

Gott in ihr redet, gibt seiner Bibel allein die Autorität des Glaubens. Vor dieser Autorität hat er sich beim Übersetzen gebeugt. „Die Bibel will in Furcht und Demut behandelt sein." Er wirft es den mittelalterlichen Auslegern vor, daß sie wie Schweine mit ungewaschenen Füßen in den Garten der heiligen Schrift eingebrochen seien und ihn zum Tummelplatz ihrer eigenen Gedanken gemacht haben. Das Geheimnis der göttlichen Majestät erfüllt den Übersetzer mit zitternder Scheu: „Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen. Kannst Du es nicht verstehen, so zeuch den Hut vor ihm ab." So wird seine deutsche Bibel Heilige Schrift.

Aus dieser Ehrfurcht vor Gottes Wort ergibt sich für Luther eine andere Regel seiner Übersetzung: daß man Achtung auf die Grammatik am habe. Er versteht darunter „den schriftlichen oder buchstäblichen Zungensinn" (Sprachsinn, Wortsinn). „Gott ist in allen seinen Worten, ja Silben wahrhaftig; wer eins nicht glaubt, glaubt keins. „Tue dem heiligen Geiste die Ehre, daß er gelehrter gewesen sei denn Du." Von hier aus, in dem Bemühen wiederzugeben, was wirklich gesagt ist, muß Luther auf die Ursprachen zurückgreifen. Er erarbeitet sich das Verständnis von Wort- und Satzform, Gestalt und Geist der hebräischen und griechischen Sprache. „Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes (Gottes) steckt." Gott hat eben diese beiden Sprachen zu seinem Worte erwählt. Darum verleugnet Luthers Übersetzung nicht die sprachliche und landschaftliche Herkunft der Bibel. Er deutscht die Bibel nicht so ein, wie etwa der Heliand, dem man die Herkunft des Stoffes aus der Fremde nicht mehr anmerkt. Das Evangelium ist ja den Deutschen erst gebracht worden. Es kann für das wirkliche Verständnis sehr darauf ankommen, diesen sprachlichen Urcharakter der Heiligen Schrift nicht einfach zu verwischen. Luther will um der Wahrheit willen sicher gehen. „Ich habe nicht allzu frei die Buchstaben fahren lassen, sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehülfen darauf gesehen, daß, wo etwas an einem Worte gelegen ist, ich es nach dem Buchstaben gehalten habe und nicht so frei davon abgegangen bin." „Ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Worte weichen." Unter dem „buchstäblichen" Sinne versteht Luther den historischen Sinn, den er im Unterschiede von der vierfachen Schriftauslegung des Mittelalters für seine Übersetzung zugrunde legt. Er geht damit auch über die Humanisten hinaus.

Aber freilich, er war ein Feind der „Buchstabilisten", einer nur buchstäblichen Übersetzung. Denn die Heilige Schrift ist ja nicht eine Sammlung von Gottes Buchstaben, sondern von Gottes Wort. Aus der Bindung an das Wort Gottes wird die Freiheit der Lutherischen Übersetzung in den Worten geboren. Gottes Wort ist in der Schrift eine Einzahl, ein einheitlicher Sinn. Um dieser Einheit willen ist Luther die Bibel das klarste Buch, das sich selbst auslegt. Die Übersetzung muß der Herausstellung dieser Klarheit dienen. Der einheitliche Sinn der Bibel muß bei der Deutung jeder Stelle gegenwärtig sein. Wer das Thema nicht kennt, kann wohl Worte übersetzen, verfehlt aber den geistlichen Sinn. Und wer das Generalthema der Bibel nicht kennt, kann wiederum die einzelne Stelle nicht richtig deuten und übersetzen. Wer das Wort Gottes im Ganzen der Bibel als eine Einheit nicht vernommen hat, muß alles einzelne falsch übersetzen. „Es ist aber alles um Christus zu tun in der Bibel" (Magnificat). Darum ist die Bibel von Christus her und auf Christus hin zu übersetzen. „Die Schrift ist nicht gegen, sondern für Christus zu verstehen, also muß man sie entweder auf ihn beziehen oder kann sie nicht für die wahre Schrift halten." Ja, Luther kann diesen Grundsatz (in Thesen von 1535) zur Paradoxie übersteigern: „Wenn die Gegner auf die Schrift gedrungen haben gegen Christus, so dringen wir auf Christus gegen die Schrift." Christus ist der Herr über die Schrift. Die Heilige Schrift ist christlich zu übersetzen. „Wenn ein Spruch und Meinung bei der Übersetzung (des Alten Testamentes) mit dem Neuen Testament übereinstimmt, den nehme man."

Und dieser Christus ist der paulinische Christus, der Christus des Römerbriefes. Dieser Brief ist ihm ein helles Licht, fast genugsam die ganze Schrift zu erleuchten. Über den Römerbrief Tag und Nacht meditierend hatte er ja Christus und in Ihm die Rechtfertigung aus Glauben begriffen. „Da zeigte mir sogleich die ganze Heilige Schrift ein neues Angesicht". „Der Herr Christus weiset uns den rechten Griff, Mosen und alle Propheten auszulegen, und gibt zu verstehen, daß Moses mit allen seinen Geschichten und Bildern auf ihn deute und auf Christus gehöre und ihn meine, daß Christus sei der Punkt im Zirkel, und alle Historien in der Heiligen Schrift, so sie recht angesehen werden, gehen auf Christum." Das ist der rechte Griff, die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes zu übersetzen und zu verstehen: man muß um

den Mittelpunkt Christus wissen. Da muß man den Zirkel einsetzen und den Kreis schlagen, der nun näher oder ferner alles in Beziehung zu ihm setzt. Was ohne diese Beziehung auf Christus ist, wie manches im Alten Testament, hat unserm Glauben nichts zu sagen. Mose Bücher sind zum Teil der „Juden Sachsenspiegel", das Rechtsbuch der Juden, das uns nichts angeht, aber deswegen ist Moses und das alte Testament im Ganzen nicht zu verwerfen, sondern „durchs Evangelium sind die Propheten aufgetan". Von der Erfüllung in Christus her muß ihr Weissagen verstanden werden. Luther hat das Alte Testament so übersetzt, daß es offen ist gegen das Neue. Luthers Übersetzung hält das Alte mit dem Neuen Testament zusammen, läßt uns das Alte Testament christlich lesen unter Ausscheidung des Jüdischen. Denn der Gott der Bibel ist der Vater Jesu Christi. Das ist das Generalthema der ganzen Heiligen Schrift, das im Alten Testament präludiert, im Neuen ausgeführt wird. Immer aber geht es um den einen Sinn des Wortes Gottes. Daß er diese eine Autorität Gottes einheitlich all seinem übersetzen zugrunde gelegt hat, macht Luthers deutsche Bibel zu Gottes Wort.

II.

Aber dieser Gott soll nun durch Luthers Übersetzung auch wirklich zu Wort kommen. Das Evangelium wird auf keinem andern Wege als durch das Gehör vernommen. Wort Gottes ist mehr als Schrift und Schriften, es ist zuerst und immer wieder mündliches Wort, gesprochenes Wort, Ansprechen, Anreden, Anruf Gottes. „Evangelium heißt nichts anderes denn ein Predigt und Geschrei von der Gnad und Barmherzigkeit Gottes . . . und eigentlich nicht das, das in Büchern steht und in Buchstaben verfaßt wird." Christus selbst hat seine Botschaft nicht geschrieben, sondern verkündigt und mündlich gelehrt. Das war der Schaden, daß aus diesem Lehrwort von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr ein Lesewort wurde, das eine Beute der Gelehrten wurde, die es auch nicht mehr verstanden. Es soll nach Luther wieder „Höre-Wort" werden, ein Wort, auf das man hört. Dann aber muß es in der Landessprache erklingen, es muß übersetzt werden. Wie soll man es anders hören? Aber das Hören des Wortes Gottes beschränkt sich nicht nur auf eine verstandesmäßige Aufnahme. Wenn Gottes Reden mit uns unser Herz treffen soll, dann muß es ja mit jener Eindringlichkeit geschehen, die uns innerlich auch wirklich ergreift und dort alles zum Schwingen bringt. Das aber tut eben nur die Mut-

tersprache, die Volkssprache. Denn sie ist ein Stück der Gottesschöpfung in uns, der Gotesgeschichte mit uns. In der Sprache lebt Gottes Walten in der Geschichte und dem Erbe unseres Volkes, dessen Blut unsere Adern füllt, auf dessen Boden wir erwachsen sind. Und das ist nun das Wunderbare, daß Gott es einem Martin Luther, dem Sproß aus deutschem Bauernblut und -boden, gegeben hat, die Einheit zwischen deutscher Sprache und deutschem Volkstum zu schaffen. Luther hat dazu planmäßig das völkische Sprichwort, den völkischen Reim, das Volkslied, die Volkserzählung gesammelt. Er hat Mundarten und Kanzleistil, Umgangston in Haus und Gasse, Redeweise der Volksprediger und mystischen Erbauungsschriftsteller studiert. Groß war sein Fleiß und sein Eifer, hier immer weiter fortzuschreiten, seine Übersetzung in unzähligen Änderungen zu verbessern. Aber daß ihm die Sprache zum Ausdruck der deutschen Seele wurde, verdankte er zuletzt doch nur der Sehnsucht, die Seele des deutschen Volkes dem Worte Gottes zu öffnen, das Wort Gottes in das innerste der deutschen Seele hineinzusagen, so daß sie wirklich und innig hören konnte. Um dieses Herztones willen ließ er sich nicht nur an dem Ansatz einer Einheitssprache im Lautstande, der Schreibweise und der Wortbiegung in der hochdeutschen Kanzleisprache genügen, sondern verinnerlichte sie durch die thüringische Mundart seiner Heimat und die stark ostfränkisch gefärbte seiner Eltern. In Wortschatz, Wortbildung und Satzbau aber schloß er sich an die lebendige Rede des Volkes an, sah der Mutter im Hause, den Kindern auf der Gasse, dem gemeinen Mann auf dem Markte „aufs Maul", er übersetzte die Bibel in die Sprache, die das Volk wirklich redet. Freilich veredelte er sie entsprechend dem heiligen Stoff zugleich. Er schmolz die Erfahrungen, die er jahrelang als Prediger des Volkes auf der Kanzel gesammelt hatte, ein, nicht weniger die Übung des Beichtvaters, dem die Pfarrkinder im Beichtstuhl ihr Herz offen ausgeschüttet hatten und der ihnen zu Ernst und Trost ins Gewissen geredet hatte.

Weil seine Übersetzung gehört werden sollte, ist sie nach den Regeln der Rede geformt. Wie der Redner das Tätigkeitswort vorausnimmt, um dann erst den Inhalt des Tuns zu nennen, so verfährt Luther: Ihr werdet finden — das Kind — in Windeln gewickelt. Der Hörer wird gespannt: Was werden sie finden? Ein Kind? Was für ein Kind? In Windeln gewickelt! Wieviel lebendiger, aufmerksamkeitheischender ist diese Wortfolge als die des Lese-

deutsch, bei dem das Tätigkeitswort am Ende steht: Ihr werdet das Kind in Windeln gewickelt finden! Luthers Bibeln haben daher auch keine Interpunktion, sondern Atemzeichen, die dem Sprecher sagen, wie er den Satz beim Vortragen gliedern muß. So läßt er die Salome den König Herodes bitten: Ich will / (was will sie?) daß du mir gebest / (was soll er geben?) jetzt sofort / (die Spannung steigt) auf einer Schüssel / (was mag das Merkwürdiges sein!) und nun kommt, dramatisch durch diese kurzen Steigerungen vorbereitet, das Grausige: das Haupt Johannes des Täufers. Der Aufbau unserer Lese-Sätze und ihr Satzbild ist von der Grammatik und Logik bestimmt, die Gestalt der Luther-Übersetzung und ihr Satzbild von der Dramatik des Sprechens und Hörens, der inneren Bewegung, die zugrunde liegt und ausgelöst werden soll. Die Sprachgestalt der Luther-Bibel ist Sprechgestalt. Sie will nicht nur leise, sondern laut gelesen sein. Luther hat seine Bibel selbst zu Hause laut gelesen. Sie soll und muß klingen, durchs Ohr ins Herz. Sie will aber nicht nur gelesen, sondern auch gelernt sein. Denn nur das auswendig Gelernte können wir wirklich sprechen. Also: Der Wortlaut der Luther-Bibel werde wieder in unseren Häusern laut, die Worte mögen wieder lauten, indem wir uns mit ihrem Wortlaut vertraut machen. Was nicht im Ohre klingt, klingt auch nicht im Herzen.

Luther hat alles getan, um die Worte der Bibel wirklich zum Klingen zu bringen, deutschem Sprachempfinden einzuprägen. Er hat mit Fleiß etwa den Stabreim angebracht. So in der Engelbotschaft: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr . . . — Er stellt das Empfinden deutscher Dichtung in den Dienst der Verkündigung des Wortes Gottes. Hier wird aus der Wahrheit des Weihnachtswortes die Schönheit des Weihnachtswortes geboren. So hat ein Erforscher der deutschen Sprache geurteilt, daß es Luther gelungen sei, „an erhöhten Stellen seine Worte zu einer Fülle des Wohllautes, zu einer erhabenen und süßen dichterischen Schönheit zu verklären, wie sie Jahrhunderten vorher und nachher versagt war. In Wahrheit steht Luthers Bibel mit ihrer wunderbaren Schönheit am Eingang der deutschen Kunstprosa". Aber diese Kunst war Luther nicht Selbstzweck; seine sprachkünstlerische Meisterschaft entsprang dem Willen, Gottes Wort den Deutschen im Tiefsten hörbar zu machen.

Darin ist Luthers Bibel unübertroffen. Kein Volk der Erde hat eine Bibel, in der Volkssprache in höchster Vollendung und Gottessprache so eins geworden sind wie in Luthers deutscher Bibel. Niemand stoße sich an dem, was uns nach vier Jahrhunderten altertümlich anmutet. Gehen wir nicht in unserem Volkstum heute wieder auf Wurzeln vor Jahrtausenden zurück? Die Sprache von heute ist vielfach abgeschliffen und abgegriffen, durch manche Fehlentwicklung unserer Kultur entstellt. Halten wir uns getrost wieder an Luthers Sprache in der Bibel. Man soll ja die Bibel nicht schnell überfliegen wie ein Zeitungsblatt. Es schadet gar nichts, wenn uns das Luther-Deutsch zum Nachsinnen zwingt. Ohne das ist es auch zu seiner Zeit nicht abgegangen. Die Luther-Bibel aber ist noch seither immer wieder der Jungbrunnen gewesen, der aus Überfremdung und Entartung die lebendige Volkssprache erneuert hat.

Weil Luther in seinem Übersetzen Gott die Ehre gab, so daß Er wirklich gehört werden kann und in deutschen Landen wirklich gehört werden kann, trägt seine Übersetzung die Ehre der deutschen Bibel: Sie bietet dem deutschen Volke Gottes echtes Wort, und sie bietet es als Gottes Wort in echter deutscher Sprache.

Boerries Freiherr v. Münchhausen:

Meine Herren, als Ihr Herr Vorsitzender Professor Althaus die Aufforderung an mich richtete, in Ihrem Kreise zu spechen, habe ich zunächst abgelehnt, da ich durchaus kein Lutherforscher bin und in einer Gesellschaft von Theologen und Gelehrten nicht über ein Thema sprechen wollte, das wohl Ihr Thema, aber nicht mein Thema ist. Aber ich habe dann doch zugesagt, und zwar aus einem Gefühle der Pflicht heraus. Luther ist nicht nur eine Gestalt der deutschen Kirchen- und Glaubensgeschichte, sondern ebenso eine Gestalt der deutschen Geistesgeschichte und insbesondere der Sprachgeschichte. Und da nun die Deutsche Akademie für Dichtung, deren Senator zu sein ich die Ehre habe, mir die Abteilung für deutsche Sprache anvertraut hat, glaubte ich eine Art Verpflichtung hierin zu sehen. Von der Kraft und der Herrlichkeit der deutschen Sprache, wie Luthers Genius sie gebildet hat, von Luthers Sprachgenie Zeugnis abzulegen, dazu stehe ich hier.

Wenn Goethe im Wilhelm Meister von Goldenen Äpfeln in silbernen Schalen spricht, so führt er Luthers Übersetzung von Sprüche 25, 11 an, wenn der sozialdemokratische Minister Scheidemann verschwor, daß seine Hand verdorren solle, wenn sie den Versailler Vertrag unterschriebe, so führte er Luther an, der dies von Jerobeam sagt, wenn Kotzebue von dem als vertrunkenen Schenkwirt endenden, hochbegabten Theologen Karl Friedrich Bahrt sagte, er löge mit eiserner Stirne, so führt er eine Jesaiastelle in Luthers Worten an, wenn Paul Heyse einen Roman Kinder der Welt nennt, so hat er das aus Luthers Lukas-Übersetzung genommen, wenn Jakob Grimm ein Märchen mit den Worten endet: „Nun hat die liebe Seele Ruh", so führt er eine von Luther verwendete Wendung aus dem Volksmunde an, die bei Lukas 12 steht, wenn der köstliche alte Wilhelm Heinrich Riehl (mein liebster Hochschullehrer) in seiner Novelle „Der alte Hund" von einem Märwunder spricht, so meint er ein Meerwunder, und führt Luther aus Jakobus 3, 7 an!

Seit mehr als drei Jahrhunderten ist keine Seite eines Buches geschrieben, ohne daß Luther die Worte und Wendungen geliefert hätte!

Luther hat es fertig gebracht, die Bibel fast fremdwortrein zu übersetzen, selbst das Benedeien und Firmament der älteren Ausgaben übersetzte er später mit segnen und Himmel (obgleich, wie Eduard Engel bemerkt, damals Segnen schon als Lehnwort gelten konnte). Aber Luther wußte: „Den gemeinen Manne muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren", und er lehrte, daß man ihm „aufs Maul sehen" solle, um gut deutsch zu reden.

Nicht als Fremdwörter in diesem Sinne gelten natürlich die durch die Bibel und durch Luthers Übersetzung bei uns eingedrungenen hebräischen und griechischen Wörter (meist Namen), die wir begrifflich verwenden: Der alte Adam — Tohuwabohu, — Kainszeichen, — alt wie Methusalem, — ein gewaltiger Nimrod, — babylonische Verwirrung, — ein Sodom und Gomorrha, — ägyptische Finsternis, — Molochopfer, — das Jubeljahr (von jobel, Posaune), — ein Enaks-Sohn, — Ja und Amen sagen, — ein Schiboleth, — ein Philister, — Bruder Jonathan, — Krethi und Plethi, — Uriasbrief, — salomonisches Urteil, — mit Skorpionen züchtigen, — Hiobspost, — Alter des Psalmisten, — Basiliskeneier ausbrüten, — Jeremiade, — Mene Mene Tekel,

— Mammon, — Beelzebub, — Judaslohn, — Barmherziger Samariter, — Abrahams Schoß, — Moses und die Propheten haben, — ein Pharisäer, — ungläubiger Thomas, — der Antichrist und Talitha kumi als Name für eine Taubstummenanstalt — alles dieses sind nicht Fremdwörter im Sinne unserer Sprachreinigung, es sind vielmehr Bereicherungen unseres Ausdrucks, die wir Luther verdanken.

Sehr reich ist auch die Auswahl der Sprichwörter, die uns Luther schenkte, wobei dahingestellt bleiben mag, ob er bisweilen altes Sprachgut verwendete, — denn lebendig wurden diese Worte eben durch ihn und in seiner Formung. Ich führe an: Dem Gerechten gibt's der Herr im Schlafe, — Wer Wind säet, wird Sturm ernten, — Wer Pech anfaßt, besudelt sich, — Niemand kann zween Herren dienen, — Heute rot, morgen tot, — Wer glaubt, wird selig, — Ehre, dem Ehre gebühret, — Böse Beispiele verderben gute Sitten, — Geiz ist die Wurzel alles Übels, — Der Prophet gilt nichts im Vaterlande, — Prüfet alles und behaltet das Beste, —

Die neuen Worte, die wir bei Luther finden, sind zum Teil von ihm selbst gebildet, zum Teil gehen sie in ihrer Allgemeinverbreitung auf seine Werke, insbesondere seine Bibelübersetzung zurück. Ich nenne hier: Erdenkloß, — ausposaunen, — himmelschreiend, — Lückenbüßer, — Sündenbock, — Gewissensbisse, — Mohrenwäsche, — Denkzettel, — Feuertaufe, — Splitterrichter, — wetterwendisch, — Fehlbitte, — Lästermaul, — Scherflein, — Augendienerei und Feuereifer.

Von den Bildern und Gleichnissen der Bibel sind in Luthers sprachlicher Formung oder in Anlehnung an sie in unseren Sprachschatz übergegangen: Seine Hände in Unschuld waschen, — Die Perlen vor die Säue werfen, — Das verlorene Schaf, — Sein Pfund vergraben, — Das Kamel durchs Nadelöhr, — Den ersten Stein auf jemand werfen.

Die Sprache verbindet bisweilen zwei oder mehrere Wörter, ähnlich wie der Schriftschneider häufig vorkommende Buchstabenbindungen wie tz, ck, ch, ß zu Ligaturen verbindet. Solche Wörterverbindungen, die gewissermaßen den Übergang zu den Redensarten bilden, sind uns durch Luther gegeben in Wendungen wie: Im Schweiße seines Angesichts, — den Weg alles Fleisches gehen, — Dichten und Trachten, — das gelobte Land, — von Angesicht zu Angesicht, — klebt die Zunge am Gaumen, — sein Leid in sich fressen,

— auf Händen tragen, — feurige Kohlen auf ein Haupt sammeln, — aus seinem Herzen eine Mördergrube machen, — wie Sand am Meer, — die Töchter des Landes, — Ehre einlegen, — Dorn im Auge, — auf einen grünen Zweig kommen, — Bank der Spötter, — die Stillen im Lande, — ein Ende mit Schrecken, — Stein des Anstoßes, — Wölfe im Schafspelz, — ein sanftes Joch, — Zeichen der Zeit, — herrlich und in Freuden, — Abschaum der Menschheit, — dienstbarer Geist, — bis aufs Blut, — Heulen und Zähneklappen, — wes Geistes Kind.

Und endlich die schier endlose Reihe der Redensarten selber, über die Borchardt Wustmanns schönes Werk oder Richter-Weise uns Auskunft geben kann: Gnade vor seinen Augen finden, — sein Herz verhärten, — wie einen Augapfel behüten, — sein Herz ausschütten, — nicht aus noch ein wissen, — die Haare zu Berge stehen, — es geht mir ein Licht auf, — das ist mir zu hoch, — auf Herz und Nieren prüfen, — Himmel und Erde in Bewegung setzen, — viele Worte machen, — die Axt an die Wurzel legen, — über den Kopf wachsen lassen, — mit Blindheit geschlagen, — in die Grube fahren, — mit gleicher Elle messen, — vom Scheitel bis zur Sohle, — zu seinen Vätern versammelt werden, — das sei ferne von mir, — bis hierher und nicht weiter, — vor den Riß treten, — sich die Augen ausweinen, — herzzerreißend, — mit dem Leben davonkommen, — seinen Lohn dahin haben, — der große Unbekannte, — der Rest den Gottlosen, — sein Haus auf den Sand bauen, — den Staub von den Füßen schütteln, — eines tun und das andere nicht lassen, — das bessere Teil erwählt haben, — warten der Dinge die da kommen, — den Himmel offen sehen, — nicht von dieser Welt, — wider den Stachel löcken, — gut angeschrieben sein, — seine Zunge im Zaum halten, — weder kalt noch warm, — Schale des Zornes ausgießen, — Schlaf der Gerechten, — sein Kreuz auf sich nehmen, — hier ist gut sein, — kein Stein auf den anderen, — ihre Zahl ist Legion, — an seine Brust schlagen, — so das geschieht am grünen Holze, — süßen Weines voll, — von Gottes Gnaden, — der Glaube versetzt Berge, — es ist nicht dahinter, — keine bleibende Stätte, — der Teufel ist los, — das Salz der Erde.

So ist Luther mehr als selbst Goethe nicht nur der Schöpfer unserer hochdeutschen Sprache, sondern auch der Schöpfer unendlich vieler Wörter, Wendungen, Sprüche usw. Die Schöpfung unserer hochdeutschen Einheitssprache

dürfen wir nicht allzu hoch anrechnen — ein Luther kann es verlangen, daß wir auch nicht im Gelärm einer Jubelfeier unwahre Schmeicheleien von ihm sagen. Er konnte nicht anders, als die Bibel in irgendeine Mundart übersetzen, da es ja damals kein Hochdeutsch gab, und so wählte er die seine. Vielleicht darf der Hannoveraner hier die etwas phantastische Bemerkung einflechten, wieviel schöner es doch gewesen wäre, wenn Luther das Wort Gottes in niederdeutscher, plattdeutscher Sprache wiedergegeben hätte. Von etwa 1200 bis 1600 hieß nämlich die damalige holländische Sprache Dietsch, Dütsch, im 15. Jahrhundert Nederdiutsch, und erst etwa zu Luthers Zeit trennte sich das Nachbarland sprachlich völlig von uns. Wäre Luther statt in Wittenberg in Wittenberge Priester gewesen, wäre sein Vater statt in Eisleben am Südostrande des Harzes an seinem Nordwestrande, etwa in Goslar, Bergmann gewesen, so hätte uns wahrscheinlich die Bibel in sprachlicher Einheit mit Holland gehalten, — ein politisch und kulturgeschichtlich kaum auszudenkender Gedanke. Also: Dies, daß Luther uns die hochdeutsche Sprache schuf, ist zwar eine Wahrheit, aber kein eigentliches Verdienst des Kirchenerneuerers.

Wie er aber die Sprache handhabte, und was er uns in seiner meißnischen Mundart geschenkt hat, das kann wohl nur ein Dichter oder noch besser ein Sprachforscher in aller Demut tief bewundernd erkennen.

D. Dr. Beyer:

Mit Freude und Beglückung erfahren wir in diesen Tagen ein in solchem Maße kaum erhofftes Sichfinden und Verstehen zwischen Meistern der deutschen Sprache und Lehrern der evangelischen Theologie. Ich würde es für einen sehr großen Gewinn halten, wenn diese Gemeinsamkeit im Urteil über den Dienst, welchen die deutsche Sprache der Verkündigung des Evangeliums und dem Ausdruck des Glaubens zu leisten hat, sich auch dahin auswirkte, daß wir uns zu geschlossener Stellungnahme in praktischen Aufgaben zusammenfänden.

Eine der brennendsten Fragen, die unter diesem Gesichtspunkt zu behandeln wären, ist die der sprachlichen Gestalt, in welcher wir unsere Lutherbibel den Gemeinden darzubieten haben. Darin sind wir uns ja alle einig, und gerade von den Dichtern ist es bezeugt worden, daß unsere evangelische Kirche in der Lutherbibel einen ganz einzigartigen Schatz besitzt. Die Kirche des Wor-

tes ist ja gar nicht zu denken ohne die Form, in welcher das Wort Gottes in deutscher Sprache unter uns wirkt und lebendig ist. Man kann getrost sagen: die evangelische Kirche in Deutschland ruht nunmehr seit genau 400 Jahren auf der Bibel, wie sie seit 1534 die Herzen gepackt hat.

Gewiß darf das nicht in der Weise mißverstanden werden, in der es mitunter geschieht. Die gröbste Formel, auf welche dieses Mißverstehen immer wieder gebracht worden ist, ist die, Luther und die evangelische Kirche hätten an die Stelle des fleischernen Papstes zu Rom den papierenen Papst der Heiligen Schrift gesetzt. Hier liegt ein letztes Verkennen der Wahrheit Gottes überhaupt vor. Denn nicht die Bibel ist die Offenbarung, sondern sie zeugt von der Offenbarung. Offenbarung ist ja nichts anderes als das Handeln des lebendigen Gottes an uns Menschen in einer Weise, in der unsere Herzen von dem Gnadenwillen dieses handelnden Gottes überführt werden, so daß sie dadurch in Dank und betender Hingabe zum Glauben kommen. Dieses Handeln ist ein Geschehen, in dem der Schöpfer Himmels und der Erde die ganze Welt umfängt, in dem er sich als der Herr der Geschichte, in dem er sich als der Herr auch über unser Leben erweist. Dieses Handeln des ewigen Willens hat eine unendliche Weite. Es gehört zur Gnade Gottes, daß wir dieses Handeln nicht nur als Grund und Ziel unseres Lebens dunkel spüren, sondern daß wir seiner im Geiste, in gläubiger Erkenntnis mit Gewißheit inne werden dürfen. Das wird dadurch möglich, daß Gott zu uns redet, daß Gott nicht nur in seinem Wirken, sondern im Wort an uns handelt. Das Wort ist die Voraussetzung jeder geistigen Wirklichkeit und jeder Gemeinschaft im Geiste. Darum war im Anfang das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. So tiefsinnig alle Versuche sein mögen, den griechischen Begriff des Logos anders zu übersetzen, so sehr müssen sie doch das Gnadenwunder verfehlen, daß der allmächtige und alles umfangende Gott nicht nur als Kraft oder Sinn oder Tat, sondern im Wort für uns gegenwärtig ist. Dadurch erst werden wir aus Rädern eines großen Kraftwerkes zu Persönlichkeiten, zu Menschen, die angeredet sind, die einen Namen haben, für welche die Möglichkeit eines geistigen Seins vor dem ewigen Geiste besteht. Dieses Wort, das selbst Gott und von Anbeginn an da war, ist Fleisch geworden, nicht Buchstabe. Das ist der eigentliche Vorgang der Offenbarung. In der lebendigen Gestalt des über diese Erde wandelnden und in ihr die Welt überwindenden Jesus Christus

vollzieht sie sich. Die Offenbarung ist Geschehen. Sie ist Geschichte und damit verbunden mit ganz bestimmten Orten, an denen sie sich ereignet hat, und mit einer ganz bestimmten Zeit. Aber weil in diesem geschichtlichen Vorgang die ewige Wahrheit Gottes sich erschlossen hat, darum umfaßt die Offenbarung alle Zeiten und alle Geschichte. Darum ist Jesus Christus uns „gleichzeitig". Darum ist er bei jeder Feier des Abendmahls, ja bei jedem stillen Gebet im Kämmerlein heute so gegenwärtig wie ehedem.

Und doch leben wir in dem Abstand von der in der Geschichte geschehenen Offenbarung, die sich ereignet hat zu der Zeit, da der Kaiser Augustus regierte und da Cyrenius Landpfleger in Syrien war, in dem Abstand, der nun einmal einen Zeitram von 2000 Sonnenumläufen der Erde umfaßt. Wir haben an ihr teil dadurch, daß wir ein Zeugnis von jener Offenbarung besitzen, welches über den Zeitraum von 2000 Jahren hinweg durch die in ihm wirksame Kraft des Geistes jene Gleichzeitigkeit immer neu herstellt. So ist es zu verstehen, wenn ich sagte, daß die Bibel die Offenbarung nicht sei, sondern von ihr zeuge.

Darum braucht die Heilige Schrift die Wirklichkeit nicht zu scheuen, welche sie selbst bezeugt, daß der Buchstabe tötet, der Geist aber lebendig macht. Damit ist das oberflächliche Gerede vom papierenen Papste als ein völliges Mißverstehen entlarvt. Wenn es gleichwohl immer wieder mit solcher Leidenschaft auftaucht, dann geschieht es darum, weil im Tatbestand der in der Bibel bezeugten Offenbarung allerdings gesetzt ist, daß die Wahrheit ewig und nicht zeitlich und wandelbar ist, daß die Wahrheit bei Gott ist und nicht von uns Menschen kommt, daß wir gebunden sind an eine Wahrheit, die unabhängig von uns da ist, die wir hören und der wir gehorchen müssen und die wir nicht durch unsere wandelbaren Meinungen und Gedanken ersetzen oder auch nur verändern dürfen. Wer ein solches wollte, der stößt allerdings gegenüber der in der Schrift bezeugten Wahrheit an eine eherne Schranke, an einen Herrschaftsanspruch, der Beugung fordert. Aber dessen kann der evangelische Christ getrost sein, daß diese ewige lebendige Wahrheit, die nichts anderes als die Wirklichkeit und Wirksamkeit Gottes ist, eben niemals zum Herrschaftsanspruch irgendwelcher Buchstaben werden kann, wenn anders man nicht wiederum sich gegen sie auflehnen will. Daß das Zeugnis von der Offenbarung in hebräischer und griechischer und für uns durch die Übersetzung in deutscher Sprache aufgezeichnet ist, hat dann ebenso wenig etwas Erschreckendes wie

die Tatsache, daß es von den Erzvätern bis zu Johannes irdische Menschen mit all ihren Fehlern und Schwächen gewesen sind, welche dieses Zeugnis abgelegt haben. Es hat dann nichts Beunruhigendes mehr, daß die alten Handschriften, in denen uns die Urgestalt der Bibel überliefert ward, an unzähligen Stellen von einander abweichen. Dann können wir uns auch durchaus damit abfinden, daß wir keine in jedem Wort ein für allemal geltende Form der deutschen Bibel haben, sondern daß wir immer neu vor der Aufgabe stehen, uns das biblische Zeugnis in der beglückenden Anstrengung des Übersetzens anzueignen.

Und doch haben wir Deutschen das Wunder der Lutherbibel. Gleich am Anfang unserer evangelischen Kirchengeschichte ist uns die Übertragung des ganzen Bibelbuches in unsere Muttersprache geschenkt worden, die wir alle trotz unseres Wissens um die vielfachen Bemühungen anderer Übersetzer als unübertroffen empfinden, ja die uns so unübertreffbar erscheint, wie es jede gelungene Dichtung in ihrer Einmaligkeit ist.

Es bleibt schon bestehen, was ein wirklicher Meister der Sprache wie Klopstock über die Lutherbibel und die Versuche seiner Zeitgenossen, zu einer neuen Übertragung zu kommen, gesagt hat:

„Heiliger Luther, bitte für die Armen,
Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
Nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntnis
Endlich genesen!

Weder die Sitte, noch der Sprache Weise
Kennen sie, und es ist der Reinen Keuschheit
Ihnen Märchen, was sich erhebt, was Kraft hat,
Edleres, Torheit.

Dunkel auf immer ihnen jener Gipfel,
Den du mutig erstiegst und dort des Vater-
Landes Sprache bildetest zu der Engel
Sprach' und der Menschen.

Zeiten entflohn; allein die Umgeschaffne
Blieb, und diese Gestalt wird nie sich wandeln.
Lächeln wird, wie wir, sie dereinst der Enkel,
Ernst sie, wie wir, sehn.

Heiliger Luther, bitte für die Armen,
Daß ihr stammelnd Gered ihr Ohr vernehme,
Und sie dastehn, Tränen der Reu' im Blick, die
Hand auf dem Munde!"

Und doch ist mit dieser Einsicht, so sehr wir ihr auch zustimmen müssen, unsere Verantwortung gegenüber dem Wortlaut der deutschen Bibel nicht erschöpft. Nicht nur daß wir immer wieder berechtigte Gründe haben, neue Übersetzungen zu versuchen. Die Wissenschaft zwingt dazu. Aber auch die Rücksicht auf die Gemeinden mag es immer einmal wieder wünschenswert erscheinen lassen, den in der Luthersprache so vertrauten Text einmal in ganz anderer Form zu lesen und zu hören. Für viele Menschen ist es gerade angesichts unserer Gewöhnung an den Luthertext ein Erlebnis gewesen, die von Jugend an vertrauten Geschichten und Texte einmal mit ganz neuen Augen anzuschauen. Ich weiß, daß Hindenburg vor wenigen Jahren mit großer Freude die ganze Bibel in der Übersetzung Menges durchgelesen hat. Oder ich möchte nachdrücklich aufmerksam machen auf die Übersetzung einiger Paulusbriefe, die jüngst die Brüder Stahn, die beide nicht Theologen sind, versucht haben. Das braucht keineswegs eine Entfremdung von der Lutherbibel mit sich bringen. Es wird im Gegenteil gerade wieder zu ihr hinführen. Wer sich einmal selbst um Bibelübersetzung bemüht hat, wird überzeugt sein, diese oder jene Stelle richtiger, schärfer, vielleicht nachdrücklicher herausgebracht zu haben als Luther. Aber wenn er dann dessen Bibel wieder aufschlägt und ein paar Seiten im Zusammenhange liest, dann wird er „dastehen, die Hand auf dem Munde".

Aber nun stellt uns die Lutherbibel selbst in eine Schwierigkeit und legt uns eine große Verantwortung auf. Wir lesen heute in unseren Kirchen und gedruckten Bibeln nicht mehr den Wortlaut, welcher in der Ausgabe von 1534 und auch nicht in der letzten von Luther selbst vollständig besorgten Ausgabe von 1545 gestanden hat. Nicht nur die Zeichensetzung und Rechtschreibung ist eine andere geworden, weil sonst der schlichte Bibelleser wie vor einem fremdsprachigen Buche stehen würde. Auch an der Übersetzung selbst hat in wiederholten Revisionen gefeilt werden müssen. Das hat nach dem, was ich oben ausgeführt habe, gar nichts religiös Bedenkliches an sich. Nicht der Buchstabe

der Bibel ist ja unberührbar. Im Gegenteil, jedes Ringen um besseren Ausdruck des in den Worten und Sätzen ausgedrückten Inhalts soll uns ja der lebendigen Wahrheit näher führen. Auch Luther selber hat seine Übersetzung keineswegs als etwas Fertiges angesehen. Immer und immer wieder hat er sich allein oder im Kreise seiner gelehrten Freunde über die Bibel gesetzt und um eine bessere Verdeutschung gerungen. Als er starb, wurde er mitten aus einer solchen neuen Durchsicht herausgerissen, bei der er nur mit dem Römerbrief und dem 1. Korintherbrief fertig geworden war und für diese einige neue Formulierungen gefunden hatte, welche heute als selbstverständlich zu den vertrautesten Stücken des Neuen Testamentes gehören, während sie noch in der Bibel von 1545 nicht enthalten waren. Dieses Werk muß fortgesetzt werden. Im wesentlichen sind es drei Gründe, welche schon im vorigen Jahrhundert eine neue Überarbeitung des Luthertextes notwendig gemacht haben: Erstens können wir auf Grund besserer Unterlagen zur Textkritik und auf Grund jahrhundertelanger Auslegungsarbeit eine Reihe von offensichtlichen Fehlern beheben, die Luther unterlaufen sind, wobei man immer wieder vor einem Rätsel steht, wie es möglich war, daß die Zahl von Luthers Fehlübersetzungen so gering war bei den kärglichen Hilfsmitteln, die ihm zur Verfügung standen. Zweitens sind eine Anzahl von Worten, die Luther gebraucht, aus dem deutschen Sprachgebrauch verschwunden, so daß sie ohne besondere Erklärung für die heutigen Leser einfach unverständlich geworden sind. Solche Worte müssen notwendigerweise durch andere ersetzt werden, deren Sinn auch ohne besondee Erklärung einsichtig ist. Ich nenne nur als Beispiel aus den ersten beiden Kapiteln der Apostelgeschichte Worte des September-Testaments: Furgenger, und hatte ubirkomen den anfal dises ampts, verstortzt, abethan, rugen, zustach sich yhr Hertz, unschlachtiges Geschlecht. Drittens haben die deutschen Wortformen selbstverständlich in den letzten 400 Jahren gewisse Wandlungen durchgemacht, so daß dadurch ein deutlicher Gegensatz zwischen der Sprachgestalt der Lutherbibel und der unseres heutigen Schriftdeutsch entstanden hat.

Nun gibt es zwei Grundhaltungen, mit denen man an die Frage der Gestaltung des Wortlautes der Bibel für den heutigen kirchlichen Gebrauch und den Leser unserer Tage herangehen kann. Die einen gehen aus von dem Satze: Es hat Luther an nichts anderem gelegen als einzig und allein daran, daß das

echte und reine Bibelwort auch vom schlichtesten und einfachsten Menschen seiner Zeit gelesen und verstanden werden konnte. Sie fahren dann fort: Nichts anderes darf der maßgebende Grundsatz auch für die heutige Gestaltung der Lutherbibel sein. Alles, was irgendwie vermeidbare Schwierigkeiten bereiten könnte, muß wegfallen. Es muß eine Form der Bibel gefunden werden, die jedes Schulkind und jedes Dienstmädchen und jedes Mütterchen ohne Hemmung und Anstoß lesen kann. Das ist als Grundsatz natürlich richtig, wenngleich von vornherein darauf aufmerksam gemacht werden muß, daß das mühelose Lesen der Bibel immer nur mit jener Einschränkung erstrebt werden kann, welche durch den sachlichen Gehalt der Heiligen Schrift selbst gesetzt ist. Man kann eben das Wort Gottes nicht lesen wie die tägliche Zeitung. Bibellesen fordert Sammlung, Geduld, Besinnung, Wille zum Hinhören und zum Ringen um das rechte Verständnis. Gewiß müssen diejenigen Hemmungen beseitigt werden, welche der einfache Mensch unserer Tage von sich aus nicht überwinden kann. Wenn sich in der Bibel Ausdrücke finden, zu deren einfachem Wortverständnis schon gelehrtes Wissen gehört, so muß hier geholfen werden. Es wäre aber gewiß kein erfreulicher Zustand, wenn das nur auf dem Wege von Anmerkungen geschähe, welche die uns fremd gewordenen Ausdrücke in unser heutiges Deutsch übersetzten. Das würde unserer Bibel eine recht unerquickliche Gestalt geben und das Lesen sehr erschweren, wozu noch die Tatsache käme, daß solche erklärenden Anmerkungen etwa bei der Schriftlesung am Altar doch nicht zur Geltung kämen. Danach kann kein Zweifel bestehen, daß hier und da der Wortlaut Luthers geändert werden muß. Aber nun gibt es Leute, welche fordern, daß der Wortschatz und die Wortformen vollständig den deutschen Sprachregeln unterworfen werden müßten, welche heute in der Schule gelehrt werden. So wünscht man allen Ernstes, daß etwa die vollen Beugungsformen mit dem klingenden „e" grundsätzlich ausgemerzt werden. Wo Luther schreibt: „das Gras verdorret", müsse man heute sagen: „das Gras verdorrt", oder statt „das Wort unsers Gottes bleibet ewiglich", müsse es heißen „das Wort unsres Gottes bleibt ewiglich". Ebenso hat man gemeint, für die Verwendung des von Luther viel gebrauchten Wörtchens „gen" die Regel aufstellen zu sollen: Wo „gen" eine geographische Bezeichnung ist (wie etwa: gen Bethlehem), müsse es durch ein „nach" ersetzt werden, weil ja heute kein Mensch mehr sage, er reise gen Stettin; wo aber das „gen"

auf das Transzendente weise (also etwa in der Wendung: gen Himmel) könne man es ruhig stehen lassen. Diese ganz wenigen Beispiele, die ich eben nur andeutend herausgreife, zeige, daß hier das bis ins kleinste durchdachte, einheitliche Werk der Lutherbibel vernünftelnden Grundsätzen unserer Tage unterworfen wird, die seine Sprachgewalt unvermeidlich zerstören müssen. Denn Luther hat die vollen Beugungsformen nicht etwa immer angewandt. Mit königlicher Freiheit verwendet er bald sie, bald die kurzen Formen ohne „e". Aber immer wieder, wenn man die Lutherbibel laut vorliest — und dafür ist sie ja geschrieben worden — ist man betroffen von der Sicherheit, mit der Luther die für Sinn und Klang des Verses richtige Form gewählt hat. Wer am Altar aus einer gedruckten Bibel vorliest, die nach 1912 entstanden ist, wo eine Revision nach jenen von mir gekennzeichneten aufklärerischen Grundsätzen leider stattgefunden hat, wird vielfach die getilgten vollen Formen unbewußt wieder herstellen, weil der Rhythmus des Satzes sie einfach erfordert. Es kann wohl kein Zweifel daran bestehen, daß eine Umgestaltung der Lutherbibel nach solchen Grundsätzen eine Gestalt ergibt, die kaum noch als Lutherbibel zu bezeichnen ist.

So gibt es denn eine grundsätzlich andere Haltung zur Frage der heutigen Gestalt der deutschen Heiligen Schrift. Sie geht aus von der Einsicht, daß des Reformators Bibelübersetzung, wie sie ursprünglich war, eine so gewaltige geistige und künstlerische Einheit ist, daß man sich in jedem Falle überlegen muß, was man tut, wenn man auch nur einen Buchstaben daran ändert. Man wird dann auf jeden Fall darauf verzichten, Regeln unserer Tage einfach auf dieses Kunstwerk zu übertragen. Das darf freilich nun auch wieder nicht umschlagen in die Freude des Philologen oder des Literaten an der völligen Unversehrtheit des echten Bibeltextes. Es wird gewiß immer Menschen geben, denen es ein tiefer innerer Gewinn ist, den völlig unveränderten Nachdruck des September-Testaments, den der Furche-Verlag herausgebracht hat, oder die Faksimileausgabe der ersten vollständigen Lutherbibel von 1534 zur Hand nehmen, welche jetzt im Verlag Foerster in Leipzig erscheint. Aber diese Freude am Verstehen des Sachgehaltes der Heiligen Schrift in der ursprünglichen Fassung Luthers steht eben nicht jedem deutschen Menschen angesichts seiner Vorbildung offen. Die Bibel aber, welche die Kirche im Gebrauch hat im Gottesdienst und im Unterricht und welche sie den jungvermählten Paaren

in ihr Haus gibt, die muß jedem zugänglich sein, wenn er nur weiß, was das heißt, in der heiligen Schrift zu lesen.

Daraus wird sich der leitende Grundgedanke ergeben, der für die Gestaltung der Kirchenbibel in der Gegenwart bestimmend sein muß: Die lutherische Übersetzung muß bleiben, was sie ist. Jeder Versuch, sie in das heutige Schuldeutsch umzuschreiben, ist eine Versündigung. Was an ihr zu ändern ist, muß aus dem Geiste und der Haltung heraus erfolgen, mit welcher Luther selber 25 Jahre hindurch am Wortlaut seiner Übersetzung geformt und gebessert hat. Wo wir auf Grund heutigen Verständnisses des Ursinnes eine bessere Übersetzung bieten können, muß das tapfer geschehen. Aber es darf nur geändert werden, wo es um offensichtliche Fehler oder um der Unverständlichkeit des Alten für den heutigen Menschen willen unumgänglich notwendig ist. Und dann muß es eben in der Weise und nach den Gedanken geschehen, die Luther selbst bei seiner Übersetzung bestimmt haben. Dazu gehört, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, etwa daß der Ersatz ungebräuchlich gewordener alter Worte nicht einfach durch Ausdrücke erfolgen darf, die erst in der Gegenwart entstanden sind und häufig den Einfluß der Technik auf unser ganzes gegenwärtiges Denken zeigen; sondern es müssen Worte gewählt werden, die schon zu Luthers Zeit vorhanden oder doch wenigstens möglich waren. Es muß vor allem der rhythmische Klang der Luthersprache, der unlöslich zur Lutherbibel gehört, in vollem Umfange gewahrt werden.

Das gilt übrigens nicht nur für die Bibel, sondern auch für die Ausgaben von Luthers übrigen Schriften für unser deutsches Volk. Da zum Verständnis von Luthers Schriften in der Druckgestalt, in der sie zu seiner Zeit erschienen sind, einige Vorkenntnisse und eine gewisse Übung gehören, hat man vielfach bei Ausgaben der Lutherschriften den Weg gewählt, eine regelrechte Übersetzung aus dem Deutsch der Lutherzeit in das unseres Jahrhunderts vorzunehmen. Dabei geht notwendigerweise die eigentliche Kraft verloren, welche das Lesen von Schriften Luthers so tief eindrücklich und so wundersam erquicklich macht. Ich habe darum immer wieder ein anderes Verfahren vorgeschlagen und jetzt in einer Reihe von Heften der im Verlag des Evangelischen Bundes erscheinenden Sammlung „Der Heliand" zu verwirklichen versucht. Ich habe mir Luthers Wortlaut, wie er in der Weimarer Ausgabe steht, vorgenommen und ihn meiner Sekretärin Wort für Wot lautgetreu

vorgelesen und sie das, was sie hörte, nach den Regeln ihrer Rechtschreibung in die Maschine schreiben lassen. Bei diesem Verfahren kann kaum etwas vom Klang der Luthersprache verloren gehen und doch entsteht ein Druckbild, das jeder Mensch ohne die geringste Schwierigkeit lesen kann. Alle Hemmungen, welche die vor 400 Jahren übliche, ziemlich regellose Rechtschreibung und Zeichensetzung bedeuteten, fallen weg, aber der volle unverfälschte Klang der Luthersprache bleibt erhalten, und seine ganze Kraft und Zartheit kann nachempfunden werden.

Zur Zeit wird wieder an einer neuen Durchsicht der Lutherbibel gearbeitet. Der Laie macht sich kaum eine Vorstellung von dem Maß von Mühe und Arbeit, das diejenigen Männer auf sich nehmen, welche sich dieser Arbeit unterziehen. Vielleicht kann es ihnen eine Hilfe sein, wenn der in Wittenberg versammelte Kreis von Dichtern und Theologen sich geschlossen zu denjenigen Grundsätzen für die Gestaltung der Bibel bekennt, welche die Verantwortung vor dem Worte Gottes und vor der deutschen Sprache, in der es erklingen soll, in gleicher Weise gebietet.

Rudolf Alexander Schröder:

In Luthers deutscher Bibel hat unser Volk einen Besitz, der es vor aller Welt auszeichnet. Am Beginn des neueren Schrifttums der Italiener, der Franzosen, der Engländer stehen Dichter und Gedichte. Am Beginn unseres heutigen Sprechens und Schreibens steht die Urkunde unseres Glaubens. — Und wie das Griechisch des Homer, das Italienisch des Dante, das Englisch des Shakespeare von keinem nachfolgenden Sprachdenkmal übertönt oder übertroffen wurde, so schallt auch heute noch der Klang der Lutherrede voller, mächtiger, harmonischer und volltöniger als alles, was deutsches in deutscher Sprache geredet und geschrieben wurde. Nur ganz wenige unter den in ihrer Schule erwachsenen und gebildeten Meisterstücken unserer Sprache dürfte man mit Abstand ihr zur Seite stellen, über sie nichts. — Und so wäre es denn auch ein müßiges Verfahren, wollte man beklagen, daß dies erlauchteste Zeugnis dessen, was deutsche Rede vermag, nicht von einem ursprünglichen Werk, sondern von einer Übertragung ausgehe. Die Gewalt des Gegenstandes, die Fülle des in ihm dargebotenen und zu verarbeitenden Weltstoffes, die Herübernahme des in den mannigfaltigsten, nach Geist und Sprache von einander

verschiedensten Zeugnissen vorliegenden Geistes- und Seelengutes in einen andern, zu diesem Behuf erst neu zu schaffenden Sprachleib erforderte eine Leistung, die die für gewöhnlich zu einem Werk der Dichtung oder der Kunst erforderte Spannweite und Schöpferkraft des Gemütes weit übertraf. Und eben die in dieser ersten und grundlegenden Erneuerung und Zusammenfassung aller christlichen Urkunden entfaltete menschlich-göttliche Schöpferkraft ist es dann auch, die durch den Erstling unserer heutigen Volkssprache die Welt in unvorstellbarem Maße und unabsehbarer Folge befruchtet und erneuert hat.

So haben wir Deutschen in der Lutherbibel ein Erbe zu betreuen, das uns nicht nur seinem Gehalt, sondern auch seiner mit diesem Gehalt unlösbar verbundenen Gestalt nach heilig und teuer sein soll wie kein anderes. — Es verschlägt gegenüber der Herrlichkeit dieses gewaltigsten unter den im Wald unserer Sprache und Dichtung erwachsenen Bäumen nichts, daß auch an seinem Leibe die Zeit nicht spurlos vorüber gegangen ist. Auch die Zeichen, die auf sein Alter deuten, sind ehrwürdig und sollen uns ehrwürdig sein. Und so wäre es dringend zu wünschen, daß, nachdem wiederholte Durchsichten in dem Bestreben, dem jeweiligen Geschlechte das rasche Lesen zu erleichtern, den eigentümlichen Sprachleib unserer deutschen Bibel vielfach ungebührlich angetastet und entstellt haben, jetzt einmal der umgekehrte Weg eingeschlagen und wenigstens soviel wiederhergestellt werde, als unbedingt nötig ist, uns Luthers Wort unverwässert und unverdeutelt auch den Heutigen zu Gehör zu bringen.

Denn mit dem Begriff der Allgemeinverständlichkeit, der bei den bisherigen Bemühungen eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, ist es bei einem Buche wie die Bibel nicht allein getan. Im Gegenteil, wo er zum alleinigen Maßstab auch der feierlichen, der gehobenen, der dichterisch und seherisch beflügelten Sprache genommen wird, besteht unmittelbar die Gefahr, daß dem begeisterten Wort des Dichters und Sehermundes die unmittelbare Gewalt und damit die Wirkung genommen wird, auf die es neben dem Wortverstand, ja über den bloßen Wortverstand hinaus dringend ankommt. Es mag für den Kenner der Urschriften lehrreich und fruchtbar gewesen sein, etwa beim Lesen des Vaterunsers darüber zu sinnen, was es mit der basileia, d. h. mit dem „Königreich" oder dem „Königtum" Himmel auf sich haben möge. Für den Hörer und Sprecher der deutschen Gebete ist es wesentlich wichtiger, daß

ihm in den drei gewaltigen Worten „Dein Reich komme" die Gegenwart und Zukunft des Göttlichen wie ein Schwert durch die Seele gehe.

Solche Gewalt und Zauberkraft der Sprache aber steht nur in den Händen der wenigen, die wir eben um dieserhalben Sprachschöpfer nennen. Der Ausleger hat sich neben ihr und vor ihr zu bescheiden. Und so wäre denn zu wünschen, daß man bei einer Wiederherstellung des deutschen Bibelwortes, die nicht aus Freude an altertümlichen Klängen, sondern eben um des Wortes willen zu geschehen hätte, neben dem Schulmann und Gottesgelehrten auch den Dichter zu Rate ziehe.

Rudolf Thiel:

Die Lutherbibel darf nicht abgeändert werden, weil sie ein Jungbrunn ist für unsere Sprache, ein höchst nötiges Gegengift gegen unser schlechtes Schreibdeutsch, unser schlechtes Rededeutsch.

Zum Beispiel wäre es ein Glück, wenn wir von Luther wieder lernten, das Prädikat der Sätze vorzustellen vor den Satz-Objekten und den Nebensätzen, wie es Luther regelmäßig tut, wenn es die Klarheit fordert. Er sagt nicht: „Da sollte man ein feines, schönes, löbliches Deutsch und Verdeutschen sehen" — sondern: „Da sollte man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch und Dolmetschen."

Wir könnten weiter von ihm lernen, daß die Zusammenziehung des Gedankens in einen einzigen Satz trotz der Verkürzung des Satzbildes keinen Vorzug vor der alten Redeweise verdient, die viel lieber kleine Sätze häufte, um das auszudrücken, was sie wollte. Luther sagt nicht: „Ich habe mich eines reinen und klaren Deutsch beim übersetzen beflissen" — sondern so sagt er: „Ich habe mich dessen beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte."

Luther schreibt nicht für die Augen, sondern für die Ohren. Das sollten wir wieder lernen. Darum haben wir kein Recht, an seinem Deutsch herumzumodeln. Mag man gerne neue Bibeln schaffen für moderne Menschen, die die biblische Geschichte zwischen zwei Romanen lesen wollen! Die Lutherbibel darf nicht umgeschrieben werden nach den papiernen Regeln unserer Grammatik. Im Gegenteil, es wäre vorteilhaft, wenn wir unsere spießbürgerliche Grammatik nach Luther revidierten: wenn wir die Satzzeichen als Redehilfen

setzten, statt mit ihnen unsere Logik und Pedanterie zu beweisen — und wenn wir manchmal wieder lutherische Umstellungen, Auslassungen, Ungenauigkeiten wagten, der Sprache zulieb, den Schulmeistern zutrotz. „Wenn ich den Eseln folgen sollte, so würden sie mir die Buchstaben vorlegen. Aber was frage ich darnach, ob sie toben oder rasen!" So spottet Luther — — nein, er spottet sehr viel besser: „Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben vorlegen. Aber was frag ich darnach, sie toben oder rasen?" Doppelt so reizvoll, doppelt so scharf!

Die Luthersprache ist ein ungemeines Bildungs- und Erziehungsmittel; dürfen wir uns dessen selbst berauben um praktischer Rücksichten willen? Die Lutherbibel ist zudem ein Kunstwerk: dürfen wir das überpinseln und beschädigen und fälschen um mittelmäßiger Bedenken willen?

Luthers Übersetzung ist an vielen Stellen unverständlich? Aber warum wollen wir denn alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen? Warum wollen wir denn auf den Bildungswert verzichten, der darin liegt, daß man sich um den Sinn eines ehrwürdigen Textes mühen muß? Warum fragen wir darnach, was den Mittelmäßigen bequem ist, statt darnach, wie man die Mittelmäßigen erzieht?

Luther hat selbst fortwährend seinem Volk aufs Maul geschaut, um so zu reden, daß es das Volk versteht? Aber das bedeutet gar nichts für die Gegenwart. Unsere Volkssprache ist längst kein Quellwasser mehr, sie ist verwässert, saft- und kraftlos, bilderarm. Überdies schreiben wir anders als wir reden: wir brächten keine Sprechbibel zustande, sondern eine Zeitungsbibel.

Luther hat selber seine Übersetzung keineswegs zum Kanon machen wollen? Richtig: Luther hat gesagt: „Mache ein jeglicher, was er will, für sich selbst, und habe ein gut Jahr!" Er hat aber auch hinzugefügt: „Wer mein Dolmetschen nicht will, der lasse es anstehen. Der Teufel danke ihm, wenn er es wider meinen Willen und Wissen meistert. Solls gemeistert werden, so will ichs selber tun."

D. Stählin:

Bei der Frage nach der Bibelrevision darf die Frage nicht übersehen werden: Was heißt überhaupt „verstehen" und „Verständlichkeit" eines heiligen Textes? Unter „Verstehen" kann mindestens dreierlei gemeint sein:

1. Ein rein verstandesmäßiges Verstehen des Bedeutungsgehalts eines Satzes. Dieses „Verstehen" ist im allgemeinen bei der Muttersprache im Unterschied von der unbekannten Fremdsprache möglich, wird aber erschwert oder gehindert durch den Gebrauch von Fremdwörtern, von altertümlichen, in ihrem Sinn nicht mehr bekannten Ausdrücken, durch schwieriges und umständliches Satzgefüge und dergleichen.

2. Das Verständnis für die Sache. Zu sehr vielen Stellen der Heiligen Schrift haben wir zunächst keinen Zugang, nicht weil wir Schwierigkeiten des sprachlichen Verständnisses haben, sondern weil uns die Sache selbst noch verschlossen ist. Es ist eine ungeheure Gefahr, in die uns die Schulmeister immer wieder hineinführen, das äußere Verständnis zu überschätzen. Man kann durchaus eine Sache sprachlich verstehen, ohne von der Sache eine Ahnung zu haben. Umgekehrt ist die rein sprachlich richtige Auffassung nicht einmal die unentbehrliche Voraussetzung für das wirkliche „Verständnis"; wir erleben immer wieder an unsren Kindern, daß sie Dinge „verstehen", die sie rein sprachlich sicher nicht verstanden haben.

3. Es gibt aber eine dritte Art des Verstehens, die wir besser mit dem Wort „vernehmen" bezeichnen. Es ist jene Art von Aufnahme des Wortes, die Luther gemeint hat, wenn er sagt, wir müßten das Bibelwort wiederkäuen wie ein reines Tier. Dieses Vernehmen ist nun eigentümlicherweise an eine bestimmte sprachliche Prägung gebunden, aber keineswegs so, daß es auf die leichte logische Verständlichkeit ankommt. Bei der Gestaltung liturgischer Texte kann man die Erfahrung machen, daß man bestimmte Sprachprägungen nicht meditieren kann, während andere Formulierungen geradezu zu meditativer Versenkung einladen und sich als unschätzbare Hilfe dabei erweisen. Wir tappen noch zu sehr im Dunkeln, wenn wir versuchen, das Stilgesetz der liturgischen, und das heißt zugleich der wiederholbaren und für Meditation brauchbaren Sprache zu erforschen.

Die Frage hängt aufs engste zusammen mit dem Unterschied der optischen oder akustischen Aufnahme der Sprache. Das ist sicher ein Angelpunkt der ganzen Frage. Wir sind durch unser ganzes Bildungswesen dazu verführt, die Sprache im wesentlichen durch das Auge aufzunehmen und sind dadurch erschreckend unfähig geworden, die Sprache wirklich durch das Ohr aufzunehmen. Die Schwierigkeiten der Luthersprache wurzeln gar nicht so sehr in

irgend welchen sprachlichen Einzelheiten und Eigenheiten, sondern vielmehr darin, daß diese Sprache ganz und gar für das Hören gestaltet ist.

Ich habe mich in meinem Berufe viel mit der Frage beschäftigt: Kann man etwas tun, um ein neues Verhältnis zu der nicht (mit den Augen) gelesenen, sondern gehörten Sprache zu vermitteln? Die Frage geht unser gesamtes Bildungswesen an, aber sie wird bei der Ausbildung der künftigen Pfarrer, die doch gerade mit dem akustischen Sprachleib umgehen sollen, ganz brennend. Es will mir als eine wirkliche Schuld erscheinen, daß die Kirche des Wortes in der Ausbildung ihrer künftigen Diener am Wort das Verhältnis zur lebendigen Sprache längst nicht ernst genug genommen hat. Gibt es hier irgendwelche Hilfen? Ich kann erzählen von ganz bescheidenen ersten Versuchen, deren starke Wirkungen uns aber sehr ermutigt haben. Wir haben uns einige Übungen zurecht gelegt, in denen junge Theologen ein lebendigeres Verhältnis zur gehörten Sprache bekommen können.

a) Zunächst ein fast kindlich einfacher Versuch: Ich fordere auf, einen bestimmten Text, es kann ein ganz profaner Text oder ein Bibelwort sein, einfach anzuhören und nach dem einmaligen akustischen Anhören wiederzugeben. Es ist erstaunlich, wie die Menschen zunächst ziemlich verzweifelt und hilflos sind, dann aber nach drei oder vier Übungen erstaunlich lange Perioden aufnehmen und wiedergeben können. Das Ohr läßt sich rasch schulen, den Sprachrhythmus aufzufassen und sich einzuprägen.

b) Das Andere: Ich habe bisweilen meine Schüler veranlaßt, längere Zeit in einer großen, völlig leeren Kirche laut aus der Bibel lesen. Das hat eine erstaunliche Wirkung. In dieser unheimlichen Einsamkeit verlieren die Menschen die jedem zunächst anhaftende Bemühung, eindrucksvoll zu lesen; irgendein Pathos wirkt hier noch lächerlicher als sonst. Zugleich aber merken sie, wie hier in diesem Sprachleib eine geistige Wirklichkeit und Macht gegenwärtig ist, die durch das Medium der tönenden Sprache den Raum erfüllt. Dieses Erleben, durch die eigene Stimme den Raum akustisch mit einer Sache zu erfüllen, ist ein sehr eindrucksvolles Mittel, um den Menschen zu einem inneren Verhältnis zu der Sprache als einer hörbaren Gestalt zu führen.

D. Knolle hat davon gesprochen, daß Luther von einem entscheidenden Punkt aus, von seinem Verständnis des Römerbriefes aus, das Ganze der Bibel erschlossen hat; dabei ist mir wieder sehr lebendig geworden, was für

einen verschiedenen Begriff von Ganzheit wir evangelischen Christen gegenüber der katholischen Kirche haben. In der katholischen Denkweise hat der Begriff der Ganzheit immer etwas von einer Summe, einer Vielheit, einer Quantität an sich, aus der nicht ein Teil fehlen darf, während wir gerade durch dieses lutherische Schriftverständnis angeleitet sind, den Inhalt unseres Glaubens, aber auch die Bibel als eine organische Ganzheit nach Art eines Leibes zu verstehen, wobei die Ganzheit nicht ein quantitatives Minus durch das Fehlen einzelner Teile, sondern durch den Mangel an organischer Verbundenheit mit dem gestellten Prinzip des Ganzen gefährdet wird. Aber man muß sich klar machen, daß auch hier jeder Gewinn durch ein Opfer erkauft wird und daß auch dieses organische Schriftverständnis erkauft ist durch das Opfer, daß nicht dasselbe helle Licht auf alle Teile der Heiligen Schrift gefallen ist. Wir müssen erkennen und zugeben, daß in der Bibel noch große Entdeckungen auf uns warten; die Wiederentdeckung des Epheserbriefes kann eine ungeheure Umwälzung unseres Wissens um Kirche und um den Ratschluß Gottes in sich schließen. Wir dürfen uns nicht an das Luther geschenkte Verständnis der Bibel so binden lassen, daß wir nicht das Licht dankbar begrüßen, das in unserer geschichtlichen Stunde durch den Geist Gottes vielleicht gerade auf andere Teile der Heiligen Schrift und dadurch wieder auf das Ganze der Heiligen Schrift fällt.

D. Althaus:

Wir wollen die Lutherbibel wesentlich ungeändert behalten. Wir brauchen aber neben ihr heute auch andere Übersetzungen. In dem neuen Göttinger Bibelwerk ist der Text selbstverständlich neu übersetzt. Die Übersetzungen von Wiese, Albrecht, neuerdings von Pfäfflin haben ihre Bedeutung in den Kreisen der Gebildeten. Alle diese modernen Übersetzungen sind gedacht für den einsamen Bibelleser, der zum genauen Verständnis des Textes kommen will. Für die Lutherbibel aber gilt das Wort, das Luther von der Bibel überhaupt gesagt hat: sie ist der Kirchen Buch. Daß heißt: sie gehört in den Gottesdienst der Gemeinde, sie gehört mit der Predigt und mit der Auslegung in der Bibelstunde zusammen. Daß jeder einzelne schlichte Christ die Lutherbibel lese, ist wohl ein unerreichbares Ideal — und nicht einmal ein Ideal! Wir müssen wieder lernen: Bibel und Gemeinde, versammelte Ge-

meinde (und wäre es nur die Hausgemeinde), Bibel und Dienst am Wort gehören zusammen. Die Wirklichkeit der Gemeinde muß die individualistische Fassung des Ideals überwinden. — Der einzigartige Vorzug der Lutherbibel besteht darin, daß Luthers von dem Worte ergriffene Seele selber mit darin ist, Luthers Verstehen der Schrift von der Mitte Christus her. Die Lutherbibel wird das geistige Schicksal unseres Volkes bleiben. Eine wahrhafte Einheit der Bildung aller Deutschen werden wir erst dann wieder gewinnen, wenn die Lutherbibel für alle Bildungsschichten wieder das Buch ist, von dem ihre Seele sich nährt.

Die Aussprache war aufs Trefflichste vorbereitet durch eine Führung, die der Direktor der Luther-Halle, lic. Thulin, durch die Lutherbibel-Ausstellung geboten hatte. Was sie bietet, hat er in Heft 3/4 der Vierteljahrsschrift 1934 dargestellt. Sie ist ein Muster zugleich gründlicher und knapper, pädagogisch zielsicherer und künstlerisch anschaulicher Ausstellungs-Gestaltung. Es war nicht unwichtig, daß Luthers Schriften, Bücher, Bilder uns ständig umgaben.

3. Tag: Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung

Für jeden, der die Tagung von Anfang an miterlebt hatte, war es klar, daß der letzte Tag, an dem die Beziehungen zwischen Dichtung und evangelischem Glauben zur Debatte standen, nicht in Problematik ausmünden dürfe und könne. Dem standen einfach die Erfahrungen der vorangegangenen Tage entgegen, die über die geistigen Probleme hinweg zu einer menschlichen Gemeinschaft geführt hatten. So beschränkte denn der letzte Referent, Dr. Kurt Ihlenfeld, der Schriftleiter des „Eckart", in seinem Referat: „Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung" sich darauf, aus diesen Erfahrungen heraus einige Linien in die Zukunft zu ziehen und den menschlichen Gewinn der Tagung in den Mittelpunkt zu stellen. Das war auch insofern berechtigt, als — wie D. Althaus mit allem Freimut eingestand, bei manch einem der theologischen Teilnehmer vorher eine gewisse Befangenheit sich eingestellt

hatte, da man zu wenig von dem Gesprächspartner wußte, welcher Art und welchen Geistes er sei. Diese Befangenheit hatte sich schon am ersten Abend endgültig gelegt. Sollte man noch lange über das Problem einer protestantischen Dichtung „verhandeln", wenn doch jeder Tag und so insbesondere auch der Autoren-Abend den Beweis geliefert hatte, daß diese Dichtung da war: im Worte ebenso wie in den Personen. Darauf aber kam es an und diese Erfahrungen, nicht irgendwelche wissenschaftlichen „Ergebnisse" werden die Grundlage geben für die Fortdauer echter Beziehungen zwischen Theologie und Dichtung heute. Dr. Ihlenfeld sprach einleitend über jene Zeit, da das Problem das Leben zu ersticken drohte: „Es gab einmal eine trockene, unfruchtbare Zeit. Das, was zusammengehörte, hatte sich voneinander getrennt — und was nicht zusammengehörte, das ging, wenn auch nur wechselnd und zeitweilig, Verbindung miteinander ein. Viele litten unter der Trockenheit, aber niemand mochte es dem andern eingestehen. Im Gegenteil: wie auf eine geheime Übereinkunft hin rückte man an die Stelle einer wirklichen Zusammengehörigkeit eine andere, eine scheinbare. Diese übte einen erregenden Reiz auf die Gemüter aus. Den Einfachen schien sie wie ein Brunnen von ungeheurer Tiefe, von dem man aber nicht weiß, ob unten Wasser ist. Den Geübten, den Kennern, den Fachleuten, wurde sie zu einer geliebten Gewohnheit, die den großen Vorzug hatte, daß sie, wenn man sich ihr nur bereitwilligst hingab, einem das Gefühl gab, es sei doch die alte Verbundenheit da — während einige wenige erkannten, daß mit dieser neuen Gewöhnung weder die schöne Einheit der alten Zeit noch auch irgend ein wirklicher Ersatz gewonnen sei. Sie behielten aber diese Erkenntnis für sich und das unheilvolle Spiel ging munter dahin. Der einzige Gewinn — wenn man es so nennen kann — bestand eben in jenem erregenden Reiz, der von der Grundregel des Spieles ausging, die lautete: man muß die Möglichkeit einer Einheit bis an die äußerste Grenze vertreiben und dann erklären, daß das Alte leider nicht wiederkehre und wir daher auf die Getrenntheit angewiesen seien. Früher nannte man dieses Verfahren: „aus der Not eine Tugend machen" — jetzt erfand man dafür die Bezeichnung: das Problem. Und das Problem, das hier gemeint ist, entstand aus dem Zerfall der Einheit von Kunst und Glaube. Damit verband sich nun etwas, was ihm noch ein übermäßiges Gewicht verlieh: nämlich ein schwerer Ernst. Während aus früheren Zeiten, den Zeiten der Einheit, noch

immer ein Lächeln, ein Schimmer der Freude aus beiden Bereichen herüberdrang, lag nun wie eine schwarze Wolke darüber der Ernst der Verantwortung, wie man es nannte. Es schien nichts Bedrückenderes zu geben, als das in Probleme verwandelte Leben zu hüten. Es wäre verständlich gewesen, wenn man über den Verlust der alten Einheit getrauert hätte. Aber es war keine Trauer: die Trauer hängt am wirklichen Verlust — hier aber wurde ja der Verlust aufgehoben, unsichtbar gemacht durch das Problem, das wohl Ernst und Strenge erforderte, aber die Trauer nicht aufkommen ließ. Gerade am Beispiel Luthers aber mußte die Nötigung zur Rückkehr von der Problematik zum echten Sein sich ergeben: Die Theologie konnte bei der Erforschung des Reformators nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß seine religiöse Erfahrung ihren Niederschlag in einem Kunstwerk einmaligen Ranges gefunden hatte, nämlich in der deutschen Bibel und die Künstler, wenn sie die gleiche Ehrlichkeit zum Sehen der Wirklichkeit aufbrachten, mußten, indem sie die Schönheit der Lutherbibel und der Lutherprache priesen, auf die religiöse Botschaft des Mannes stoßen, die diese künstlerischen Mittel in ihren Dienst nahmen. Hier tut sich dann auch die Möglichkeit für eine Beantwortung der Frage nach einer protestantischen Dichtung auf: die Tatsache, daß der Christ Luther über der Bibel und über dem Echo des Evangeliums im Lied zum Dichter ward, sollte, ehe man sie zum Problem erhebt, zu uns reden und auf uns wirken als Tatsache, über die wir uns gewiß unsere Gedanken machen dürfen und sollen, vor der wir aber doch erst zunächst einmal stillehalten müssen.

Alle abendländische Dichtung wurzelt im Religiösen, indem sie die Urfrage des Menschen abbildet und in Gestalt bringt. Sie ist zuletzt vom Christlichen her bestimmt, indem sie es nämlich mit dem vom Christentum geformten Menschen zu tun hat und nicht von der durch Christus in die Welt gekommenen Wahrheit über den Menschen absehen kann. Die Feststellung freilich des Christlichen und insbesondere des protestantischen Charakters einer Dichtung hängt von manchen noch zu klärenden Voraussetzungen ab. Wenn man die schlichte Anerkennung der Wirklichkeit und zugleich das Wissen um die Barmherzigkeit Gottes in dieser Wirklichkeit als Charakterzüge protestantischer Haltung bezeichnen kann, so werden diese beiden auch in der Dichtung zum Ausdruck kommen. Der Referent schloß mit den Worten des Matthias Clau-

dius: „Es steht nur wenigen an, dies große Thema zu dozieren; aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch gut und schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern; mit gutem Exempel vorzugehen und taliter qualiter durchs factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne . . . das steht einem ehrlichen und bescheidenen Manne wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Tür und Fenster anklopfe."

In der Aussprache ergriff zunächst Börries von Münchhausen das Wort. Er glaubte, das Protestantische in der ganzen geistigen Haltung des Dichters sehen zu müssen, für die der Begriff der Freiheit grundlegend sei. Von diesem Begriff der geistigen Freiheit her hielt er auch die bekenntnismäßige Begrenzung des Protestantismus für überwindbar zugunsten eines Aufgehens des Kirchlichen im allgemeinen Geistesleben: so gehörten in eine protestantische Kirche eigentlich und von rechtswegen die Bildnisse aller großen Dchter und Philosophen hinein, deren Werk nur vom protestantischen Geist her denkbar bei.

Das Gespräch wendete sich dann vom Gebiete der Dichtung mehr der bildenden Kunst zu. Lic. Thulin meinte, daß zwei große Grundlinien sich in der Kunstauffassung gegenüberstünden, die eine, die den Glaubensinhalt darstellen will, sodaß gleichsam eine ungebrochene Linie aus dem Irdischen ins Ewige führt, am ausgeprägtesten im Barock, der die Transzendenz direkt sichtbar machen wolle. Dies sei die katholische Linie. Luther habe mit seinem Glaubensprinzip, das auf kein Haben und Besitzen sich richtete, sondern auf ein Werden, dieser Anschauung den Boden entzogen. Aber es sei denn doch im Protestantismus ein gläubiger Realismus entstanden, der nun wieder die Möglichkeit hat, in der protestantischen Kunst statt von einer Darstellung und Sichtbarmachung des Ewigen immer gekennzeichnet sei von der Spannung zwischen dem Hier und Dort.

Rudolf Alexander Schröder sah in dem Zurücktreten des ganzen kultischen Apparates und damit auch der kirchlichen Kunst in ihrer Versichtbarung der

ecclesia triumphans einen sehr deutschen Zug und meinte, daß gegenüber der großen Raumkunst des Katholizismus die Kammerkunst kein schlechter Ersatz sei. Man vergleiche auf der einen Seite Raffael und Rubens, auf der anderen Seite Rembrandt und Bach. Emanuel Stickelberger stellte zunächst die Ansicht richtig, daß die Reformierte Kirche eine grundsätzlich feindselige Haltung gegenüber der kirchlichen Kunst einnehme. Es sei keine grundsätzliche Ablehnung darin zu erblicken, sondern eine pädagogische Maßnahme der ersten reformatorischen Generationen. Gegenüber den neueren Versuchen der Architektur, die bildende Kunst in den Dienst des gottesdienstlichen Raumes zu stellen, habe er das Empfinden, daß doch oft noch allzuviel private Willkür vorwalte. Indem er dann aber auf die Frage der protestantischen Dichtung zurücklenkte, wandte er sich vor allem gegen das Schlagwort, daß die Kunst keine Tendenz haben dürfe. Dies sei eine ausgesprochene Erfindung des jüdischen Literatentums. Natürlich gebe es eine der künstlerischen Wirkung feindliche Tendenz, zumal innerhalb des christlichen Schrifttums, aber die echte Tendenz sei eine Sache des Charakters, der sich auch im Kunstwerk ausspreche und ob die Zeit ja oder nein dazu sage, so solle doch ein tapferer Mann sich nicht scheuen, seine Kunst in den Dienst der von ihm als gut und wesentlich erkannten Sache zu stellen. Allerdings, indem er sein bestes Können dafür einsetze.

Einen sehr energischen Vorstoß zur Klärung der Grundfrage machte dann D. Schumann, indem er an die Erfahrung des Predigers anknüpfte. Auch der rechte Prediger sei ein Künstler, ob er es auch nicht wüßte und wissen dürfte. Ein Künstler nämlich insofern, und nur dann, wenn er mit dem Worte als dem Urmaterial, das ihm gegeben sei, ringe, sodaß er das alte auf eine neue Weise zu sagen vermöge. Das bedeute dann in Bezug auf den Hörer, daß er mit seinem Worte bei dem anderen stehe. Daß da keine Entfernung durch eine fremde Sprache sei, sondern daß er mit seinem Worte anstelle und für die anderen rede. Wer so spreche, der habe dasselbe Verhältnis zum Wort wie der schaffende Künstler. Künstler sei einer doch in dem Maße, wie es ihm gelinge, letzte Tiefe aufzuzeigen, für die das bestimmende Wort nicht mehr ausreiche, sondern für die das bekennende Wort und die beschwörende Gestalt da sei. Hier nun ergebe sich eine Möglichkeit des Unterschiedes zwischen christlichem und nichtchristlich bestimmtem Künstler. Der Künstler, der an diesem

entscheidenden Punkte angelangt, versuche sich selber auszusagen, so zu sagen sein eigener Prophet zu sein (Stefan George), sei strickt zu unterscheiden von dem, der da weiß: indem ich so lebe und so gestalte, rede ich nicht für mich, sondern rede auch für die anderen. So müsse in dem Künstler, der unter dem Geiste des Evangeliums stehe, in dieser entscheidenden Wendung seines Schaffens noch ein anderes hinzukommen zu dem bloßen Ausschwingen des künstlerischen Vermögens: es müsse da ein Schweigen sein, ein Verstummen, indem der Dichter von sich selber „auf das andere" hinweist, und so in der Reihe derer steht, die nicht selber Schaffende, sondern Empfangende sind, und sie durch ihr Werk über sich selbst hinweg zu den anderen führt.

Professor Gorsemann faßte diese Erfahrung aus seiner Arbeitssphäre, nämlich der des Bildhauers in dem Satz zusammen: Wer nicht ganz bei der Wahrheit bleibt, der wird erleben, daß das Werk, das er geschaffen hat, schneller alt wird als er selber!

Sehr beachtenswert war die Feststellung von D. Althaus, daß die Klärung unserer Frage darunter leiden müsse, wenn sie sofort in Abgrenzung gegen katholische Kunst vorgenommen würde. Weiß denn nicht auch der Protestantismus von der Gegenwart des Göttlichen gemäß dem alten Wort finitum capax infiniti? Im Magnificat von 1520 habe Luther Leitlinien auch für eine evangelische Kunst gegeben. Hier hält er wohl an der Marienverehrung fest, aber nur so, indem er sie aus der göttlichen Würde hinwegrückt in die Sphäre des empfangenden und von Gott erhobenen Menschen. Das Licht Gottes falle für den evangelischen Glauben nur als Oberlicht in die irdischen Dinge. Das Leben werde mitten im Tode empfangen. So müsse auch in einer evangelischen Kunst diese Paradoxie der Rechtfertigung wirksam werden. Darum gelte es auch, den Begriff der Gläubigkeit (von dem Börries von Münchhausen sprach) recht evangelisch zu verstehen: der Glaube an Jesus Christus sei weder die höchste Stufe noch ein Sonderfall der Gläubigkeit. Auch der Mensch, der in mystischer Gläubigkeit schwelge, bedürfe der Bekehrung durch Jesus Christus. Eben dieser Unterschied zwischen einer wohl auch durchaus dem Heiden möglichen Gläubigkeit und dem Glauben an Jesus Christus müsse sich in der evangelischen Kunst bestimmend auswirken. D. Althaus erinnerte an die Erzählung von der Salbung in Bethanien, die als ein Hinweis darauf anzusehen

sei, daß auch der Luxus, den die Liebe schenke, ein Recht hat. So gäbe es zweifellos eine evangelische Kunst, die aus dieser Regung sich entfalte, ohne doch jeden Augenblick durchaus Zeugnis sein zu wollen.

Kreuz und Krippe

Von R. A. Schröder *)

Kreuz und Krippe. — Sprich's nicht aus,
Bete, dank und weine!
Wo hast du dein irdisch Haus
Und wo Gott das seine?

Kreuz und Krippe. — Fühl allein,
Denn du deutest's keinem,
Was es heißt: Gerichtet sein
Und gerecht in Einem.

*) Aus: Ein Weihnachtslied. Gedichte. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1935. Vgl. Anmerkung Seite 3.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuslerstraße 3
D.-A. 2500 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich Alb. Lempp, München
Druck: Buchdruckerei Albert Sighart, Fürstenfeldbruck

Luther und Karlstadt

Von Rudolf Thiel, Berlin

I.

Andreas Bodenheim von Karlstadt hat eine andere Entwicklung durchgemacht als Luther. Er hat begonnen als vielversprechender Gelehrter, dessen Ruhm in akademischen Festreden verkündet wurde, als ehrgeiziger Prälat, der sich auf den Vorteil seines Beutels gut verstand. Mit 30 Jahren Archidiakon im Wittenberger Allerheiligenstift, setzte er sich in den Kopf, der Nachfolger des Propstes selbst zu werden. Da dieses Amt nur einem Doktor beider Rechte zustand, verlangte er Urlaub für das Studium. Als ihm das verweigert wurde, begab er sich auf „Wallfahrt" nach Italien und kehrte mit dem ersehnten Titel heim.

Der Anschlag auf die Propstei mißlang trotzdem. Der Kurfürst nämlich war dem allzu eigenwilligen Stiftsherrn nicht gewogen. Nicht weniger als dreimal hatte es Konflikt gegeben. Als Archidiakon des Stifts war Karlstadt Pfarrherr in dem Saalestädtchen Orlamünde, was normalerweise soviel hieß, daß der dortige Verweser ihm jährlich etwa 80 Gulden einzutreiben hatte. Aber Karlstadt legte Wert darauf, auch aktiv seine Rechte auszuüben, sehr gegen Friedrichs Anschauungen über Kirchenpolitik. Einmal beglückte er drei Bürger seines Sprengels mit dem Bann, ein andermal versuchte er, den Orlamündern einen unerbetenen Kaplan aufzudrängen, ein drittesmal entstand ein monatelanger Kampf zwischen Stift und Hof um die Besetzung der Pfarreien, die zu Karlsstadts Pfründe zählten.

Dieser stolze, herrschsüchtige Prälat war also Luthers erste bedeutende Eroberung. Der eigenartige Gang der Geschicke schob ihm sogar die Rolle zu, Luthers „wichtige und ernste Dinge" zu verteidigen, nämlich die Dogmen von der Unfreiheit des Willens, von der Verdorbenheit der menschlichen Natur, von der Erlösung nur aus Gnade — während Luther um die „Lappereien" kämpfen mußte, um Ablaß, Kirchenrecht und Machtanspruch des Papstes. Aber daß Karlstadt bei der Leipziger Disputation so schmählich unterlag, war ein Symbol dafür, daß ihm diese Lehren doch nur eine akademische Angelegenheit geblieben waren, kein inneres Erlebnis. Die erste Ahnung davon

dämmerte in Luther auf, als er in seinem Mitkämpfer einen schwärmerischen Bilderstürmer fand: schon damals nannte er ihn heimlich einen „Judas".

Tatsächlich beginnt Karlstadts eigentliche, echte, folgerichtige Bekehrung erst mit seiner Niederlage durch die Rückkehr Luthers von der Wartburg. Er ist in seinem Stolz gekränkt, er wird gemieden von den früheren Kollegen, gedemütigt von der Universität, er soll gezwungen sein, den tiefverhaßten Götzendienst im Stift nach allen Regeln wieder mitzumachen. Da bäumt sich alles in ihm auf. Da befreit er sich endgültig von der mächtigen Persönlichkeit des jüngeren Reformators. Da sagt er sich los von diesem Führer, der das Rad zurückdreht, der in Halbheiten stecken bleibt, der die Reformation verrät.

Karlstadt fühlt sich hingezogen zu den Zwickauer Propheten, die man jetzt verachtet, weil sie Laien sind. Er gibt sich Grübeleien und inneren Gesichten hin. Er lernt sein früheres Leben mit entsetzten Blicken zu betrachten. Da fehlt nur, daß ihn seine Freunde tadeln, weil er dem Messegreuel beiwohnt, um die Bezüge aus dem Stift nicht zu verlieren, weil er eine fette Pfründe einzieht, ohne was dafür zu leisten — und er geht in sich, er beginnt ein neues Leben.

Mit seinem Weib zieht er in ein nahes Dorf und versucht, seinen Lebensunterhalt mit Pflug und Hacke zu verdienen. „Was meinst du, Luther, ob die Blasen nicht ehrlicher in den Händen stünden als goldene Reife?" Er trägt nur noch den grauen Bauernrock. Er nennt sich Nachbar Andres, wenn er sich mit einem Landmann über Gott und Leben unterhält. Auf dem Titelblatt erbaulich-mystischer Traktate, die er zu schreiben anfängt, heißt der Verfasser schlicht „Ein neuer Lai". Die Vorlesungen hält er nur noch notgedrungen und weigert sich, den Doktortitel zu verleihen. Auf diese Art macht er bei manchen Eifrig-Frommen Schule, zuletzt sogar bei Luther, der ein paar Jahre lang das unchristliche Gepräng der Promotionen aufhebt.

Am meisten aber plagen Karlstadt seine Einkünfte aus dem Stift, die er doch nicht entbehren kann: „Ich hab der armen Leute Arbeit gegessen, denen ich gar nichts dafür getan habe. Vermöchte ichs, ich wollte ihnen alles wiedergeben, was ich empfing." Unter solchen Skrupeln reift in seiner gedemütigten Seele ein Plan, der mit einemmal die äußeren und inneren Sorgen heben könnte und außerdem der unerträglichen Situation eines mißglückten Refor-

mators ein Ende machen würde. Karlstadt beschließt seine Orlamünder Pfarre selbst zu übernehmen.

Er reist ein paarmal an die Saale und einigt sich mit seinem dortigen Verweser. Der läßt sich zum Verzicht bereden, denn er hat die reiche Pfarre ausgesogen, wie er konnte, den Wald geschlagen, die Äcker und den Weinberg ungedüngt gelassen, das Haus vernachlässigt, den Gartenzaun in Brennholz umgewandelt. Die Orlamünder trauern ihm nicht nach, sind vielmehr hochbeglückt, daß sie den rechten Pfarrherrn kriegen sollen, den achtbaren und hochgelehrten Doktor von der Universität. Der Kurfürst erklärt sich einverstanden, vorausgesetzt, daß Karlstadt seine Wittenberger Pfründe aufgibt und selbst nur den Verweser spielt. Stift und Universität erheben keinen Einspruch. Es scheint, man ist allseits derart glücklich, sich gegenseitig aus dem Weg zu sein, daß man vergißt, die Rechtsverhältnisse zu klären.

Jedenfalls kann Karlstadt ungestört ein ganzes Jahr lang sein Werk in Thüringen betreiben. Das tut er denn auch gründlich und mit gewaltigem Erfolg. Er schafft sich eine Basis für die Reformation, wie er sie sich erträumt. Die Prediger in Jena, Kahla, Westerburg und Weimar geraten unter seinen Einfluß, die ganze Saalegegend wird zum Pflanzgarten des neuen Christentums, das durch Luthers Macht in Wittenberg gescheitert war.

Vor allem wird der Gottesdienst ganz gründlich reformiert. Kein Prunk, kein Priesterkleid, kein lateinisch Wort mehr. Die Gemeinde singt von Karlstadt selbst verdeutschte Psalmen, und zwar nur einstimmig, „damit ein Gott, eine Taufe, ein Glaube, ein Gesang wäre". Aus dem Abendmahl wird eine urchristliche Feier, ohne Opfer, ohne Weihe, ohne Kelcherhebung, jeder Einzelne nimmt Kelch und Brot in eigene Hand.

Die Bilder werden abgetan, so vollständig, daß in Kahla auch der steinerne Christus an der Kirchenwand in Trümmer geht. Die Heiligenaltäre fallen, die Orgel verstummt. Karlstadt hat eine andere Auffassung vom Ärgernis der Schwachen als die Wittenberger „Schlemmer„: gerade für die Schwachen sind die Bilder Mausefallen und Teufelsbockpfeifen, gerade den Kindern muß man das Messer nehmen, womit sie so gerne spielen! Es ist jedoch bezeichnend, daß diese Auffassung aus persönlichen Gefühlen stammt: „Ich fürchte mich vor jedem gemalten Teufel, vor einem Schatten, vor dem Geräusch eines leichten Blättleins, und fliehe, was ich männlich suchen sollte."

So ehrlich ist Karlstadt. Und so tief begründet im Charakter sind die Taten derer, die die Welt verbessern. Luther, der sich nur vor dem echten Teufel fürchtet, gesteht seinerseits: „Ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hängt." Und genau wie Karlstadt zieht er allgemeine Folgerungen aus seiner visuellen Anlage: Wenn es nach ihm ginge, sollte man die ganze Bibel an die Häuser malen, inwendig und außen, „das wäre ein christlich Werk!".

So stehen sie sich gegenüber, der äußerliche und der innerliche Reformator, der Menschenkenner und der Seelenkenner, der radikale und der überlegene Führer. Ihr ganzes Widerspiel ergibt sich folgerichtig aus ihrer grundverschiedenen Entwicklung: Karlstadt ist ein bekehrter Sünder und Luther ein bekehrter Heiliger.

II.

Darum besteht die Lebenspraxis Karlstadts darin, sich vor den Dingen, vor den Menschen zu erniedrigen in einer „Untertänigkeit und eigen erwählten Demut", welche Luthers stolze Gottesfurcht verachtet.

Karlstadt lebt unter seinen Volksgenossen wie ein Laienprediger. Er unterstellt sich feierlich dem Orlamünder Richter, um vor den anderen Christen nichts vorauszuhaben. Er versucht das allgemeine Priestertum der Gläubigen zur Tat zu machen, indem er jeden, welcher sich berufen fühlt, auffordert, ungescheut das Gotteswort zu lehren, im Haus und über Tisch, auf dem Acker, in der Scheune, des Morgens und des Abends. Mit Handwerkern und Bauern studiert er die Heilige Schrift. Denn viele unter ihnen „wissen mehr in Gottes Lehre als die gekrönten Meister und Doktoren. Was ist Amos gewesen, was andere Propheten? Sie sind Hirten gewesen und haben die Wahrheit verkündet den Pfaffen!" Doch Luther meint dazu: „Karlstadt hat Lust, den unordentlichen Pöbel ins Spiel zu bringen, daß er vor großer Fülle des Geistes die bürgerliche Zucht vergißt und niemand mehr fürchtet oder ehrt als sich allein!"

Bei solcher Bibelforschung gerät Karlstadt mehr und mehr in das Gesetz des Alten Testaments. Er verlangt, daß der Sonntag strenger eingehalten wird, daß auch das Gesinde ruhen soll, sogar das Vieh. Er verlangt scharfe Strafen gegen öffentliche Sünden, gegen Götzendienst und Unglauben, er ver-

weigert Andersgläubigen die Christenpflicht der Nächstenliebe. Er tauft keine Kinder mehr. Er gestattet einem Bürger, sich eine zweite Frau zu nehmen, und bringt Luther damit in Verlegenheit. Denn da dieser keinen Einwand aus der Bibel weiß, kann er, um Rat gefragt, nur das böse Beispiel und das Ärgernis betonen, das eine Doppelehe gäbe.

„Die Orlamünder werden sich am Ende noch beschneiden lassen", spottet Luther über Karlstadts Schwärmerei mit dem mosaischen Gesetz. „Man lasse Moses der Juden Sachsenspiegel sein und uns Heiden damit unverworren! Will man durch Moses aus uns Juden machen, so wollen wir's nicht leiden." Für Luther ist ja das Gesetz des Alten Testaments nur dazu da, dem Menschen einzuhämmern, wie unrettbar er gefangen bleibt in seiner sündigen Natur, wie aussichtslos die guten Werke sind. Und gegen dies Gesetz hat er die Freiheit eines Christenmenschen aufgestellt so gut wie gegen das Gesetz des Papstes. Mit Ingrimm stellt er fest, daß Karlstadt von der Freiheit eines Christenmenschen abgefallen ist.

Aber die Schwärmerei für Moses ist nicht das Wesentliche an Karlstadts reformiertem Christentum. Er will vielmehr ein rechtes urchristliches Leben wiederaufrichten, soweit es die schwache menschliche Natur erlaubt. Er fühlt sich frei vom Joch der päpstlichen Gebote, um sich das sanfte Joch des Heilands aufzuladen, das die Bergpredigt verkündet. Er weiß, nie wird er völlig dahin kommen, daß „nicht mehr er selbst, sondern Christus in ihm lebt", allein es bleibt sein höchstes Ziel. „Hätten wir den rechten Glauben, so würden wir sorglos und ließen alle Nahrung und müßte Gott uns versorgen nach unserem Besten und nach seiner Glorie und Ruhm!"

Und gerade dieser Versuch, mit der Nachfolge Christi ernst zu machen, womit Karlstadt der erste von ungezählten evangelischen Sektierern wurde — gerade das wirkt auf Luther wie rotes Tuch und lockert Bekenntnisse aus ihm heraus, wie er sie niemals schärfer formuliert hat. „Wir halten dafür, daß nicht vonnöten sei, alles zu tun und zu lassen, was Christus getan und gelassen hat. Sonst müßten wir auch auf dem Meer gehen und Wunder tun, die Ehe lassen und das weltliche Regiment, Acker, Pflug und alles andere. Wir lassen kein Exempel zu, auch von Christus selbst nicht! Wir wollen am Werk und Exempel nicht genug haben, ja wir wollen keinem Exempel folgen! Das Wort wollen wir haben, um dessentwillen alle Werke und Wunder geschehen!

Die Karlstadtsche Theologie ist nicht höher gekommen als zu lehren, wie wir Christus sollen nachfolgen, und macht aus Christus nur ein Exempel und einen Gebieter und fällt also wiederum fein vom Glauben auf die Werke — damit sie endlich wieder dahinkomme, daß der freie Wille etwas sei in Gottes Sachen."

Solche furchtbar eindeutigen Sätze sind ein Scheidewasser für die Geister. An ihnen kann sich jeder prüfen, wieviel er vom Lutherglauben weiß und hält. Karlstadt hat später, mit dem Scharfblick eines großen Hasses, Luther für einen neuen Papst erklärt: der würde Moses und die Apostel auf den Scheiterhaufen bringen, darum weil sie auch von äußeren Dingen sprachen und damit den Glauben dämpften — ja Christus selber könnte nicht vor ihm bestehen — —

Daran ist soviel richtig, daß Luther in der Tat „die Werke des Leidens vor die Werke der Liebe setzt", daß Luthers Rangordnung der religiösen Werte eine andere ist als die, die man gewöhnlich unter Christentum versteht. Gerade gegen Karlstadt hat er sie am systematischsten entwickelt. Da kommt zuerst das Wissen um die Sünde, um die Verworfenheit der menschlichen Natur, um den hilflosen Willen, um die Vergeblichkeit der wohlgemeintesten Versuche, Christi Forderungen nachzufolgen. Da kommt zuzweit der Glaube, der trotzdem an den Erlöser und an die Erlösung glaubt. Da kommt zudritt das Selbstgericht des unaufhörlich fallenden und aufhörlich wiederaufstehenden Gerechten. Und erst zuviert die Nächstenliebe samt den Werken des Gesetzes.

Ja, Luther pocht darauf, die Nächstenliebe sei nicht eine Frucht des reinsten Christentums, sondern geradezu ein Naturgesetz, das jedem Menschen angeboren ist und sich demnach von selbst versteht, von selbst erfüllt! „Sonst, wenn es nicht natürlich im Herzen geschrieben stünde, müßte man lange Gesetze lehren und predigen!" Aber weiß denn Luther nicht, daß man das wirklich tun muß? Er weiß es ganz genau: aber das beruht nur auf der Macht des Teufels, der die Herzen „so verblendet und besitzt, daß sie solche Gesetze nicht allezeit fühlen!",

So nebensächlich, so verächtlich behandelt er die Liebespredigt, die für Andere den Kern des wahren Christentums bedeutet. Denn ihm ist das einzig Wichtige, das einzig Schwierige der Glaube. Und weil er fühlt, daß Karl-

stadt seinen Glauben nicht begriffen hat, darum gilt er ihm als ein Schwärmer, der die Gewissen plagt mit Frevelgesetzen und erdichteten Sünden, der uns „von den hohen Stücken herunterzwingt zu den geringen, daß wir mit ihm die Zeit verlieren und in Gefahr geraten, die hohen Stücke zu vergessen".

III.

Hat Karlstadt sie vergessen?

Er hat sich schon vor Jahren aufgelehnt dagegen, daß Luther immerfort die Sünde groß macht und vom Gläubigen ein unaufhörliches Selbstgericht verlangt. „Ich denke nicht daran, meines alten Adams wegen nach dem Kreuz zu laufen, ich sehne mich auch nicht sonderlich nach dem Feuer." Im Grunde seines Herzens bleibt eben Karlstadt doch der Schüler der Scholastik, die er als Professor zu vertreten hatte. Nach ihm vollzieht sich Gottes Werk am Sünder so: „Gott läßt zuerst kleine Fünklein seiner Liebe aufgehen in der Seele und spürt zu, bis es zu einem großen Feuer wächst" — das ist die „aktuelle Gnade" der Scholastiker. Und Karlstadts „allerhöchste Tugend, die Gelassenheit, da einer inne wird, daß sein Leben nicht ein menschlich, sondern ein göttlich Leben ist" — sie gleicht dem „Gnadenstand" des Thomas von Aquin.

Gibt es einen größeren Gegensatz als die „Gelassenheit" des Karlstadt und den „Glauben" Martin Luthers? Der Glauben Luthers ist alles andre als ein Innewerden göttlicher Erwählung. Gerade gegen Karlstadt unterrichtet Luther damals einen Pfarrer: „Wir müssen an die Gnade Gottes glauben, aber ungewiß bleiben über unsere Erwählung. Ohne Zweifel waren die Apostel ihrer Seligkeit gewiß, aber denkt an David: wie oft hat er gezittert und gejammert, er sei verworfen vor dem Angesicht des Herrn! So sehen wir, daß der Gerechte siebenmal am Tage fällt und wieder aufsteht, solange die Erwählung ihm verborgen bleibt."

Vor dieser Ungewißheit der Erwählung schaudert Karlstadt aus Instinkt zurück. Wenn er sich damals über dies Problem in einem Buche ausläßt, gibt er zwar zu, daß Gott das Böse wie das Gute vorbestimmt, allein er rettet sich aus diesem Dogma, das er nicht ertragen kann, mit jener uralten Wortklauberei, die Luthers stürmischer Erkenntniswille einst zerriß: es gebe neben dem Verhängniswillen einen ewigen Erlösungswillen Gottes — „und alles,

was die Menschen tun durch den Verhängniswillen, das ist gegen den Erlösungswillen". Mit dieser jämmerlichen Ausflucht bescheidet sich der Mann, der einmal Arm in Arm mit Luther die Scholastik in die Schranken rief!

Ist es ein Wunder, wenn Luther ganz erschüttert feststellt, daß der Kampfgenosse seines Anfangs überhaupt nicht mehr vom Glauben weiß? „Wenn ich's nicht selbst in seinen Büchern läse, so hätte alle Welt mich nicht beredet, daß er solches nicht sollt wissen, denn ich habe ihn hierinnen ja gelehrt. O Herr Gott, was sind wir, wenn du fallen lässest? Ist das der freie Wille, daß aus dem Gelehrten ein Kind, aus dem Weisen ein Wahnsinniger wird? Wie schrecklich bist du in deinen Werken und Gerichten!"

Und auf der Gegenseite birgt auch Karlstadt das Entsetzen nicht, womit er jetzt die Lehre seines alten Freundes anschaut: den Glauben Luthers, der die Werke, die Gewißheit und den Seelenfrieden so radikal und unerbittlich ausschließt, den nennt er mit aufrichtigem Abscheu einen „papiernen und lieblosen Glauben" . . .

IV.

Der Kampf der beiden Geister kommt zum Ausbruch, als Karlstadt eine Druckerei in Jena aufmacht und Schrift um Schrift herausgibt, worin „die Gegenwart des alten Gottes" gegen Luthers „Unbekannten Gott" behauptet wird. Da loht der Lutherzorn: „Wir haben guten Mut und fechten wider Geister, die sich vor einem rauschenden Blatt fürchten, ohne sich vor Gott zu fürchten! Das macht, Er ist verborgen und läßt sich nicht sehen noch fühlen. Wäre es aber ein gegenwärtiger, sichtbarer Mensch, er sollte sie mit einem Strohhalm zum Land hinausjagen."

Luther ist bereit, der Strohhalm des verborgenen Gotts zu sein. Jede Rücksicht wirft er fort: die reine Lehre ist bedroht. Karlstadt wird zurückgerufen auf seine Wittenberger Professur. Nach einem Vierteljahr erscheint er vor der Universität. Man redet ihm in Güte zu — und Karlstadt gibt die Orlamünder Pfarre auf. In diesem Augenblick wird Luthers Feindschaft zur Verachtung: „Wäre er gewiß gewesen, daß er zum Pfarrer berufen wäre, er sollte sie nicht übergeben haben und eher das Leben darüber gelassen, denn von göttlichem Beruf soll man nicht weichen."

Die Orlamünder haben ihren Reformator viel zu lieb gewonnen, als daß sie ihn sich kampflos nehmen ließen. Sie bitten flehentlich um ihren guten Hirten und wählen ihn in aller Form zum Pfarrer. Der Fürst verweist sie an die Universität und an das Allerheiligenstift. Dort geht man über ihre Wahl zur Tagesordnung über und teilt ihnen in Kürze mit, sie würden einen neuen tüchtigen Pastor bekommen. Diese päpstliche Antwort schlägt wie ein Blitz in die Gemüter. Vom ganzen Sprengel unterzeichnet geht eine heftige Beschwerde an den Fürsten ab: Die Wittenberger sollten, wie es recht und billig ist, an ihrer eigenen Lehre festhalten, „daß eine christliche Gemeinde Macht und Recht hat, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen"! So hat es im Vorjahr Luther selbst verkündet, allerdings als Idealzustand für seine „ernsten Christen". Jetzt macht er sich nicht die geringsten Skrupel, daß gegen Orlamünde auf dem Buchstaben des alten Kirchenrechts bestanden wird. Er ist fest entschlossen, Karlstadt das Handwerk zu legen. Der Kurfürst ist es auch, er verfügt, daß Karlstadt in das Stift zurückkehrt.

Die Abwicklung der Dinge zieht sich ein paar Monate hinaus. Inzwischen gibt es Unruhen an anderen Orten. Gefährlichere Neuerer sind aufgestanden und predigen den Umsturz mit Gewalt. Luther schreibt einen offenen Brief an seine Fürsten vom aufrührerischen Geist und fordert sie sehr unzweideutig darin auf, die Geister, die die Sache mit der Faust ausrichten wollen statt mit dem Gotteswort, stracks aus dem Land zu weisen. Der Universitätsrektor hat unterdessen Nachrichten aus Orlamünde eingezogen und drängt bei Hof: Karlstadt soll endlich seine Pfarre räumen, er treibt es dort zu bunt. In Wirklichkeit hat Karlstadt seine Orlamünder derart in der Hand, daß sie auf seinen Wunsch den Aufrührern ein Bündnis abgeschlagen haben. Jetzt eilt er nach Wittenberg, um sich von falschem Verdacht zu reinigen, verspricht noch einmal zurückzukehren und verzichtet förmlich auf sein Amt in Stift und Universität.

Kaum ist er nach Thüringen zurückgegangen, als Luther dort eintrifft. Der Fürst hat ihn gebeten, nach dem Rechten zu sehen, denn auch der Prediger in Weimar huldigt schon den Schwärmereien und erfindet neue zu. Luther spricht in Weimar, dann in Jena. Als er hier früh um sieben auf die Kanzel steigt, sitzt drunten Karlstadt, den Filzhut tief in das Gesicht gezogen. Luther wet-

tert gegen den Geist des Aufruhrs, anderthalb Stunden lang. Am Nachmittag sucht ihn Karlstadt in der Herberge auf. Es sind viele Leute da, Doktoren, Prediger und Bürgermeister. Vor aller Ohren streiten sich die Beiden über gegenwärtige und vergangene Dinge, Karlstadt kann Luther mehr als einmal ins Unrecht setzen. Zuletzt greift Luther in die Tasche, zieht einen Goldgulden heraus und reicht ihn dem ehemaligen Kameraden zum Zeichen offener Gegnerschaft. Sie tun einen Trunk darauf. Karlstadt bittet, daß man ihn nicht hindert und verfolgt, erhälts versprochen.

Aber ein paar Tage später kommt Luther nach Orlamünde und erlebt, daß ihn ein Schuster die Gebote Gottes lehren will. Es gibt einen lächerlichen Wortstreit. Luther ist um so aufgebrachter, als die Orlamünder ihm seinen Brief vom aufrührerischen Geist als Anmaßung und unchristlichen Haß auslegen. Am Ende ist er froh, daß sie nicht mit Dreck und Steinen werfen.

Nach diesem Vorfall ist es aus. Luther rät, Karlstadt auszuweisen. Vergebens bittet Orlamünde für den Pfarrer, sein schwangres Weib, sein kleines Kind. Vergebens bittet Karlstadt selbst bei Hof um ein Verhör — Luther empfiehlt, sich um seine „Spiegelfechtereien" nicht zu kümmern. Karlstadt erhält den Befehl, Sachsen zu verlassen. Er schreibt an seine Orlamünder einen Abschiedsbrief — „unverhört, unüberwunden, von Martin Luther vertrieben".

V.

Die Tragödie dieser Waffenbrüderschaft ist damit nicht zu Ende. Der Ausgewiesene wandert durch ganz Süddeutschland und wiegelt überall die Menschen auf. Nicht nur mit seinem schwärmerischen Christentum, sondern vor allem mit einem scheinbar theoretischen Problem, das jedoch sofort die ganze Welt elektrisiert. Es ist die Frage nach dem Leib des Herrn im Abendmahl.

Die aufgeregten Geister jener Zeit, die aufgewachsen sind in Dogmen, Ängsten, Grübeleien und nun mit einmal die Ketten der Vernunft zerreißen sehen, die den Anfang einer neuen Wissenschaft erleben und zum ersten Male unvoreingenommene Bibelforschung treiben dürfen, die Luthers unerhörte Christenfreiheit aufgesogen haben wie das trockene Moos den frischen Regen — diese ersten neuzeitlichen Geister haben nicht wie Luther tief und schwer er-

lebt, daß die Vernunft zum radikalsten Zweifel an der religiösen Wahrheit führt. Sie freuen sich des hellen Lichtes unbesorgt und ungescheut, sie brauchen nur ein einzig Mal gemahnt zu werden, welch ein gräßliches Gefühl es ist, daß man den Leichnam des Gekreuzigten im Munde haben soll, um diesem Abscheu schon mit Haut und Haaren zu verfallen.

Karlstadt gewinnt im Sturm die Herzen, als er die Gegenwart des Leibes Christi leugnet, obwohl er keine glückliche Begründung findet. Er hat sich die Sache so zurechtgemacht: Als Christus sprach: Das ist mein Leib! da hat er auf sich selbst gedeutet!

Hochauf fährt Luther, als er diese spitzfindige Auslegung zu Ohren kriegt: „Das sind lauter Possen, gerade als wenn einer spräche: Nehmt, eßt, hier sitze ich Hans mit den roten Hosen. Lieber, die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin, die geht über alle spitzfindige Dichtung. Von der muß man nicht weichen, sonst bleibt kein Buchstaben der Schrift vor den geistlichen Gauklern. Darum ist Karlstadts Tuten und Tatten verloren. Die Worte stehen da. Ein Andrer her, ders besser kann!"

Dabei gibt Luther zu, daß er selbst das Problem gewälzt hat und davon sehr angefochten wurde. „Denn ich sah wohl, daß ich damit dem Papsttum den größten Puff hätte geben können." Doch seine Ehrfurcht vor dem Bibelwort trug den Sieg davon. „Wenn man so mit unserem Glauben umgehen will, daß wir unseren Dünkel in die Schrift tragen und allein darauf sehen, was dem Pöbel und gemeinem Dünkel eben ist, so wird kein Artikel des Glaubens bleiben."

Im übrigen warnt er jedermann davor, aus einer solchen Frage, woran das Christentum nicht liegt, ein Hauptstück zu machen und mit Ernst darauf zu fallen. So belehrt er beispielsweise die Straßburger Prediger, die Karlstadt unsicher gemacht hat, und stellt eine größere Schrift in Aussicht.

Hierin weht es allerdings aus einer andern Ecke. Luther schreibt sich drei Wochen lang seinen Zorn von der Seele, schwelgt in scharfer Dialektik, in Hohn und in Verachtung und endet so: „Ich habe so weitläufig geredet, daß ichs ja licht und klar machte, wie finster und unordentlich Dr. Karlstadt schreibt — und halte dafür, daß er aus meinem Buch zuallererst sich selbst verstehen werde. Denn mir zweifelt nicht, er habe selbst bisher nicht gesehen, was er macht oder wohin seine Lehre reicht."

Spürt man hier ganz im Geheimen, ganz tief unten noch eine kleine Zuneigung zu dem alten Kameraden? Er sieht ihn tief entsetzt „mehr in die Hölle rennen als traben" — er will ihn retten!

Das Schicksal bietet ihm die Hand dazu. Im Bauernkrieg entgeht Karlstadt mit knapper Not dem Henker. Aus Frankfurt am Main schickt er seine Frau nach Wittenberg und fleht um ein Asyl. Luther solle vergessen, was er wider ihn gesündigt, und beim Kurfürsten für ihn gutsprechen.

Luther hat schon einmal versucht, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Jetzt ruft er ihn sofort zu sich. Er verbirgt ihn ein paar Tage lang in seinem Haus, solange bis man ihn in einem Dorfe unterbringt. Karlstadt ist noch nicht ganz gebrochen. Er verspricht zwar, das Predigen und Schreiben einzustellen, aber zu einem Widerruf, wie Luther wünscht, versteht er sich nicht. Das Äußerste, was er sich abringt, ist das Zugeständnis, daß seine Abendsmahlslehre nur als eine Hypothese aufzufassen sei. Luther veröffentlicht die Erklärung ohne Triumphgeschrei, doch höchst erfreut: „Denn es ist ja nicht zu verzweifeln an denen, die da wanken und um den rechten Grund fragen und gern zum Ufer wollten."

Die Welt freilich sieht nicht ohne Grund Karlstadt für einen Gefangenen an. Es ist erschütternd zu vernehmen, wie der gebeugte Mann der kurfürstlichen Kanzlei versichert, daß er überhaupt nicht mehr in die Bibel schaue, um sich ja nicht zu verfehlen . . .

VI.

Inzwischen aber haben Andere seinen Kampf gegen Luther aufgenommen, vor allem Zwingli in der Schweiz, dem Einfluß Luthers weit entrückt und darum gefährlicher für ihn als irgendeiner. Zwingli ist unter anderm auch durch Karlstadts Schriften angeregt, stimmt ihm in vielen Punkten zu, kann aber seine verschrobene Deutung des Bibeltextes nur belächeln. Ein Rekrut, meint er, der Mut und Waffen hat, doch keine Übung.

Abgesehen aber davon, daß er die Worte Christi anders auslegt, hat Zwingli ganz dieselben Gründe gegen Luther und ganz dieselbe Auffassung vom Sinn des Abendmahls wie Karlstadt. Das Abendmahl sei die Gedächtnisfeier der Passion, so lehren Beide und bringen damit Luther in den

größten Zorn: „Wenn gleich ihr Gedächtnis eitel Brunst, eitel Herz, eitel Hitze, eitel Feuer wäre, was hätte man davon? Nichts als neue Mönche und Heuchler, die mit großer Andacht (wenns wohl geriete) sich zu Brot und Wein stellten wie bisher die blöden Gewissen sich zum Sakrament gestellt haben. Es würde ebensolche Not und Angst sich heben über dem würdigen Gedächtnis wie sich bisher erhoben hat über dem würdigen Empfang von Christi Leib."

Da aber Luther anfangs seine neuen Gegner unterschätzt, so gerät er bald in die Verteidigung. Und da er sich nicht recht in die Anderen hineinversetzen kann, verteidigt er sich derart ungeschickt, daß er zuletzt als rückfälliger Papist dasteht, als einer, der den Geist verleugnet, einer der im Fleische die Vergebung seiner Sünden sucht!

Auch diesen unerhörten Vorwurf hatte ihm Karlstadt schon gemacht und ihn damit in helle Wut gebracht: „Sagt mir, Herr Lügengeist, wann haben wir jemals so gelehrt, daß ein Stück Brot die Sünden vergebe? Was ist leichter als eine Lüge erdenken und einem zumessen und darüber streiten und Ritter werden? Das aber ist unsere Lehre, daß Brot und Wein nichts helfe, ja auch Leib und Blut in Brot und Wein nichts helfe. Ich will noch weiter reden: Christus am Kreuz mit all seinem Leiden und Tod hilft nichts, wenns auch aufs brünstigste, hitzigste, herzlichste erkannt und bedacht wird, wie du lehrst. Es muß alles noch ein anderes da sein. Was denn? Das Wort, das Wort, das Wort, hörst du Lügengeist auch? Das Wort tuts! Denn ob Christus tausendmal für uns gegeben und gekreuzigt würde, wäre es alles umsonst, wenn nicht das Wort Gottes käme und teilte es aus und schenkte mirs und spräche: Das soll dein sein, nimm und habe dies! Aber Karlstadt macht eine menschliche, fleischliche Andacht daraus und ein brünstig hitzig Werk im Herzen, nicht höher als daß man wisse und erkenne, daß Christus für uns gegeben sei, was der Teufel und die Heuchler auch können. Das aber ist die geistliche Erkenntnis, die der Heilige Geist in uns wirkt und nicht wir selbst: daß ich weiß, gewiß bin und nicht zweifle, Christus sei für mich gegeben."

Versteht man diesen Unterschied? Daß Christus für die Menschheit starb, das sieht die ganze Welt — daß Christus aber auch für dich gestorben ist, das siehst du nicht! das mußt du glauben, glauben können wider alle An-

fechtungen deines Sündergewissens! „Christus wird nicht gesehen, damit er geglaubt werde: und das ist die Gerechtigkeit des Glaubens, die die Welt nicht kennt und die uns lehrt, das Kreuz zu lieben"!

„Darum hat der Luther recht gelehrt", trumpft Luther auf, „daß wer ein böses Gewissen hat von Sünden, der soll zum Abendmahl gehen und Trost holen, nicht am Brot und Wein, nicht an Leib und Blut Christi, sondern am Wort, das mir im Sakrament Leib und Blut Christi als für mich gegeben und vergossen, darbietet, schenkt und gibt. Ist das nicht klar genug?"

O nein, es ist nicht klar genug für Menschen, die sich nicht mit Sünden beißen, für Menschen, die ihre Seligkeit für sicher und verbrieft halten, für Menschen, die in Gelassenheit ein göttlich Leben führen wollen und die Nachfolge des Heilandes versuchen! Nein, diese Menschen stehen fassungslos entrüstet vor dem großen Reformator Martin Luther, der den letzten Schritt zur Freiheit nicht zu tun wagt, der das schauerliche Wunder des Leichnams Gottes zwischen den Zähnen festhält, der immer eifriger, immer grimmiger auf sie einpaukt: „Wer aus dem Becher trinkt, der trinkt wahrhaftig das rechte Blut Christi und die Vergebung der Sünden und das ewige Leben!"

Da schreit auch Karlstadt tief entsetzt: „Oho!" Er hat sich wieder in den Streit gewagt, hat mit Luther schriftlich disputiert und seine alten Argumente aufgewärmt. Seit langem sehnt er sich fort aus der Nähe dieses rückfälligen Papisten, fort aus der Gefangenschaft in Sachsen. Er schreibt an schlesische Gegner Luthers einen Brief: „Ich muß alles verkaufen, Betten und Kannen und allen Hausrat. Das wissen sie, aber niemand erbarmt sich meiner. Vielleicht sähen sie es gern, wenn ich und meine Kinder hungers stürben." Er ist verbittert und verwirrt von Gram. Er fürchtet, daß man ihn vertreiben möchte, und sagt im selben Atemzug, man werde ihn mit Gewalt zurückhalten.

Der Brief fällt Luther in die Hände. Er sieht darin Verräterei. Er verlangt vom Kurfürsten, daß Karlstadt nicht aus Sachsen fortgelassen wird, obwohl er tief bedauert, daß er den Teufel überhaupt zu Gast geladen hat. Er denkt sogar daran, ihn einzusperren — „aber der verzagte Mann wird vielleicht dabei verzweifeln".

So endigt die Geschichte dieser Waffenbrüderschaft. Karlstadt entzieht sich Luthers Macht und flüchtet heimlich. Jahrelang fristet er ein jämmerliches Leben in der Fremde, bis er nach dem Tode Zwinglis eine Pfarrstelle in Zürich bekommt. Seine Kräfte sind gebrochen. Er beschließt sein Leben in der Stille.

Luther aber wird bis zu Karlstadts Tod die Hostie beim Abendmahl hochheben lassen, zu Trotz dem Judas, der das Evangelium des Glaubens an eine schwärmerische Liebesreligion verriet.

Das Gespenst von Staßfurt

Von Arthur Schneider, Bernburg

Am Vorabend vor Weihnachten 1534, so ist einem Bericht[1]) des Pfarrherrn zu Staßfurt, des Laurentius Döner, der mit feierlichem Wort die Wahrheit seiner Angaben bestätigt, zu entnehmen, trug sich Folgendes zu: Der Gesang der Vesper war verklungen, die Beichte zu Ende für die, die am Christtag Morgen zum heiligen Abendmahl gehen wollten. Laurentius Döner wollte sich soeben auf den Heimweg machen. Da tritt zu ihm ein Fremder, gar seltsam anzusehen: „Ein einfältiger Mensch, nach meinem Bedünken, aber in der Haut ein lauter Schalk, gekleidet mit einem schwarzen, bösen Rock und hatte einen bösen Hut auf seinem Haupte, und den Hut gezogen vor die Augen."

Er bat mit lauter Stimme den Pfarrer, seine Beichte anzuhören. Der stimmte zu. Der Fremde kniete nieder auf die Erde, wohl zwei Schritte vor ihm, kam auch nicht näher, obwohl der Pfarrer es wünschte, entgegnete diesem vielmehr, er würde auch in dieser Entfernung wohl verstehen, was er ihm zu sagen hätte.

Die eigentümliche Beichte, die nichts enthielt von Bekennen und Bereuen von Sünden, begann mit der Frage des Fremden: „Was haltet ihr von der Geburt Christi?" Laurentius Döner gab ihm als Antwort ein gutes Zeugnis von der Erlösung von Tod und Verdammnis durch den Menschen- und Got-

---

1) Walchsche Lutherausgabe Bd. XIV. S. 333 ff.

tessohn, durch sein Leiden und Auferstehen. Und wieder und wieder fragt er den Pfarrer. Der aber gab ihm Bescheid aus Bibel und Bekenntnis unseres Glaubens. Er erklärt ihm vor allem den Spruch Jes. 7, 14, wobei er auf dessen Frage, das hebr. Wort „Alma" zu erläutern, sagt: „Es heißt eine Magd oder ein junges Weibsbild, die noch einen Kranz trägt. Welches die Christen nicht anders halten und glauben, denn daß es die reine Magd Maria sei, davon Christus, unser Herr und Heiland geboren ist."

Da aber erging sich das sogenannte Beichtkind in Lästerungen über die Herkunft und erst recht über den Tod Jesu. „Nein! Er ist gestorben um seiner Sünde willen, darum daß er ein Übeltäter gewesen des Gesetzes Mosis." Laurentius herrscht ihn an: „Das ist auf's allerhöchst gelogen! Er hat noch nie keine Sünde getan; er ist kommen als das wahrhaftige Lamm Gottes und hat die Sünde der Welt weggenommen."

Der Fremde aber bekräftigt seine Lästerung mit der Erzählung eines Gesichtes, das er hatte auf freiem Felde... Er habe den Himmel offen gesehen, und Moses habe vom Himmel heruntergeblickt und seine Hörner aus dem Himmel gesteckt. „An dem einen Horn Mosis hat euer Christus gehangen." Der sei zur Strafe für seine „Verstörung" des Gesetzes des Moses von diesem auf die Erde geschleudert, dort von den Juden ergriffen und um seiner Übertretung willen gekreuzigt worden. „Auf dem anderen Horn hat gesessen der Mann, der Adam und Eva im Paradies den Apfel hat gegeben zu essen." Dreimal habe ihn der Fremde gefragt, ob er diesen Menschen kenne, worauf Laurentius Döner zur Antwort gab: „Es ist der Teufel!" Da habe der Fremde geschwiegen.

Der Pfarrherr wies ihm aus der Schrift nach, daß selbst der Teufel bekennt, daß Christus Gottes Sohn sei (Luc. IV u. a. Stellen). Aber der Fremde entgegnete, das wäre vom Teufel nur Schein gewesen, und fährt fort, Christum zu verleugnen und zu verlästern: er habe gar nichts getan zu der Menschen Seligkeit.

Auf des Pfarrers bündige Frage, ob er nun beichten wolle, erklärt er: er begehre nach keiner Absolution und frage nach keinem Sakrament, weil er den Sinn und Zweck nicht erkenne.

Bei dieser Ablehnung machte der Pfarrer der Spottrede ein Ende: „Gehe weg, wohin du gehörst!" Und der Fremde? „Ich will es tun, und auf den

Morgen wollen wir anders davon reden." „Da stand er auf von mir", berichtete Laurentius Döner, „und stank greulich". — An dieser Art des Verschwindens wurde es dem Pfarrer von Staßfurt ganz klar, daß er es mit dem Teufel [2]) zu tun gehabt hatte.

Er kam nicht wieder! „Gott, der Allmächtige, durch Jesum, unseren Heiland, der behüte uns für dem Teufel und seiner Verführung, und erhalte uns durch seine Gnade an seinem heiligen Worte bis an unser Ende, Amen!", so schließt Laurentius Döner, dem es großer Ernst war, diese „wahrhaftige Historie, geschehen zu Staßfort" zu erzählen. — —

Dieser Bericht des Staßfurter Pfarrers war unserem Reformator wichtig genug, daß er eine Vorrede [3]) dazu schrieb. Er tat dies in Form eines Briefes, den er an seinen Freund richtete, an „den lieben Herrn und Gevatter, den achtbaren, hochgelarten Herrn" Nikolao von Amtsdorffo, der seit 1524 Superintendent von Magdeburg war. Das ist ein feines kleines Stück, in dem sich, echt lutherisch, tiefer Ernst mischt mit Scherz und kräftigem Humor.

Luther möchte gern seines Freundes klares Urteil über diesen Vorfall haben, der sich da in Staßfurt zu Weihnachten 1534 (L. sagt „Wygennachten" und erläutert an einer anderen Stelle, wo er über das Kirchenjahr spricht [4]): „da wir das kindlin wiegen und spielen") zugetragen hat.

Es ist ihm ganz außer Frage, wer dieser Fremde gewesen sei; er macht sich nur darüber Gedanken, daß dieser „Geselle" anfangs so „körre" (= zahm) war und so sicher kam, als hätte ihn jemand „gekörnt" (= mit Körnern angelockt). Und nun gießt er seinen Spott und seine beißende Ironie darüber aus, daß dieser „demütige Legat seines Königs Beelzebub so herzlich gern beichten wollte". „Ja, solch armer Sünder hat immer große Reue gehabt und Leid für seine Sünde von Anbeginn der Welt her! Gott wird ihm schon rechte Absolution erteilen!!

---

[2]) Wenn der Teufel durch ein heiliges Wort oder Zeichen verscheucht wird, so hinterläßt er einen Gestank. Dr. Söhns kann aber in „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XXI (1927), S. 489, darüber hinaus an das Zeugnis von Hans Sachs erinnern, daß ein solches Weggehen des Teufels auch sonst geschieht: Dem Teufel wird gesagt, daß unten im Hofe sein altes Weib sich befinde und ihn für sich anspreche. Da „fuhr er zum first hinaus und lies hinter im ein gestank".

[3]) Weimarer Ausgabe XXXVIII, 326 ff.

[4]) in der 2. Predigt in Torgau, 16. IV. 1533, Weim. Ausg. XXXVII, S. 48.

Er beruft sich auf sein „Ketzerbüchlein", d. h. auf die von ihm verdeutschte heilige Schrift... Der Thron seines Herrn wird nicht erschüttert... Was von der Schlange gesagt ist und von dem „Kopfzertreten", wird ihm geschehen... Vom Richtstuhl herab wird ihm das Urteil: „Stirb ewiglich im höllischen Feuer." —

Doch da hält Luther inne: Ich wollt' dich ja bitten um die Deutung des Gespenstes — und habe sie nun selbst gegeben... Ich habe nicht bedacht, daß ihr der christlichen Kirchen zu Magdeburg oberster und rechter Bischof seid... Nun, so bitte ich euch untertänlich, wollet mir eure Meinung schriftlich anzeigen und das fromme Beichtkind malen und ausstreichen (= gründlich schildern), wie er es verdient... Und solltet ihr mich für einen Papst halten, da ich euch Bischof nenne, so habt ihr zu bedenken, daß gar oft die Bischöfe gelehrter und frommer gewest sind, denn Päpste... Aber wenn ich auch mit Ernst als ein Papst solchem Legaten wollt' antworten, so wisset, ehe ich meine Kardinäle und Prälaten zusammenbringe, sind sie verhungert, verbrennt, ertränkt, ermordet, verjagt, zerstreuet,... daß ein Konzil nicht kann gehalten weden... Darum muß es bei euch, als dem Erzbischof oder Dioecesan bleiben, was hier zu tun sein will.

Und nun erteilt er ihm gewissermaßen Vollmacht, solchen Sünder, der (s. II. Petr. 2, 4) in „die Gruben der Finsternis" gehört, zu absolvieren und in aller Form [5]) seine rechte Genugtuung zu geben. Er sagt auch, wie die Absolution lauten könnte: „Gott der Allmächtige sei dir feind und vergebe dir deine Sünde nimmermehr und stoße dich in den Abgrund des ewigen Feuers; und ich, aus Befehl unsers Herrn Jesu Christi und des allerheiligsten Vater Papst Lutheri des Ersten, versage dir alle Gnade Gottes und das ewige Leben und werfe dich hiemit in die Hölle hinein, die dir und deinem Könige bereitet ist von Anbeginn der Welt. Amen!"

„Das sei des Scherzes genug!"... Gott mahnt uns zum Gebet und fleißigem Anhalten beim Evangelium täglich. Denn auf uns allein gestellt, möchten wir uns wohl in unserer Klugheit „beschmeissen" (= blamieren). „Wo wir aber laß und faul werden, wahrlich, ist's sein ernstlich Drohen, er wolle uns den lieben Christum nehmen und zu schanden machen. Denn er läßt sich mer-

---

[5]) „forma, stylo, modo, figura, loco, tempore, quibus potest fieri, melioribus"...

ken, wie gar einen großen Haufen Könige, Fürsten, Bischöfe, Geistliche er für sich habe, und wie ein geringes Häuflein unser Christus."

In allem Ernst bittet Luther v. Amsdorf, ihm anzuzeigen, „was er nun weiter hierinnen versteht und merkt."

Er schließt ab mit einer Bemerkung über die Amsdorfsche „kleine Chronik", die ihm wohl gefalle... Aber auch hier kann er mit seinem Spott nicht zurückhalten: „Denn wenn sie gleich die frömmsten Kaiser verraten, verkaufen, noch sind sie nicht aufrührerisch, sondern die allerheiligsten Väter... Solche Wunderzeichen hat Christus nicht können tun, schweige denn seine Propheten und Apostel, denn er mußte aufrührerisch heißen und als ein Aufrührer sterben... Fürwahr er (d. Papst) heißt billig der Allerheiligste, gegen welchen Christus ein armer Sünder ist..."

Nun meint er, wir können ein ruhiges Gewissen haben, daß wir solch Wüten den Teufel und die Papisten nicht geheißen, noch dazu geraten haben... Unser Trost ist unser Herz... Sie haben Seelen, dafür sie sich werden müssen verantworten, die wir auf unserem Gewissen nicht tragen dürfen... Wir können uns an jenem Tage rühmen, daß uns ihr Tun nicht gefallen, und wir auf's höchste (= nachdrücklichste) dagegen gelehret haben... Das ist Freude genug... — Luther setzt seine ganze Zuversicht auf Gott und das Zeugnis seines guten Gewissens. — —

Haben wir in diesem kleinen Stück unseren Luther gesehen mit dem ihm eigenen Wechsel und Ineinander von Ernst und Scherz, so finden wir auch noch ein anderes Merkmal seiner Schreibart, nämlich die Würze sprichwörtlicher Redewendungen[6]), für deren Verwendung er in Predigten und Schriften stets eine besondere Vorliebe hat, z. B.: „Lang ist nicht ewig." „Das Bad ist heiß genug geheizt; wem es gilt, der wird schwitzen müssen." „Er darf zu seinem Schaden für Spott nicht sorgen." „Wie die Beichte, so ist auch die Absolution." „Wie das Gebet, so das Rauchwerk." „Der Katzen Spiel ist der Mäuse Tod." (Also gilt es vor den „Scherzen" des Teufels auf der Hut zu sein)... „Stück für Stück" (= wie du mir, so ich dir)... „Er hat den Schnuppen nicht" (= er ist nicht dumm)... „Er riecht den Braten (= er merkt, was vorgeht)... „Reuff mich in der Hand" (= raufen, als ob in der

---

6) Einige davon auch in Luthers Sprichwörter-Sammlung W. 51, 645 ff.

Handfläche Haare wachsen = suche nur, wo nichts ist = du tust Vergebliches.) —

400 Jahre sind es, seit diese Erscheinung dem Laurentius Döner die Lästerung und Schmähung offenbarte. Sind heute etwa Hohn und Spott über Christus, den Menschen- und Gottessohn, über sein Erlösungswerk verstummt? Noch immer sind sie da, versteckt oder öffentlich, die der Christusreligion zu Leibe rücken und andere arg in Versuchung bringen. Wir denken an das Neuheidentum. Die Feindschaft wider Jesus ist auf dem Plan. Der Unglaube ist nicht gestorben. „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist"... Deshalb mit unserem Luther gehalten an die beiden Stützen christlichen Glaubens: Gebet und Gottes Wort! Und mit Laurentius Döner wollen wir das zu unserem Hauptanliegen machen: „Gott behüte uns für dem Teufel und seiner Verführung und erhalte uns durch seine Gnade an seinem heiligen Worte bis an unser Ende!" — —

Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied I

Von Theodor Knolle, Hamburg

In den ersten Monaten des Jahres 1535 ließ Luther eine Schrift ausgehen unter dem Titel: „Eine einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund."*) Dieser gute Freund, Luther schon seit zwei Jahrzehnten vertraut, war Meister Peter, der Balbier und Arzt, mit Zunamen Beskendorf. Wir wissen sonst nicht viel von ihm. Er war in früheren Jahren in Dessau, wohl als Arzt für Fürst Joachim II. von Anhalt. Eine tragische Wendung bekam sein Leben zu Ostern 1535. Am Vorabend vor Ostern war er zu einem Gastmahl im Hause seines Schwiegersohnes Dietrich, eines Kriegsmannes. Von ihm sagte man, er könne sich unverwundbar machen. Wohl im Rausch hat Beskendorf seinen eigenen Schwiegersohn erstochen. Der Greis wurde allgemein bedauert. Der Fürsprache Luthers und des kurfürstlichen Vizekanzlers gelang es, ihn vor dem Todesurteil zu bewahren; er wurde in die Verban-

*) Weim. Ausg. XXXVIII S. 351 ff.

nung geschickt, Haus und Habe wurden eingezogen. Er fand in Dessau Zuflucht. Luthers Gebetsanweisung wird ihm in Schuld und Not eine tiefe Stärkung gewesen sein. Noch im selben Jahre erschien die Schrift in erweiterter Form, die dem Exempel des Vaterunsers und der Zehngebote den Glauben als Gebetsleitfaden gesellte. Im Jahre 1536 erschien bereits eine niederdeutsche Ausgabe, wie die hochdeutsche bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt. 1537 kam das Büchlein in einer lateinischen Übersetzung (Simplex et optissimus orandi modus per D. Mart. Luth. in gratiam amici cujusdem sriptus) heraus*) Von den vielen Ausgaben, die dieser ersten folgten, sei nur noch eine englische erwähnt: The way to prayer London 1846.

Die schlichte Weise zu beten, die Luther hier seinem Freunde aufzeigt, ist seine eigene Weise. Darum ist dies Büchlein so lehrreich. Wir sehen in Luthers Gebetshaltung und Gebetsübung hinein. Sie ist ganz und gar ausgerichtet an der Gewißheit: „Unmöglich ist's, daß bete, der das Wort nicht hat." Das Gebet, soll es nicht — wie Luther sagt — auf Abenteuer ausgehen, muß sich auf Gottes Wort gründen. An der Vergegenwärtigung der in diesem Wort bezeugten Wohltaten Gottes entzündet sich die Antwort des Beters in Dank und Bitte. Um dieses inneren Verhältnisses zwischen Wort und Antwort willen hat Luther mit Bedacht darauf verzichtet, Gebetsformeln zu schaffen. Sie tragen die Gefahr in sich, die Antwort zu verselbständigen und daher zur Formel zu machen, statt sie vom Wort her zu erzeugen und innerlich freiquellend zu gestalten. So gibt Luther auch hier die Anweisung durch Sprüche Christi, Pauli oder Psalmen das Herz in mündlichem Gespräch zuerst zu erwärmen, durch sie als Feuerzeug im Herzen Feuer aufzuschlagen und dann zu beten. Wenn die Ausführung die ersten drei Hauptstücke zugrunde legt als „Feuerzeug" zur Gebetsbrunst, so haben sie hier wie sonst bei Luther die Bedeutung der „Laienbibel, darin der ganze Inhalt christlicher Lehre, so einem jeden Christen zur Seligkeit zu wissen nötig, begriffen. Denn die zehen Gebote hat Gott selber gegeben, Christus hat die Form des Vaterunsers vor-

*) Sie stammte von Luthers Freund und Tischgenossen, dem Pommern Johann Freder, der im selben Jahre auf Luthers Empfehlung zum Konrektor des Hamburger Johanneums berufen wurde, 1540 Lector secundarius am Hamburger Dom, später Superintendent in Stralsund und Wismar war. Freder steht neben Bonnus, Tech, Knopken als Dichter niederdeutscher Kirchenlieder liturgischer Prägung.

geschrieben, der Heilige Geist hat den Glauben aufs Klarste und Knappste zusammengefaßt" **).

In Folgendem werden nun Luthers Weisungen in seiner Schrift für die Darbietung in Luther-, Gebets- und Bibelstunden mit seinen Liedern zusammengeordnet. Wort und Lied erhellen und ergänzen einander. Bei der Wittenberger Arbeitsgemeinschaft im März 1935 lag die Vaterunser- und die Zehngebote-Unterweisung zwei Morgenfeiern zugrunde. Im Eingang und Schluß solcher Stunden muß natürlich die besondere Kirchenjahreszeit und die Tageszeit berücksichtigt werden.

I.

Eine schlichte Weise, das Vaterunser zu beten

Gemeinde: Wär Gott nicht mit uns diese Zeit
(von Martin Luther, Dtsch. Ev. Gesangbuch 93, 1—3).

Gemeinde: Amen, Amen.

Lit.: Lesung Matth. 6, 5—13.

Gemeinde: Amen.

Liturg liest aus Luthers „Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund" die Einleitung: „Wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt oder unlustig zu beten worden, wie denn das Fleisch und der Teufel allewege das Gebet wehren und hindern, nehme ich mein Psälterlein, laufe in die Kammer oder, so es der Tag und Zeit ist, in die Kirche zum Haufen und hebe an, die zehn Gebote, den Glauben und, darnach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder der Psalmen mündlich bei mir selbst zu sprechen, allerdinge, wie die Kinder tun.

Darum ist's gut, daß man frühmorgens lasse das Gebet das erste und des Abends das letzte Werk sein. Und hüte sich mit Fleiß vor diesen falschen, betrüglichen Gedanken, die da sagen: Harre ein wenig, über eine Stunde will ich beten, ich muß dies oder das zuerst fertigen. Denn mit solchen Gedanken kommt man vom Gebet in die Geschäfte, die halten und umfangen dann einen, daß aus dem Gebet des Tages nichts wird. Zwar können etliche Werke vorfallen, die so gut und besser denn das Gebet sind, sonderlich wenn sie die

**) WA. Tischreden III, 3883.

Not fordert. Also geht ein Spruch unter St. Hieronymus' Namen: Alle Werke der Gläubigen ist Gebet. Und ein Sprichwort: Wer treulich arbeitet, der betet zwiefältig. Das muß aus diesem Grunde geredet sein, daß ein gläubiger Mensch in seiner Arbeit Gott fürchtet und ehret und an seine Gebote denkt, damit er niemand unrecht tun noch stehlen oder übernehmen oder veruntreuen wolle. Und solche Gedanken und Glauben machen ohne Zweifel aus seinem Werk ein Gebet und Lobopfer dazu.

Wiederum muß dagegen auch die Wahrheit sein, daß eines Ungläubigen Werk eitel Fluchen sei, und wer untreulich arbeitet, der flucht zwiefältig. Denn seines Herzens Gedanken müssen in seiner Arbeit also stehen, daß er Gott verachte und sein Gebot übertrete und seinem Nächsten Unrecht zu tun, zu stehlen und zu veruntreuen gedenke. Solche Gedanken, was sind's anders denn eitel Flüche wider Gott und den Menschen, dadurch sein Werk und Arbeit auch zwiefältiger Fluch wird? Damit er sich selbst verflucht, und das bleiben auch endlich Bettler und Stümper.

Von diesem stetigen Gebet sagt freilich Christus Luk. 11: Man soll ohn Unterlaß beten, denn man soll ohn Unterlaß sich vor Sünden und Unrecht hüten, welches nicht kann geschehen, wo man Gott nicht fürchtet und sein Gebot vor Augen hat, wie Psalm 1 sagt: Wohl dem, der Tag und Nacht denkt an Gottes Gebot.

Doch muß man auch drauf sehen, daß wir nicht uns vom rechten Gebet gewöhnen und deuten uns zuletzt selbst nötige Werke, die es doch nicht sind, und werden dadurch zuletzt laß und faul, kalt und überdrüssig zum Gebet. Denn der Teufel ist nicht faul noch laß um uns her, so ist unser Fleisch noch allzu lebendig und frisch zu Sünden und wider den Geist des Gebets geneigt.

Wenn nun das Herz durch solch mündlich Gespräch erwärmt und zu sich selbst kommen ist, so knie nieder oder stehe mit gefalteten Händen und Augen gen Himmel und sprich oder denke so kurz du nur kannst:

Ah, Himmlischer Vater, du lieber Gott, ich bin ein unwürdiger, armer Sünder, nicht wert, daß ich meine Augen oder Hände zu dir aufhebe oder bete. Aber weil du uns allen geboten hast zu beten, und dazu auch Erhörung verheißen und über dasselbe hinaus uns beides, Wort und Weise, gelehrt durch deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christ, so komme ich auf solches dein Gebot, dir gehorsam zu sein, und verlasse mich auf deine gnädige

Verheißung, und im Namen meines Herrn Jesu Christi bete ich mit allen deinen heiligen Christen auf Erden, wie er mich gelehret hat:

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns vom Übel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Gemeinde: Vater unser im Himmelreich, / der du uns alle heißest gleich / Brüder sein und dich rufen an / und willst das Beten von uns han, / gib, daß nicht bet allein der Mund, / hilf, daß es geh von Herzensgrund.

Liturg: Wiederhole die erste Bitte: „Geheiligt werde dein Name!" und sprich: Ah ja, Herr Gott, lieber Vater, heilige doch deinen Namen, beides, in uns selbst und in aller Welt, zerstöre und vertilge die Greuel, Abgötterei und Ketzerei des Türken, des Papstes und aller falschen Lehrer und Rottengeister, die deinen Namen fälschlich führen und so schändlich mißbrauchen und gräulich lästern, sagen und rühmen, es sei dein Wort und der Kirche Gebot, so es doch des Teufels Lügen und Trügerei ist, damit sie in deinem Namen so viele arme Seelen jämmerlich verführen in der ganzen Welt und darüber auch töten, unschuldig Blut vergießen und verfolgen, meinen, dir damit einen Gottesdienst zu tun.

Lieber Gott, hier bekehre und wehre. Bekehre die, so noch sollen bekehret werden, daß sie mit uns und wir mit ihnen deinen Namen heiligen und preisen, beides mit rechter, reiner Lehre und gutem heiligen Leben. Wehre aber denen, die sich nicht bekehren wollen, daß sie aufhören müssen, deinen heiligen Namen zu mißbrauchen, zu schänden und zu entehren und die armen Leute zu verführen. Amen.

Gemeinde: Geheiligt werd der Name dein, / dein Wort bei uns hilf halten rein, / daß wir auch leben heiliglich, / nach deinem Namen würdiglich. / Behüt uns, Herr, vor falscher Lehr, / das arm, verführet Volk bekehr.

Liturg: Die andere Bitte: „Dein Reich komme!", sprich: Ah lieber Herr Gott, Vater, du siehest, wie nicht allein der Welt Weisheit und Vernunft deinen Namen schändet und deine Ehre nimmt, der Lügen und dem Teufel gibt, sondern alle ihre Gewalt, Macht, Reichtum und Ehre, die du auf Erden ihnen

gegeben hast, weltlich zu regieren und dir damit zu dienen, wider dein Reich setzt und strebt, sie sind groß, mächtig und viel, dick, fett und satt, und plagen, hindern, verstören den geringen Haufen deines Reichs, die schwach, verachtet und wenig sind, wollen sie auf Erden nicht leiden, und meinen gleichwohl dir damit einen großen Gottesdienst zu tun.

Lieber Herr Gott Vater, hie bekehre und wehre. Bekehre die, noch sollen Kinder und Glieder deines Reiches werden, daß sie mit uns und wir mit ihnen dir in deinem Reich in rechtem Glauben und wahrhaftiger Liebe dienen und aus diesem angefangenen Reich in das ewige Reich kommen. Wehre aber denen, so ihre Macht und Vermögen nicht wollen abkehren lassen von deines Reichs Verstörung, daß sie vom Stuhl gestürzt und gedemütigt ablassen müssen. Amen.

Gemeinde: Es komm dein Reich zu dieser Zeit / und dort hernach in Ewigkeit. / Der heilge Geist uns wohne bei / mit seinen Gaben mancherlei; / des Satans Zorn und groß Gewalt / zerbrich, vor ihm dein Kirch erhalt.

Liturg: Die dritte Bitte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden", sprich: Ah, lieber Herr Gott Vater, du weißt, wie die Welt, wo sie nicht kann deinen Namen ganz zunichte machen und dein Reich ganz vertilgen, so gehen sie doch Tag und Nacht mit bösen Tücken und Stücken um, treiben viel Ränke und seltsame Anschläge, halten Rat, raunen zusammen, trösten und stärken sich, dräuen und sprühen, gehen voll allen bösen Willens wider deinen Namen, Wort, Reich und Kinder, wie sie dieselben umbringen.

Darum, lieber Herr Gott Vater, bekehre und wehre, bekehre, die deinen guten Willen noch erkennen sollen, daß sie mit uns und wir mit ihnen deinem Willen gehorsam sein und darüber alles Übel, Kreuz und Widerwärtigkeit gern, geduldig und fröhlich leiden und deinen gütigen, gnädigen, vollkommenen Willen hierin erkennen, prüfen und erfahren. Wehre aber denen, so von ihrem Wüten, Toben, Hassen, Dräuen und bösen Willen, Schaden zu tun, nicht ablassen wollen, und mache ihren Rat, böse Anschläge und Praktiken zunichte und zuschanden, daß über sie selbst ausgehe, wie Psalm 7 singet. Amen.

Gemeinde: Dein Will gescheh, Herr Gott, zugleich / auf Erden wie im Himmelreich. / Gib uns Geduld in Leidenszeit, / gehorsam sein in Lieb und Leid; / wehr und steur allem Fleisch und Blut, / das wider deinen Willen tut.

Liturg: Die vierte Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute!", sprich: Ah, lieber Herr Gott Vater, gib auch deinen Segen in diesem zeitlichen, leiblichen Leben, gib uns gnädiglich den lieben Frieden, behüte uns vor Krieg und Unfriede. Gib*) unserem lieben Herrn Kaiser Glück und Heil wider seine Feinde, gib ihm Weisheit und Verstand, daß er sein irdisch Reich ruhiglich und glückseliglich regiere. Gib allen Königen, Fürsten und Herrn guten Rat und Willen, ihr Land und Leute in Stille und gutem Recht zu erhalten, sonderlich hilf und leite unsern lieben Landesherrn N., unter dessen Schutz und Schirm du uns bewahrst, daß er vor allem Übel behütet, vor falschen Zungen und untreuen Leuten sicher und seliglich regiere. Gib allen Untertanen Gnade, treulich zu dienen und gehorsam zu sein. Gib allen Ständen, Bürgern und Bauern, daß sie fromm werden und einander Liebe und Treue erzeigen. Gib gnädiges Wetter und Früchte der Erden. Befohlen sei dir auch Haus, Hof, Weib, Kind, hilf, daß ich sie wohl regiere und christlich ernähre und erziehen möge. Wehre und steure dem Verderber und allen bösen Engeln, die hier nicht schaden und Hindernis tun. Amen.

Gemeinde: Gib uns heut unser täglich Brot / und was man darf zur Leibesnot; / behüt uns vor Unfried und Streit, / vor Seuchen und vor teurer Zeit, / daß wir in gutem Frieden stehn, / der Sorg und Geizes müßig gehn.

Liturg: Die fünfte Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" und sprich: Ah, lieber Herr Gott Vater, gehe nicht mit uns ins Gericht, denn vor dir ist kein lebendig Mensch gerecht. Ah rechne uns auch nicht zur Sünde, daß wir leider so undankbar sind für alle deine unaussprechliche Wohltat, geistlich und leiblich. Und daß wir täglich viel Mal straucheln und sündigen, mehr denn wir wissen und merken können. (Ps. 18.) Aber siehe du nicht an, wie fromm oder böse wir sind, sondern deine grundlose Barmherzigkeit, in Christo deinem lieben Sohn uns geschenkt. Vergib auch allen unseren Feinden und allen, die uns Leid oder Unrecht tun, wie auch wir ihnen von Herzen vergeben. Denn sie tun sich selbst damit das größte Leid, daß sie durch ihr Handeln an uns dich erzürnen. Und uns mit ihrem Ver-

*) Für einen heutigen Gottesdienst ist sinnentsprechend zu ändern: Gib unserm lieben Führer ... gib ihm guten Rat und ... zu erhalten, hilf und leite ihn ... Gib allen Volksgenossen ... Gib allen Ständen, Bürgern, Arbeitern und Bauern, daß sie ...

derben nichts geholfen ist, sondern sie viel lieber mit uns wollten selig sehen. Amen. Und wer hier selbst fühlt, daß er nicht wohl vergeben kann, der mag um Gnade bitten, daß er vergeben könne. Aber das gehört in die Predigt.

Gemeinde: All unsere Schuld vergib uns, Herr, / daß sie uns nicht betrübe mehr, / wie wir auch unsern Schuldigern / ihr Schuld und Fehl vergeben gern. / Zu dienen mach uns all bereit / in rechter Lieb und Einigkeit.

Liturg: Die sechste Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung", sprich: Ah lieber Herr Gott Vater, erhalte uns wacker und frisch, hitzig und fleißig in deinem Wort und Dienst, daß wir nicht sicher, faul und träge werden, als hätten wirs nu alles, damit uns der grimmige Teufel nicht erschleiche noch übereile und nehme uns wieder dein liebes Wort, oder richte Zwietracht und Rotten unter uns an, oder führe uns sonst in Sünde und Schande, beide geistlich und leiblich, sondern gib uns durch deinen Geist Weisheit und Kraft, daß wir ihm ritterlich widerstehen und den Sieg behalten. Amen.

Gemeinde: Führ uns, Herr, in Versuchung nicht, / wenn uns der böse Feind anficht; / zur linken und zur rechten Hand / hilf uns tun starken Widerstand, / im Glauben fest und wohlgerüst't / und durch des heilgen Geistes Trost.

Liturg: Die siebente Bitte: „Sondern erlöse uns von dem Übel!", sprich: Ah lieber Herr Gott Vater, Es ist doch dieses elende Leben so voll Jammers und Unglücks, so voll Fährlichkeit und Unsicherheit, so voll Untreu und Bosheit (wie St. Paulus sagt: die Tage sind böse), daß wir billig des Lebens müde und des Todes begierig sein sollten. Aber du lieber Vater, kennest unsere Schwachheit. Darum hilf uns durch solch manchfältig Übel und Bosheit sicher fahren und, wenn die Zeit kommt, gib uns ein gnädiges Stündlein und seligen Abschied von diesem Jammertal, daß wir vor dem Tod nicht erschrecken noch verzagen, sondern mit festem Glauben unsere Seele in deine Hände befehlen. Amen.

Gemeinde: Von allem Übel uns erlös; / es sind die Zeit und Tage bös. / Erlös uns von dem ewgen Tod / und tröst uns in der letzten Not. / Bescher uns auch ein selges End, / nimm unsere Seel in deine Händ. /

Liturg: Zuletzt merke, daß du mußt das Amen allewege stark machen und nicht zweifeln: Gott höre dir zu gewißlich mit allen Gnaden und sage ja

zu deinem Gebet. Und denke ja, daß du nicht alleine da kniest und stehst, sondern die ganze Christenheit oder alle fromme Christen bei dir und du unter ihnen in einmütigem, einträchtigem Gebet, welches Gott nicht verachten kann. Und gehe nicht vom Gebet, du habest denn gesagt oder gedacht: Wohlan, dies Gebet ist bei Gott erhöret, das weiß ich gewiß und fürwahr, das heißt Amen.

Gemeinde: Amen, das ist: es werde wahr! / Stärk unsern Glauben immerdar, / auf daß wir ja nicht zweifeln dran, / was wir hiermit gebeten han / auf dein Wort in dem Namen dein: / so sprechen wir das Amen fein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frühjahrstagung der Luther-Gesellschaft

Es ist erfreulich, daß die Luthergesellschaft in wachsendem Maße von eigener Arbeit berichten kann, und doch würde die Arbeit der Luthergesellschaft geschmälert, wenn sich unsere Vierteljahrszeitschrift künftig im wesentlichen von Tagungsberichten nährte. Immerhin darf der Geschäftsführer seiner Chronistenpflicht genügen und den Mitgliedern in gedrängter Kürze von den Arbeitstagungen der Gesellschaft erzählen. Aus der nun bereits üblichen Frühjahrstagung sind diesmal zwei Veranstaltungen geworden: mit der Volksdeutschen Arbeitsgemeinschaft, die wieder eine Anzahl Pfarrer aus den evangelischen deutschen Kirchen des europäischen Ostens nach Wittenberg führte, wurde zeitlich ein Treffen von Juristen und Theologen verbunden. Der Verlauf der Tage, in denen wir vor einem halben Jahr mit den Dichtern zusammen waren, veranlaßte den Vorstand, eine weitere „Stände-Tagung" durchzuführen; daß man die Juristen bat, lag angesichts unserer gegenwärtigen Lage aus mancherlei Gründen nahe. Juristen der verschiedensten Arbeitsgebiete waren der Einladung unseres Präsidenten gefolgt: Universitätsjuristen, Verwaltungsbeamte, Kirchenjuristen, Richter und Anwälte. In etwa gleicher Zahl waren die Theologen zumeist aus dem Kreise der Mitglieder und Freunde der Luthergesellschaft vertreten, sodaß wir zusammen etwa 50 Teilnehmer waren; am letzten Tage nahmen dann auch schon Gäste der Volksdeutschen Arbeitsgemeinschaft an der Juristentagung teil.

Im schwarzen Kloster, von dem aus Martin Luther am 10. Dezember 1520 zum Elstertor gegangen war, um mit der Bannandrohungsbulle die Bücher des kanonischen Rechtes ins Feuer zu werfen, und in dem er die Frage nach „Glauben und Recht" so manchesmal bedacht und mit Theologen und Juristen besprochen hat, fanden wir uns zu unseren Referaten und Gesprächen zusammen. Zwei Vorträge behandelten das Tagungsthema „Glaube und Recht". Prof. Dr. Röttgen-Greifswald sprach als Jurist, Prof. D. Dr. Beyer-Greifswald als Theologe. Der erste Vortrag zeigte, wie der Jurist die Zusammenarbeit mit dem Theologen nicht nur um der akademischen universitas willen anstrebt, son-

dern wie er sie suchen lernt, wenn er mit Ernst nach den letzten Fundamenten des Rechtes fragt. Der Weg zum Verständnis echten Rechtes, dessen Ordnung weder in eine Vertragsordnung noch in eine Sozialordnung umgefälscht werden darf, führt über das Volk; aber er führt über alles Irdische und Geschichtliche hinaus, denn absoluten Gehorsam gibt es nur dort, wo der Mensch einem Anruf vom Jenseits der Grenzen unserer Existenz unterliegt. Wo findet sich dieser Anruf? Er „findet sich" überhaupt nicht, sondern kann immer nur von dem glaubenden Menschen vernommen werden. Der evangelische Jurist, der das säkularisierte Rechtsdenken der Aufklärung ablehnt, kann auch das naturrechtliche Denken des Katholiken nicht bejahen, sondern muß auf dem schmalen Wege zwischen diesen beiden bequemeren Möglichkeiten die Entscheidungen des Glaubens treffen.

Der Vortrag Dr. Köttgens war bewußt darauf eingestellt, das Problem Glaube und Recht in seiner echten Fragestellung herauszuarbeiten, auf die nun der Theologe die Antwort geben sollte. D. Dr. Beyer tat es, indem er — den Weg Dr. Köttgens noch einmal gehend — Luther selbst in der Klarheit und Kraft seiner Worte die evangelische Antwort geben ließ.

Beide Vorträge sollen im Jahrbuch der Luthergesellschaft zum Abdruck kommen und werden so hoffentlich recht bald in den Händen unserer Mitglieder sein. Was dort nicht wiedergegeben werden kann, ist das ausführliche Gespräch, das sich an die beiden Referate anschloß und die Teilnehmer bis zum Sonntag abend in lebhaftestem Gedankenaustausch beieinander hielt. Dies Gespräch war wie gesagt lebendig, es war interessant, es erwog grundsätzliche Fragen und erörterte praktische Erfahrungen; neben die theologischen Grundsätzlichkeiten des Professors, lebhaft zwischen Gogarten und Brunstäd ausgetragen, trat das schlichte, fromme Zeugnis des Laien, der in seiner juristischen Berufsarbeit aus dem Glauben zu leben und zu entscheiden sucht. — Freilich, das Gespräch kam nicht zu Ende. Manche ernste Frage blieb offen.

Auch für die Luthergesellschaft sollte das Gespräch nicht zu Ende sein; der Druck der Vorträge soll zur weiteren Arbeit rufen: Was bedeutet für unsere Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Recht die Wendung zur Metaphysik, in der wir heute stehen? Hat es der Katholik nicht leichter als der Protestant, wenn er als Jurist Recht finden und Recht setzen soll? Ja, ist er um seines Katholizismus willen vielleicht gar geeigneter für solches Werk? Wird die glaubensmäßige Zersplitterung uns nicht daran hindern, daß wir zu einem einheitlichen Recht kommen? Was bedeutet es für den Glauben, wenn das Recht in einer völkischen Metaphysik gebunden wird? Woher kommt die Unverbrüchlichkeit des Rechtes? Inwiefern ist das Recht eine Funktion des Lebens? Was bedeutet es, daß wir in dem Worte Rechtfertigung eine Rechtskategorie anwenden, wenn wir von dem eigensten Geschehen zwischen Gott und dem Menschen sprechen? Inwiefern steht hinter dem Problem Glaube und Recht die Frage nach dem Verhältnis von Gesetz und Evangelium?

Als einen Vorzug der diesjährigen Tagung haben wir es empfunden, daß sie auch einen Sonntag umschloß, so konnten wir am Invokavitsonntag mit der Wittenberger Gemeinde zum Gottesdienst in Luthers Predigtkirche gehen. Prof. D. Althaus

predigte über die Epistel 2. Kor. 6, 1—10. Seine Verkündigung rief uns an die Front der Kirche! Ein Arbeitskreis, der sich das Recht nimmt, Luthers Namen zu führen, muß diesen Ruf ganz ernst nehmen. All unsere Theologie und all unser „Gespräch" ist ohne Sinn und Gewicht, wenn wir uns nicht rüsten für den Kampf in dieser Front des Glaubens. D. Knolle hielt uns täglich an dem Cranach-Altar die Morgenfeier. Der Beginn der Fastenzeit gab Anlaß, in Luthers Litanei und seiner „Einfältigen Weise zu beten" von 1535 das Gebet der Kirche zu üben.

Der Sonntag bildete die Brücke unserer Juristentagung und der Volksdeutschen Arbeitsgemeinschaft. Wer wissen will, welchen Dienst die Luthergesellschaft mit diesen Tagungen ausrichtet, der muß die Briefe lesen, die unsere volksdeutschen Pfarrer aus dem Osten der Luthergesellschaft als Dank für die Einladung oder für den Aufenthalt in Wittenberg schreiben. Diese Freude derer, die vielleicht zum ersten Male aus der Fremde ins „Reich" kommen oder nach jahrzehntelanger Trennung das deutsche Land wiedersehen dürfen und nun hungrig und durstig von dem nehmen, was deutsche Geistesarbeit, lutherische Theologie und deutsche evangelische Kirche in der Verbindung von Glauben und Denken erarbeitet haben, macht uns die Vorbereitung für die Volksdeutsche Tagung in jedem Jahr wieder zu einer Arbeit, die wir gern tun. Das kirchliche Außenamt hat uns dabei wirksamst unterstützt.

Die Hauptthemen waren diesmal so gewählt, daß auch die Juristen Interesse an ihnen haben konnten, und wer nicht dringend fort mußte, ist denn auch geblieben, um D. Dr. Schumanns Referat: „Das Wesen der Kirche als Gesetz ihrer Gestalt" und D. Dr. Schöffels Vortrag über „Das geistliche Amt" zu hören. Auch diese beiden inhaltsreichen Darbietungen, zu denen in den kurzen Aussprachen manche Frage, auch Widerspruch angemeldet wurde, werden im diesjährigen Jahrbuch gedruckt werden. Welches ist die Gestalt der Kirche? Nicht die Körperschaft, nicht die Rechtskirche, erst recht nicht die Religionsgesellschaft! „Das von Pfarrer und Gemeinde in gegenseitiger Verantwortung verwaltete Amt der Verkündigung, das ist die Gestalt, in der die Kirche immer wieder erscheint." Erschöpft diese These wirklich die Gestalt der Kirche? Hat die Gemeinde bei aller Abwehr organologischer Fehlvorstellungen nicht doch eine aus dem Wort erzeugte Lebensgestalt? Ist die Kirche nur hörende Gemeinschaft, nicht dann auch in Glaube und Liebe bekennende und liebende Gemeinschaft? Besteht alles zu Recht, was der Referent über die verfolgte Kirche sagte? Wie ist es mit dem Öffentlichkeitsbegriff, der die Ausführungen D. Schumanns wesentlich bestimmte? Wie mit dem überraschenden Gedanken, daß der wichtigste Mann in der Kirche der Hofprediger sei? Das sind Fragen, die den Leser dieses Berichtes zum Lesen des Referates veranlassen möchten. Bei anderen Sätzen gibt es nichts zu fragen, sondern nur zu hören: „Die Kirche Jesu Christi darf sich niemals als Trägerin einer Weltanschauung behandeln lassen!" „Die Kirche hat das Wort nur, indem sie es im Gehorsam sagt!"

Der Nachmittagsvortrag war von umfassender Ausführlichkeit, aber man meinte, man habe eine Stunde zugehört, während D. Schöffel in zwei Stunden das Wesen des Geist-

lichen Amtes erörtert hatte. Die äußere Geschichte der Kirche hat heute die Frage nach dem geistlichen Amt wieder aus dem Winkel herausgeholt; D. Schöffels Vortrag zeigte, daß wir gut tun, nicht nur um eines vorübergehenden Gegenwartsinteresses willen nach dem Wesen und der Bedeutung des geistlichen Amtes zu fragen. Der Vortragende behauptete geradezu, wenn unsere Kirche so tief gesunken sei, so habe das seinen Grund darin gehabt, daß sie nicht mehr gewußt habe, wo das geistliche Amt in der Dogmatik seine Stelle habe. In der Augustana ist nicht nur der Satz wichtig, daß Gott das geistliche Amt eingesetzt hat, sondern auch die Stelle, an der dieser Satz im Bekenntnis steht; sein Platz zwischen dem vierten und dem sechsten Artikel zeigt, daß die Wirklichkeit der Rechtfertigung und die Wirklichkeit der evangelischen Ethik am Predigtamt hängt. Wie D. Schöffels Anschauungen vom geistlichen Amt dadurch besonders lebendig wurden, daß er es ablehnte, die Polaritäten des Urchristentums in Antithesen aufzulösen, läßt sich in knappen Worten nicht zeigen, es lohnt sich aber, diese Darlegungen in aller Ausführlichkeit nachzulesen.

Es darf nicht mißverstanden werden, wenn ich nun sage, daß das letzte Stück der gemeinsamen Arbeit, die Arbeitsgemeinschaft über Luthers Abendmahlssermone in besonderer Weise durch ihre Form interessierte. Der Inhalt der im Kaiserschen Verlag erschienenen Sermone, der die Abendmahlslehre aus Luthers Frühzeit zusammenfaßt, ist wahrhaftig reich genug und gewann durch die — freilich bestrittene — Deutung, die D. Althaus der lutherischen Abendmahlslehre gab, noch an Gegenwartsbedeutung. Aber hier wurde wie schon einmal früher die Form der straff geleiteten Arbeitsgemeinschaft angewandt, in der die Teilnehmer, die das zugrunde gelegte Schrifttum vordem hatten durcharbeiten können, nicht nur zuhörten, sondern zum Antworten und zum Fragen veranlaßt wurden. So wurden Vortrag und Aussprache zu einem lebendigen Arbeitsgespräch verbunden; diese Art sollte bei künftigen Tagungen bevorzugt werden.

Besonderer Erwähnung bedarf noch der volksdeutsche Abend, der wie in früheren Jahren eine größere Anzahl von Gästen aus Berlin und Wittenberg mit den Tagungsteilnehmern vereinte. Bezeugen es uns die Pfarrer aus den volksdeutschen Gebieten immer wieder mit großer Herzlichkeit, daß sie von unseren Arbeitsgemeinschaften einen lebendigen Reichtum mit zurücknehmen auf ihre Vorposten draußen, so sind sie an diesen Volksdeutschen Abenden die Gebenden und wir Reichsdeutschen diejenigen, die beschenkt werden. In einem längerem Grußwort sprach Oberkirchenrat D. Krummacher vom Kirchlichen Außenamt in Vertretung für den im letzten Augenblick verhinderten Bischof D. Heckel; für den V. d. A. sprach Studienrat Rump-Berlin. Im Mittelpunkt des Abends stand ein Vortrag von Stadtpfarrer Dr. Möckel-Kronstadt über „Volkstum und Kirche in Siebenbürgen". Die deutschen evangelischen Kirchen Siebenbürgens stehen heute in Unruhe; nach dem Kriege ist die Erkenntnis aufgebrochen, daß Kirche und Volk, die sich bisher bei den Siebenbürger Sachsen völlig gedeckt hatten, doch nicht eins sind. Diese Erkenntnis kam sowohl von der Theologie her wie auch im wachsenden Maße von der völkischen Seite. Ist diese Erkenntnis richtig? Was ergibt sich aus ihr für die zukünftige Lebensgestaltung von Volk und Kirche unter den Siebenbürger Sachsen?

Wie ordnen sich die Dinge? Wie lassen sich Volk und Kirche gegeneinander abgrenzen? Welches ist die evangelische Antwort auf alle diese Fragen? Man spürte es dem Vortragenden an, daß es hier um Lebensfragen seiner volksdeutschen Kirche geht. Er sagte so: Kirche und Volk sind nicht dasselbe, aber sie sind innerlich so verwachsen, daß sie ein biologisches Ganzes sind. Völkische Ideale und kirchliche Einheit können wohl gedanklich voneinander abgegrenzt werden, aber in der Praxis des wirklichen bedrohten Lebens, wo es um das Ganze geht, soll man zwar wissen, daß Kirche und Volk nicht dasselbe sind, aber man muß auch wissen, daß sie doch innerlich zusammengehören. Und wo ist diese Kirche? Nur da, wo das Wort der Bibel geredet und gehört wird, wo man dieses Wort der Bibel noch erträgt, wo man noch kommt, wenn es geredet wird. Da ist Kirche, und da allein. Und diese Kirche stellt ihre Ansprüche; der kirchliche Anspruch geht nicht darauf, die völkische Bewegung zu bevormunden, wohl aber beansprucht die evangelische Kirche in Siebenbürgen, daß die völkische Bewegung höre, was die Kirche zu sagen hat. Wir wollen nicht, daß die Kirche ein Machtfaktor sei, aber wir wollen es laut sagen: es gibt keinen völkischen Aufbau, es sei denn, er geschehe unter den Augen Gottes so, daß Menschen, die nichts für sich, aber alles für Gott wollen, sagen dürfen, was sie zum völkischen Aufbau zu sagen haben.

In kürzeren Ansprachen kamen dann auch die Vertreter aus den übrigen Kirchengebieten des Ostens zu Wort, und immer wieder kam es zum Ausdruck, daß diese evangelischen Deutschen jenseits der Reichsgrenzen sich treu verbunden wissen mit dem deutschen Volk und mit der Mutterkirche der Reformation. Mir hat an diesem Abend der Bischof D. Poelchau aus Riga besonders zum Herzen gesprochen; Worte, die wie die seinen von der Grenze der christlichen Welt gegen den Bolschewismus kommen, haben ihr besonderes Gewicht. D. Poelchau brachte ein Wort, das Martin Luther vor 400 Jahren an die Christen in Riga geschrieben hat, in unseren in der Lutherstadt Wittenberg versammelten Kreis zurück: „Wunderbar ist Christus", und bezeugte die Christuswunder, die der Glaube in der Kirche Martin Luthers auch in der armen und gefährdeten Diaspora heute mannigfaltig erlebt. Die Luthergesellschaft dankt ihrem verehrten Gast für dieses Wort: Wunderbar ist Christus. Wir nennen uns nach Martin Luther, nicht um den Menschen zu verherrlichen, sondern um das, was der große deutsche Lehrer uns in seinem Zeugnis nachgelassen hat, unserem Volk zu bringen, um mit ihm und von ihm gelehrt dem zu dienen und den zu verherrlichen, der einst einem Luther als der Wunderbare begegnete, und dessen Wunder wir glauben und erwarten.

Lic. Dosse.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuslerstraße 3
D.-A. 2450 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich Alb. Lempp, München
Druck: Buchdruckerei Albert Sighart, Fürstenfeldbruck

Der Kirche Kreuz und Verheißung

Aus Luthers Glossen zum Alten Testament

Von Theodor Knolle, Hamburg *)

1. Mose 15, 11: „Und das Gevögel[1]) fiel auf die Aase, aber Abraham scheuchte sie davon."

Das Gevögel und der rauchende Ofen und der feurige Brand bedeuten die Ägypter, die Abrahams Kinder verfolgen sollten. Aber Abram scheucht sie davon, das ist, Gott erlöset sie um der Verheißung willen, Abram versprochen. Daß aber er nach der Sonnen Untergang erschrickt, bedeutet, daß Gott seinen Samen eine Zeit verlassen wollte, daß sie verfolget wurden, wie der HERR selbst hie deutet. Also gehet es auch allen Gläubigen, daß sie verlassen und doch erlöset werden.

1. Mose 37, 3: „Und machte ihm einen bunten Rock."

Der bunte Rock Josephs war von mancherlei Farbenfäden gewebt und bedeutet die mancherlei Gnade und Gaben des einigen Geists in Christo und seinen Christen (1524).

2. Mose 4, 26: „Sie sprach aber: Blutbräutigam, um der Beschneidung willen."

Das ist: Sie ward zornig und sprach: Es kostet Blut, daß du mein Mann bist, und muß mein Kind beschneiden, welches sie ungerne tät, weil das eine Schande war unter den Heiden. Bedeutet aber des Gesetzes Volk, welches gerne wollte Gott haben; aber es will das Kreuze nicht leiden noch den alten Adam beschneiden lassen, bis es tun muß.

---

*) Abschnitt aus dem demnächst erscheinenden 2. Texthefte der Reihe „Luthers Lehre". Es handelt sich um Erklärungen, die Luther seinen Bibelausgaben am Rande beidrucken ließ. Die Sperrungen bezeichnen das Wort, dem die Glosse gilt. Die Glossen entstammen verschiedenen Ausgaben der Lutherbibel oder ihrer Teile.

[1]) h. (= heutige Übersetzung): die Raubvögel.

2. Mose 5, 16: „Und siehe, deine Knechte werden geschlagen und dein Volk muß Sünder [2]) sein."
Das ist: Deine armen Leute müssen Unrecht haben und Sünder sein; man suchet Schuld an deinem Volk.

4. Mose 4, 3: „Alle, die zum Amt [3]) taugen."
Hie stehet das Wort Zebaa, welches ein Heer oder Ritterschaft heißt. Jes. 40 completa est militia ejus [4]). Denn Priester- oder Predigeramt ist ein Kriegesstand wider den Teufel.

4. Mose 12, 3: „Aber Mose war ein sehr geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden."
Elender, der viel leiden mußte. Ps. 132, 1: Gedenke Davids und all seines Leidens. Ps. 18. Ante gloriam passio [5]).

Ps. 10, 2: „Weil der Gottlose übermut treibt, muß der Elende leiden."
Scilicet docendo et nocendo superbit confidenter quasi re optime gesta [6]).

Ps. 11, 7: „Darum, daß ihre Angesichte schauen auf das, das da recht ist" [7]).
„ihre" das ist: der Frommen. Non franguntur persecutione, sed perseverant spectando justa; ideo experiuntur Deo gratam esse justitiam [8]).

Ps. 18, 21: „Der HERR tut wohl an mir nach meiner Gerechtigkeit."
Non personalis, sed realis, id est: Ich hab nichts aus Frevel angefangen, sondern bin bei Gottes Wort blieben, hab drüber gelitten, was ich leiden sollt.

Ps. 30, 6: „Denn sein Zorn währet einen Augenblick und er hat Lust zum Leben" [9]).
Es ist sein Ernst nicht, er meinets gut und nicht das Sterben, wie sichs fühlet.

---

2) h.: schuldig.
3) h.: Dienst.
4) ihre Ritterschaft hat ein Ende.
5) Vor der Herrlichkeit liegt Leid.
6) Das ist: Mit Lehren und Schaden tun treibt er übermut und ist dabei überzeugt, er täte ein gut Werk.
7) h.: die Frommen werden schauen sein Angesicht.
8) Sie werden nicht zerbrochen durch Verfolgung, sondern sie harren und schauen nach Gerechtem; so erfahren sie, daß Gott lieb ist die Gerechtigkeit.
9) h.: und lebenslang seine Gnade.

Ps. 34, 14: „Behüte deine Zunge vor Bösem und deine Lippen, daß sie nicht falsch[10]) reden".
Das ist: fleuch falsche Lehre und tu Guts und leide dich.

Ps. 44, 23: „Denn wir werden ja um deinetwillen täglich erwürget."
Nicht um unseretwillen, sondern dein Wort verfolgen sie in uns.

Ps. 56, 9: „Fasse meine Tränen in deinen Sack[11]). Ohn Zweifel: du zählest sie."
Du weißest, wieviel derer ist und vergissest sie nicht.

Ps. 59, 10: „Vor ihrer Macht halte ich mich zu dir."
Das ist: Wenn sie mir zu mächtig sind, sehe ich auf dich.

Ps. 65, 10: „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle."
Ist sein Land und Volk. Ps. 46, 5.

Ps. 68, 13: „Die Könige der Heerscharen sind untereinander Freunde[12]) und die Hausehre teilet den Raub aus."
Könige sind die Apostel, die einträchtig lehren. Hausehre heißt auf Hebräisch eine Hausfrau und redet hie von der Kirchen und Braut Christi.

Ps. 68, 35: „Er wird dem Volk Macht und Kraft geben."
Das ist: Das Reich. Laßt Ihn Herr sein.

Ps. 72, 12: „Er wird den Armen erretten, der da schreiet."
Ein König der armen Schreienden.

Ps. 77, 14: „Gott dein Weg ist heilig"
ist verborgen; als wenn Gott Leben gibt im Tode, und nahe ist, wenn er ferne ist, welches die Vernunft nicht begreift. Es ist zu heilig und verborgen.

Ps. 112, 4: „Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis."
Das ist: Glück und Heil mitten in der Not.

Spr. 11, 31: „So der Gerechte auf Erden leiden muß, wie vielmehr der Gottlose und Sünder!"
So die Frommen, so alles Gute andern tun und Gott gefallen, dennoch viel geplagt werden, wie wills den Gottlosen gehen?

---

10) h.: Trug. 11) h.: Krug. 12) h.: flohen eilends.

Spr. 12, 26: „Der Gerechte hats besser denn sein Nächster."
Ob er schon viel leidet und es den Gottlosen wohlgehet.

Spr. 24, 11: „Errette die, so man töten will."
Wie man die Christen vor Zeiten und noch immer erwürget und lachet noch dazu oder spricht: Wir verstehens nicht. Ich muß meines Herrn Befehl gehen lassen und gehorsam sein.

Spr. 24, 16: „Ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf."
Gott hilft immer wieder auf dem Gerechten, wie oft er verdirbt und vertrieben wird.

Spr. 25, 2: „Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen."
In Gottes Regiment sollen wir nicht klug sein und wissen wollen: warum?, sondern alles gläuben, aber im weltlichen Reich soll ein Herr wissen und fragen: warum? und niemand nichts vertrauen.

Jes. 2, 2: „Und werden alle Heiden dazu laufen."
Wie Wasser läuft mit Gewalt und selbst frei.

Jes. 4, 5: „Denn es wird ein Schirm sein über alles, das herrlich ist"
das vor Gott herrlich ist als die Gläubigen.

Jes. 44, 5: „Dieser wird sagen: Ich bin der HERR, und jener wird genannt werden mit dem Namen Jacob."
Das ist: Hie und dort und allenthalben werden Christen sein, auch unter den Heiden.

Jes. 49, 20: „Daß die Kinder deiner Unfruchtbarkeit werden weiter sagen vor deinen Ohren: Der Raum ist mir zu enge."
Kinder, die sie hat, so sie doch unfruchtbar ist, das ist: ein verlassen Volk und doch sehr gemehret, wie die Christen sind.

Jes. 57, 14: „Und wird sagen: Machet Bahn."
Das ist: In der Not sollen sie Raum haben und Trost.

Jes. 57, 16: „Und will Odem machen."
Das ist: Erquicken will ich die Betrübten.

Jes. 57, 18: „Und gab ihnen wieder Trost und denen, die über jene Leid trugen."
Leid trugen die Frommen über der Bosheit der Gottlosen wie Lot zu Sodom.

Jes. 57, 19: „Ich will ausgebreitete Lippen[13]) schaffen"
die in alle Welt mit Predigen reichen sollen.

Jes. 58, 8: „Und deine Besserung wird schnell zunehmen"[14])
daß du reicher wirst und zunimmst an Gut und Seligkeit.

Jes. 58, 12: „Und soll durch dich gebauet werden, was lange wüste gelegen ist."
Das ist: du wirst ein Schützer und Besserer im Lande sein, vielen nütz sein und helfen.

Hos. 2, 16: „Darum will ich sie locken und will sie in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden. Daselbst will ich ihr geben . . . das Tal Achor."
Das ist das liebe Evangelium. Das Tal Achor ist die güldene Aue, da das Kreuz der Trübsal ist und doch tröstliche Worte Christi. Denn Achor heißet Trübsal oder Kreuz, da man predigt eitel unsichtbar Ding, des man hoffen muß.

Hos. 2, 24: „Und dieselbigen sollen Jesreel erhören."
Jesreel heißet Gottes Same; dahin lautend, daß er spricht: Ich will sie zum Samen behalten, das ist, ein recht Jesreel machen, daß sie ewiglich soll Nachkommen haben, wie denn die heilige Kirche immer bleiben muß.

Micha 4, 8: „Es wird deine güldene Rose kommen"[15]).
Dein Königreich, obs wohl schwächlich zugehet, es soll und muß doch kommen. Darum halt feste und leide dich. Es muß das Kreuz die Kirche Christi gebären.

Micha 5, 2: „Indes läßt er sie plagen bis auf die Zeit, daß die, so gebären soll, geboren habe."
Laß plagen, was da plagt, bis der komme mit dem Evangelio. Der soll den Sieg haben. Des und kein anders.

---

13) später und h.: Frucht der Lippen.
14) später und h.: wachsen.
15) h.: zu dir wird kommen und einkehren.

Hab. 3, 2: „HERR, du machst dein Werk lebendig mitten in den Jahren."
Das ist: zu rechter Zeit und mitten in der Not hilfest du und machest die deinen selig und frei.

Sach. 9, 17: „Korn, der Jünglinge, und Most, der Jungfrauen zeuget"[16]. Das Evangelium ist ein solch Wort, das nicht Kinder zeuget, die in der Wiegen liegen, sondern wenn sie gezeugt sind, sind sie junge Gesellen und Jungfrauen zur Ehe tüchtig, das ist zu lehren und andere geistliche Kinder zu zeugen.

Sir. 51, 2 ff.: „Ich danke deinem Namen, daß du . . . meinen Leib . . . vom Strick der falschen Zungen . . . erlöset hast."
Um Gottes Worts willen muß man allerlei leiden, als falsche Lehrer, Lästerer, Gewalt, Feuer, Kerker etc. Aber aus dem allen hilft Gott treulich.

Sir. 51, 28: „Darum werde ich nicht verworfen werden"
sondern auserwählet, lieb und wert vor Gott und den Menschen.

Sir. 51, 37: „Schämet euch seines Lobes nicht."
Gottes Wort bekennen ist vor der Welt eine Schande, ja Schaden und alle Gefahr.

Luther und der Geist der neuen Zeit

Von Rudolf Thiel, Berlin.

Viel ist gegrübelt worden, ob der Reformator innerlich der neuen Zeit gehört oder dem Mittelalter. Je besser man ihn kennenlernte, je tiefer man in seine Anfechtungen schaute, je offenbarer seine Widersprüche wurden, desto weniger erschien er als der strahlende Verkünder der modernen Geistesfreiheit, wie ihn Goethe noch gesehen hat, ja manchem Heutigen ist er mit seinem Teufelskrieg, mit seinem Christentum der seligen Verzweiflung direkt unheimlich geworden.

War Luther abergläubisch? Nicht weniger als sein Jahrhundert. Aber wenn man ihn genauer prüft, erfährt man zum Erstaunen, wie energisch er

---

16) h.: Korn macht Jünglinge und Most macht Jungfrauen blühen.

das wunder- und dämonenüberfüllte Weltbild seiner Zeit, das auch sein eigenes war, mit der Vernunft zu meistern suchte.

Von Kind auf war ihm eingewöhnt, den bösen Geistern jedes Unglück, jede unliebsame Überraschung zuzuschreiben. Die böse Nachbarin hat ihm ein Brüderchen behext, der Bergwerksgeist hat einen Hauer seines Vaters umgebracht, ihm selber hat der Satan einen Apfel schenken wollen. Im Hause wimmelt es von Heinzelein und Wichten und Kobolden. Kein Wunder, daß er solche Eindrücke nie ganz verwunden hat, zumal die spätere Erfahrung sie hundertmal erneut, bekräftigt. Wie oft muß er Wundertiere, Mißgeburten deuten, Behexte untersuchen, Besessene exorzieren, Prophezeiungen nachprüfen, Wahrträume beurteilen! Er macht es schlecht und recht nach überkommenen Regeln, er beteiligt sich auch selber an dem wüsten Treiben. Einmal hat er eine Hexe in den Kirchenbann getan. Er widerrät das Baden in der Elbe, der Wassergeister und der Nixen wegen. Als man in Wittenberg vier angebliche Mordbrenner an Eichenpfähle schmiedet und im Feuer röstet, meint er, sie seien aufgestachelt worden durch die neidischen Dämonen, die seine Kirche gern mit Greueltaten erschüttern wollten. Luther ist überzeugt, daß auf den Dächern seiner Stadt zweitausend Teufel lauern, vierzigtausend aber in den Wolken fliegen, um den Regen zu vertreiben. In allen Affen sitzt der Satan, wo ein Brand ist, bläst er sicherlich hinein.

Luther ist so abergläubisch, daß er tief erschrickt, als bei des Pommernherzogs Trauung der Brautring auf die Fliesen fällt. Aber sein Trotz ist nicht gewillt, das böse Omen anzunehmen: „Hörst du, Teufel, es geht dich nichts an! du wirst nichts ausrichten!" So gut kann er sich überwinden.

Das wiederholt sich oft. Luther glaubt an Träume, die die Zukunft vorverkünden, denn sie kommen in der Bibel vor. Aber auch der Satan kann nach seiner Meinung Träume und Gesichte machen, um die Unvorsichtigen zu täuschen. Daher nimmt er sich sehr in Acht, gerade weil ihm seine Phantasie recht gerne etwas vor die Augen zaubert. Er bittet oft den Herrgott, ihm Visionen, Träume, Wunder zu ersparen, und als ihm einmal am hellichten Tag das Bild des Heilands strahlend an der Wand erscheint, bekreuzt er sich und schreit: „Heb dich, du Schandteufel! Ich weiß von keinem andern Christus, denn der gekreuzigt worden ist!" So rührt es ihn auch garnicht, als das Torgauer Holzbild seines Fürsten umfällt und erzählt wird, daß der Küster

es vorher geträumt hat: „Träume muß man nicht achten, dieser Küster ist kein Prophet!" Übrigens kenne er das Bild aus Cranachs Werkstatt: es sei ein Wunder, das der Wind es nicht schon früher umgeblasen hätte!

Es ist der Bauernrealismus in der Seele Luthers, der sich gegen Aberglauben wehrt, das Erbe seines nüchtern-braven Vaters. Auch psychologische Erfahrung hilft ihm manchmal über schaurige Geschichten fort. Von Karlstadts Tod wird ihm berichtet, daß der Teufel sich vorher nach ihm erkundigt habe und ihn dann persönlich abgeholt. Erschüttert und erregt erzählt ers in einem halben Dutzend Briefen weiter ohne den geringsten Zweifel an der Teilnahme des Bösen — und doch meint er, Karlstadt sei aus bloßer Angst gestorben.

Wenn sich ein Ereignis gegen seine Sache richtet, dann versteht es Luther ausgezeichnet, böse Vorbedeutungen zu leugnen. Melanchthon, auf der Fahrt zu einem Religionsgespräch, hat einen Arm gebrochen. Ob das Schlimmes weissagt? „Nein, denn unsere Sache wird nicht durch den blinden Zufall, sondern durch gewissen Rat regiert, freilich nicht durch unsern, sondern Gottes Rat. Das Wort läuft, das Gebet lodert, die Hoffnung duldet, der Glaube siegt!"

Glaube wider Aberglaube: das ist das Geheimnis von des Reformators neuzeitlicher Festigkeit. Er glaubt an Zeichen, glaubt, daß sie vom Herrgott selber kommen, aber sie gelten nicht den Frommen! Die haben sich ja Gott ergeben, die bedürfen solchen Dräuens und Warnens nicht! Und wenn ganz Deutschland sich erregt über die Prophezeiung eines gewissen Lichtenberger, dann sagt Luther kühl: „Den Lichtenberger und desgleichen schenke ich den großen Hansen, daß sie wissen sollen, es gelte ihnen".

Noch einen Grund gibt es für ihn, den ganzen geheimen Wissenschaften zu mißtrauen. „Gottes Zeichen und der Engel Warnungen sind gemenget mit des Satans Eingeben, wie denn die Welt auch wert ist, daß es wüste durcheinandergehe und man nichts unterscheiden kann." Merkwürdig: hier treibt Beelzebub den Aberglauben aus? Aber es hat schon seine Richtigkeit und es beweist sehr viel für Luthers prächtigen, durchdringenden Verstand: des Teufels Zeichen nämlich sind ganz ungewiß, denn Gott bricht ihm oft die Schanz und läßt ihn nicht immer treffen!

Damit hat Luther einen festen Stand gegen die unverwüstlichste und eindringlichste Art von Aberglauben, der auch sein Freund Melanchthon huldigt, gegen die Astrologie, obwohl er, nein gerade weil er glaubt, daß Gott selbst mit Regenbogen, Sonnenfinsternis, Kometen Glück und Unglück vorverkündet. „Da sind sie zugefahren und habens wollen fassen und eine gewisse Kunst draus machen. Und weil sie feine Gedanken gehabt, daß sichs mit der Sternen Art reimet, müssen nun die Sterne und Natur tun, was Gott und die Engel tun. Da hat sich denn der Teufel dreingemengt und auch dergleichen Zeichen angerichtet und Wahrsager erweckt. Aber Gott läßts nicht allwege treffen, darum ist die Kunst ungewiß. Und sie behelfen sich damit: fehlts an einem Ort, so triffts am andern, widerfährts nicht diesem, so widerfährts doch jenem".

Ein wundervolles Zeugnis, wie der Mut zur Ungewißheit, wie die Ehrfurcht vor dem unbekannten Gott des Reformators zeitgebundene Weltanschauung weit hinaushebt über sein Jahrhundert. Er glaubt an alles, was die andern glauben — aber er verbietet, eine „gewisse Kunst" daraus zu machen. „Das sei mein Urteil und Unterricht, die Christen verstehen wohl, daß es so recht ist. Was die Andern glauben, da liegt mir nichts an, denn sie müssens erfahren, wie man den Narren die Kolben lauset."

Mit ganz entzückendem Humor kann er einen Tischgenossen abfertigen, der ihm die Chiromantik preist und an den Händen sehen will, ob einer freigebig oder geizig wäre. „Das ist wahr", sagt Luther, „denn man muß mit der Hand ausgeben, mit den Füßen gibt man nicht."

Der Markgraf von Brandenburg wird von einem Goldmacher betrogen. „Die Fürsten haben den Schaden mit Recht, weil sie glauben, eine Kreatur könne durch Menschenlügen zu was anderem gemacht werden, als sie nach ihrer Art erschaffen ist!" Kein Motto für ein Alchemistenbuch, doch ein Beweis für klares Denken. So regt sich Luther auch nicht weiter auf, wie jene Fischgestalten zustandekommen, die man ihm auf den schwarzen Kupferschiefern seiner Heimat zeigt: „Gott will sich auch unter der Erde beim Bergwerk spüren lassen!"

Hier ist die Grenze seines neuzeitlichen Denkens. Er will nicht aus dem Rahmen eines Weltbildes brechen, das ihm seine Theologie und seine Bibel vorgezeichnet hat. Als er vernimmt, daß ein neuer Astrologe, ein gewisser Kopernikus, beweisen möchte, daß die Erde sich bewegt und nicht das Firma-

ment, da fährt er auf: „So geht es jetzt, wer da will klug sein, der muß was Eigenes machen. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiä umkehren. Aber wie die Heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich." Dabei leuchtet ihm sogar besser als anderen Zeitgenossen ein, daß es theoretisch möglich wäre, genau so wie wenn einer, der im Wagen fährt, sich denken kann, er säße still und ruhte, die Bäume aber gingen um.

Wo es sein Glaube zuläßt, ist er oft zu ganz verblüffenden Bemerkungen imstande. Es nimmt ihn wunder, daß die Philosophen die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls halten, er spottet, daß sie nicht einmal gescheit genug sind, daraus abzunehmen, die Erde werde von den Sphären festgehalten, könne also garnicht fallen. In Wahrheit wird sie selbstverständlich festgehalten aus der Kraft göttlichen Befehls, genau so wie das Wasser hochgebäumt zu ihren beiden Seiten steht — eine Luther-Hypothese, die die Sindflut möglichst einfach erklären soll.

Gern grübelt er dem Rätsel nach, das Licht heißt. Er stellt fest, daß es gegen die offene Stubentür keinen Schein gibt, sondern nur wenn es von einer Wand zurückgeworfen wird. Das bringt ihn darauf, das Wunder der Allgegenwart des Heilandes dem Wunder des Sonnenlichtes zu vergleichen. Er verachtet die Sakramentierer darum, daß sie sich Christus nur wie Mehl in einem Sack vorstellen können, während man ihn begreifen muß wie eine Himmelssonne, die hundert Menschen in die Augen scheint aus einem See und doch mit jedem Einzelnen alleine wandert. So hat er ganz vortrefflich einen Lichtleib konstruiert, unfaßbar, allgegenwärtig, dennoch stofflicher Natur, ganz nach den Vorstellungen der modernsten Physiker.

Ein Pfarrer will nicht mit warmen Wasser taufen, weil es kein reines Element sei, sondern untermischt mit Feuer. „Da weiß ich nicht, wo Ihr Euern Verstand habt! Denn so wäre auch kalt Wasser kein rein Element, sondern mit Erde vermengt, weil die Weltweisen die Erde für kalt und trocken halten. Oder dampfend Wasser wäre kein rein Element, weil der Dampf gewöhnlich bei der Luft sei. Laßt also Eure Possen fahren!" Wie fortschrittlich ist das gedacht, wie überlegen aller herkömmlichen Theorie! Luther begreift schon, daß die Wärme nicht ein Stoff ist!

Gerade so verfährt er mit den medizinischen Ideen seiner Zeit. Sein ehemaliger Klosterprior macht sich Sorgen wegen Blutharns. Er tröstet ihn:

„Daran leiden viele andere, die ich kenne, besonders unser Amtmann Christof Gros und zwar schon vor der Ehe. Darum ist sicher, daß weder Du noch Deine Frau an dieser Krankheit sterben werdet, wenn es Gott nicht ausdrücklich so haben will."

Von den Ärzten hält er überhaupt nicht viel. „Als ich krank lag, betete ich nicht um Verlängerung des Lebens, aber ich genas wider das Erwarten meiner Ärzte. Sie sagten überall, es sei um mich geschehen, ich wäre schon im Grab. Daher achte ich ihr Urteil wenig." Und nur darum läßt er sich von ihnen überhaupt behandeln, daß es nicht aussieht, als ob er sich selbst entgegen wäre.

Am wenigsten gefällt es ihm, daß die Ärzte auch die Seelenleiden für natürliche Übel halten, wo sie doch unbedingt von den Dämonen stammen. „Sie wissen nicht, wie groß des Teufels Macht ist!" Er zweifelt nicht, daß Taubheit, Stummheit, Fieber, Pest, kurz alle schweren Krankheiten Teufelswerk und Teufeltrug sind, ebenso wie Hagelwetter, Mißwuchs, Trockenheit. Bei alldem bleibt er doch auch überzeugt, man könne wohl mit Kräutern und Arzneien heilen, wo es Gott gefällt.

Aus solcher Mischung von Gottvertrauen und Skepsis und Aberglauben stammt der Mut, den Luther vor dem schrecklichsten der Schrecken, vor der Pest, beweist. Er hält es nicht bloß für seine Hirtenpflicht, hier auszuharren, er fordert die Dämonen geradezu heraus: zum Gezeter aller braven Bürger nimmt er vier Kinder in sein Haus, deren Mutter eben an der Pest gestorben ist.

Ein andermal schreibt er an den besorgten Fürsten: „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, welcher bisher eine ganz nüchterne Geiernase gehabt hat auf die Pestilenz, und wo sie fünf Ellen unter der Erde wäre, würde er sie wohl riechen. Weil derselbe bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhie sei. Wohl ist wahr, daß ein Haus oder zwei ein Geschmeiß gehabt, aber die Luft ist noch nicht vergiftet. Ich merke aber, daß viele junge Knaben das Geschrei von der Pestilenz gern gehört haben, denn etliche kriegen den Schwären auf dem Schulsack, etliche die Kolik in den Büchern, etliche die Grind an den Federn, etliche die Gicht am Papier. Und ist wohl Gefahr dabei, wo die Eltern und Oberherren solchen Krankheiten nicht mit Ernst und allerlei Arznei steuern wollen: sollt wohl ein Landsterben draus

werden, bis man weder Schulmeister noch Prediger noch Pfarrer haben könnte . . ."

Das schönste Beispiel für die Geistesfreiheit, die er gewonnen hat aus seiner ehrfürchtigen Religion, ist Martin Luthers Umgang mit den Dingen der Natur. Von selbst versteht sich, daß er darin immerfort ein Gleichnis sucht für theologische Gedanken, ein Zeichen für die göttliche Erhabenheit und Güte, aber viel eigenartiger und aufschlußreicher ist die Art, wie er die Zusammenhänge zwischen Kreatur und Schöpfer knotet. Er spürt nicht Vollkommenheiten und Zweckmäßigkeiten auf, wie es Jahrhunderte hindurch beliebtes Spiel bei Theologen und Naturforschern gewesen ist. Sondern er holt mit einer besonderen Fähigkeit, zu fragen und zu staunen, gerade aus den kleinsten und alltäglichen Erscheinungen das Wunderbare vor — so wie es selbst die Wissenschaft erst in der Gegenwart gelernt hat.

„Die größten Wunderwerke Gottes", sagt Doktor Martin, „werden in den allerkleinsten und unbeachteten Dingen gefunden. So an einer reifen Birne: noch vor einem halben Jahre ungefähr, da war sie tiefer, denn sie groß ist, unter der Erden und saß im äußersten Ende der Wurzel. Es ist ein wunderbares Ding, daß aus den Bäumen solche Früchte wachsen, die zu Fleisch und Blut gemacht werden. Denn was sind Bäume anderes als Holz? Du siedest oder brätst sie, so ist es Holz. Und doch sollen so süße und liebliche Früchte draus wachsen, woraus Fleisch und Blut ernährt wird."

„In Italien habe ich gesehen, daß auf harten Steinfelsen die allerschönsten Ölbäumlein wuchsen. Da lernte ich die Worte im Psalm verstehen: Aus dem Felsen nährt er sie mit Honig. Wir müssens auch hier zu Wittenberg bekennen, da unser Land gar sandig ist. Dennoch gibt Gott uns daraus guten Wein und köstlich Korn. Aber weil dies Wunder täglich geschieht, so verachten wirs!"

Luther ist sich klar und stolz bewußt, was er mit dieser seiner neuen Weltbetrachtung leistet. „Wir schauen heute tiefer in die Kreatur als unterm Papsttum. Früher hat man sich nicht darum gekümmert, wie das Kind im Mutterleib entsteht. Wir aber fangen an, Gottes Wunder auch aus der Betrachtung eines Blümchens zu erkennen. Daran gingen sie vorbei, schauten die Natur nicht anders an als eine Kuh."

Das ist der Pfad, wo Martin Luther dem modernen Geiste Bahn gebrochen hat. Die Ehrfurcht, die sein Erbteil war, trug er auch in die Natur hinein und lehrte Faust, die Lebensrätsel in dem Unscheinbarsten und Alltäglichsten zu suchen, zog ihn herab aus mystischen und unwirklichen Spekulationen in das „größere Wunderwerk der Endlichkeit".

Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied II *)

Von Theodor Knolle, Hamburg

Gemeinde: Ach Gott, vom Himmel, sieh darein (Martin Luther D.E.G. 89, 1—6).

Lit.: Psalmgebet (Ps. 12).

Gemeinde: Amen, Amen.

Lit.: Jes. 58, 1—12.

Gemeinde: Amen.

Lit.: Martin Luther sagt in seiner Schrift: „Eine einfältige Weise zu beten":

Wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt und unlustig zu beten geworden, wie denn der Teufel und das Fleisch allewege das Gebet wehren und hindern, nehme ich mein Psälterlein, laufe in die Kammer oder, so es der Tag und Zeit ist, in die Kirche zum Haufen, und hebe an, die Zehngebote, den Glauben und, darnach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder Psalmen mündlich bei mir selbst zu sprechen, allerdinge wie die Kinder tun.

Wenn ich Zeit und Raum habe außer dem Vaterunser, so hole ich ein Stück nach dem andern aus den zehn Geboten, damit ich ja ganz frei werde, so viel es möglich ist, zum Gebet, und mache aus einem jeglichen Gebot ein Geviert oder ein vierfaches gedrehtes Kränzlein als: Ich nehme ein jegliches Gebot an zum ersten als eine Lehre, wie es denn an ihm selber ist, und denke, was unser Herr Gott darin so ernstlich von mir fordert. Zum andern mache ich eine Danksagung daraus, zum dritten eine Beichte, zum vierten ein Gebet, nämlich also oder mit dergleichen Gedanken und Worten:

*) Vgl. Heft 2 dieses Jahrgangs.

„Ich bin der Herr, dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir."

Hier denke ich erstlich, daß Gott von mir fordert und lehret herzliche Zuversicht zu ihm in allen Sachen, und es ist sein hoher Ernst, daß er wolle mein Gott sein und dafür soll ich ihn halten bei Verlust der ewigen Seligkeit. Und daß mein Herz solle sonst auf nichts bauen noch trauen, es sei Gut, Ehre, Weisheit, Gewalt, Heiligkeit oder irgend eine Kreatur.

Zum andern danke ich seiner grundlosen Barmherzigkeit, daß er sich so väterlich zu mir verlornen Menschen herunter senket und sich selbst ungebeten, ungesucht, unverdienet mir anbietet, mein Gott zu sein, sich mein anzunehmen und in allen Nöten mein Trost, Schutz, Hilfe und Stärke sein will. So doch sonst wir armen blinden Menschen so mancherlei Götter gesucht haben und noch suchen müssen, wo er sich nicht selbst so öffentlich hören ließe und uns in unserer menschlichen Sprache sich anböte, daß er unser Gott sein wolle. Wer kann ihm dafür immer und ewiglich genug danken?

Zum dritten beichte und bekenne ich meine große Sünde und Undankbarkeit, daß ich solche schöne Lehre und hohe Gabe durch mein ganzes Leben so schändlich verachtet und mit unzähligen Abgöttereien seinen Zorn so greulich gereizt habe. Das ist mir leid und bitte um Gnade.

Zum vierten bitte ich und spreche: Ah mein Gott und Herr, hilf mir durch deine Gnade, daß ich solch dein Gebot möge täglich je besser lernen und verstehen und mit herzlicher Zuversicht darnach tun. Behüte ja mein Herz, daß ich nicht mehr so vergessen und undankbar werde, keine anderen Götter noch Trost auf Erden noch in allen Kreaturen suche, sondern allein, rein und fein an dir, meinem einigen Gotte, bleibe. Amen, lieber Herr Gott Vater, Amen.

Gemeinde: Ich bin allein dein Gott und Herr, / kein Götter sollst du haben mehr, / du sollst mir ganz vertrauen dich, / von Herzensgrund lieben mich. Kyrieleis.

Lit.: Darnach (so ich Will oder Zeit habe) das andere Gebot auch also ins Geviert gedrehet also:

„Du sollst den Namen deines Herrn und Gottes nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht."

Erstens lerne ich, daß ich Gottes Namen soll herrlich, heilig und schön halten, nicht dabei schwören, fluchen, lügen, nicht hoffärtig sein noch eigen Ehre oder Namen suchen, sondern demütiglich seinen Namen anrufen, anbeten, preisen und rühmen. Und lasse das alles meine Ehre und Ruhm sein, daß er mein Gott ist, und ich seine arme Kreatur und unwürdiger Knecht bin.

Zum andern danke ich der herrlichen Gabe, daß er mir seinen Namen offenbart und gegeben hat, daß ich mich seines Namens rühmen kann und nennen lasse Gottes Diener, Kreatur etc., daß sein Name meine Zuflucht ist wie eine feste Burg (als Salomo sagt), zu welcher flieht der Gerechte und wird beschirmet.

Zum dritten beichte und bekenne ich meine schändliche schwere Sünde wider dies Gebot, mein Lebetage getan, da ich seinen heiligen Namen nicht allein unangerufen, ungerühmt und ungeehret gelassen habe, sondern auch undankbar für solche Gabe gewesen bin und derselben zu allerlei Schanden und Sünden mißbraucht habe mit schweren Lügen, Trügen etc. Das mir leid ist und erbitte Gnade und Vergebung.

Zum vierten bitte ich um Hilfe und Stärke, daß ich hinfort solch Gebot wohl lernen möge, und behüte mich vor solcher schändlichen Undankbarkeit, Mißbrauch und Sünden wider seinen Namen, sondern daß ich dankbar erfunden werde in rechter Furcht und Ehre seines Namens.

[Und wie ich droben gesagt habe im Vaterunser, also vermahne ich abermals: Ob der Heilige Geist unter solchen Gedanken kommt und anfinge in dein Herz zu predigen mit reichen erleuchteten Gedanken, so tu ihm die Ehre, laß diese gefaßten Gedanken fahren, sei stille und höre dem zu, der es besser kann denn du. Und was er predigt, das merke und schreibe es an, so wirst du Wunder erfahren (wie David sagt) im Gesetz Gottes.]

Gemeinde: Du sollst nicht führn zu Unehrn / den Namen Gottes, deines Herrn, / du sollst nicht preisen recht und gut, / ohn was Gott selbst red't oder tut. Kyrieleis.

Lit.: „Du sollst den Feiertag heiligen."

Hierin lerne ich erstlich, daß der Feiertag ein Gesetz ist, nicht zum Müssiggang noch zu fleischlicher Wollust, sondern daß er von uns solle geheiliget werden. Durch unser Werk aber und Tun wird er nicht geheiliget, denn unsere

Werke sind nicht heilig, sondern durchs Wort Gottes, welches allein ganz rein und heilig ist und alles heiliget, was damit umgehet, es sei Zeit, Stätte, Person, Werk, Rede etc. Denn durchs Wort werden unsere Werke auch heilig, wie St. Paulus 1. Tim. 4, 5 sagt: Daß auch alle Kreatur geheiliget wird durchs Wort und Gebet. Darum erkenne ich hierin, daß ich am Feiertage solle zuförderst Gottes Wort hören und bedenken, darnach im selben Wort danken, Gott loben für alle seine Wohltat und beten für mich und alle Welt. Wer sich also hält am Feiertage, der heiliget den Feiertag. Wer's nicht tut, der tut ärger denn die, so dran arbeiten.

Zum andern dank ich in diesem Gebot für die große schöne Wohltat und Gnade Gottes, daß er uns sein Wort und Predigt gegeben hat und auf den Feiertag besonders zu üben befohlen. Welchen Schatz kein menschlich Herz genügend bedenken kann, denn sein Wort ist das einzige Licht in der Finsternis dieses Lebens und ein Wort des Lebens, Trosts und aller Seligkeit. Und wo das liebe heilsame Wort nicht ist, da ist eitel schreckliche, greuliche Finsternis, Irrtum, Rotten, Tod, alles Unglück und des Teufels eigen Tyrannei, wie wir täglich vor Augen sehen.

Zum dritten beichte und bekenne ich meine große Sünde und schändliche Undankbarkeit, daß ich die Feiertage so lästerlich habe meine Lebtage zugebracht und sein teures Wort so jämmerlich verachtet, so faul, unlustig und überdrüssig dasselbe zu hören gewesen bin, geschweige, daß ichs herzlich begehrt oder jemals dafür gedankt hätte. Habe also meinen lieben Gott umsonst mir predigen und den edlen Schatz fahren lassen und bin mit Füßen drüber gangen, welches er mit eitel göttlicher Güte von mir geduldet und darum nicht abgelassen, immerfort mir zu predigen und zu rufen zu meiner Seelen Seligkeit mit aller väterlicher, göttlicher Liebe und Treue. Das ist mir leid und bitte um Gnade und Vergebung.

Zum vierten bete ich für mich und alle Welt, daß der liebe Vater wollte uns bei seinem heiligen Wort erhalten und dasselbe nicht von uns nehmen um unserer Sünde, Undankbarkeit und Faulheit willen. Wollte uns behüten vor Rottengeistern und falschen Lehrern, sondern sende uns treue und rechte Arbeiter in seine Ernte, das ist treue und fromme Pfarrer und Prediger. Gebe uns allen auch Gnade, daß wir derselben Wort als sein selbst Wort demütig-

lich hören, annehmen und ehren, dazu auch von Herzen dafür danken und loben etc.

Gemeinde: Du sollst heiligen den siebenten Tag / daß du und dein Haus ruhen mag, / du sollst von dein'm Tun lassen ab, / daß Gott sein Werk in dir hab. Kyrieleis.

Lit.: Das vierte Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden".

Erstlich lerne ich hie Gott, meinen Schöpfer, erkennen, wie wunderbarlich er mich mit Leib und Seele geschaffen, aus meinen Eltern das Leben gegeben und hat ihnen das Herz gegeben, das sie mir als ihres Leibes Frucht mit allen Kräften gedienet, mich zur Welt gebracht, mich ernähret, mein gewartet, gepflegt und erzogen haben mit großem Fleiß, Sorge, Gefahr, Mühe und Arbeit. Und bis auf diese Stunde mich, sein Geschöpf, an Leib und Seele vor unzähliger Gefahr und Not behütet und auch oft ausgeholfen hat, als schaffte er mich alle Stunde aufs neue. Denn der Teufel uns nicht einen Augenblick das Leben gönnet.

Zum andern danke ich dem reichen, gütigen Schöpfer für mich und alle Welt, daß er in diesem Gebot gestiftet und bewahret hat Vermehrung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts, das ist Haus- und Stadtwesen oder Oeconomiam und Politiam. Denn ohne diese zwei Wesen oder Regiment könnte die Welt nicht ein Jahr stehen. Weil ohn weltlich Regiment kein Friede ist. Wo kein Friede ist, kann kein Hauswesen sein. Wo kein Hauswesen ist, da können weder Kinder gezeuget noch erzogen werden und müßte Vater- und Mutterstand ganz aufhören. Aber dafür stehet dieses Gebot und hält und bewahrt beide, Hauswesen und Stadtwesen, gebeut den Kindern und Untertanen Gehorsam. Hält auch drüber, daß es muß geschehn, oder wo es nicht geschieht, läßt er's nicht ungestraft. Sonst hätten die Kinder durch Ungehorsam längst alles Hauswesen und die Untertanen durch Aufruhr das Stadtwesen zerrissen und wüst gemacht, weil ihrer viel mehr ist denn der Eltern und Regenten. Darum ist solche Wohltat auch unaussprechlich.

Zum dritten beichte und bekenne ich meinen leidigen Ungehorsam und Sünde, daß ich wider dieses Gebot meines Gottes meine Eltern nicht geehret noch gehorsam gewesen bin, sie oft erzürnet und beleidigt, ihre väter-

liche Strafe mit Ungeduld angenommen, wider sie gemurret, ihre treue Vermahnung verachtet, vielmehr loser Gesellschaft und bösen Buben gefolget. So doch Gott selbst solchen ungehorsamen Kindern flucht und langes Leben abspricht, wie denn gar viele darüber auch schändlich umkommen und untergehen, ehe sie zu Leuten *) werden. Denn wer Vater und Mutter nicht gehorcht, muß dem Henker gehorchen oder sonst durch Gottes Zorn böslich um sein Leben kommen etc. Solches alles ist mir leid und bitte um Gnade und Vergebung.

Zum vierten bete ich für mich und alle Welt, daß Gott uns wollte seine Gnade verleihen und seinen Segen reichlich ausschütten über beides, Hauswesen und Stadtwesen, daß wir hinfort fromm werden, die Eltern ehrlich halten, den Herrschaften gehorsam sein, dem Teufel widerstehn und seinem Reizen nicht folgen zu Ungehorsam und Unfriede, und also mit der Tat helfen, daß Haus und Land sich bessern und den Frieden erhalten, Gott zu Lob und Ehren, uns selbst zu nutz und allem Guten. Und daß wir solche seine Gaben erkennen und dafür danken. Hie soll mit unterlaufen auch das Gebet für die Eltern und Oberherrn, daß ihnen Gott Verstand und Weisheit verleihe, friedlich und seliglich uns vorzustehen und zu regieren. Er behüte sie vor Tyrannei, Toben und Wüten und wende sie davon, daß sie Gottes Wort ehren, nicht verfolgen noch jemand unrecht tun. Denn solche Gaben muß man mit Beten erlangen, wie St. Paulus Röm. 12, 12 lehrt, sonst ist der Teufel der oberste Abt zu Hofe, und es geht übel und wüst zu.

Und wenn du auch Vater und Mutter bist, so ist es jetzt Zeit, daß du dein selber nicht vergessest noch deiner Kinder und Gesinde, sondern bittest mit Ernst, daß der liebe Vater, so dich in seines Namens und Amtes Ehre eingesetzt und dich auch will als Vater genannt und geehrt haben, dir Gnade und Segen verleihe, dein Weib, Kind und Gesinde göttlich und christlich zu regieren und zu ernähren, gebe dir Weisheit und Kraft, sie wohl zu erziehen und ihnen ein gutes Herz und Willen, deiner Lehre zu folgen und gehorsam zu sein. Denn Gottes Gaben sind beides, Kinder und ihr Gedeihen, beides, wohl geraten und gut bleiben, sonst wird ein Haus nichts anderes sein denn ein Säustall, ja eine Bubenschule, wie man siehet bei den gottlosen, groben Leuten.

---

*) Erwachsenen

Gemeinde: Du sollst ehrn und gehorsam sein, / dem Vater und der Mutter dein, / und wo dein Hand ihn'n dienen kann, / so wirst du langes Leben han. Kyrieleis.

Lit.: Das fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten".

Hie lerne ich erstlich, daß Gott von mir will haben, ich solle meinen Nächsten lieben also, daß ich ihm kein Leid tun soll an seinem Leibe, weder mit Worten noch mit Werken, nicht durch Zorn, Ungeduld, Neid, Haß oder irgendeine Bosheit, mich an ihm rächen oder Schaden tun, sondern soll wissen, daß ich schuldig bin, ihm zu helfen und zu raten in allen seinen Leibesnöten. Denn er hat mir mit diesem Gebot meines Nächsten Leib zu bewahren befohlen und wiederum meinem Nächsten befohlen, meinen Leib zu bewahren. Und wie Sirach (9, 21?) spricht: Er hat einem jeglichen seinen Nächsten befohlen.

Zum andern danke ich hie solcher unaussprechlichen Liebe, Sorge und Treue gegen mich, daß er eine solche große starke Hut und Mauer um meinen Leib hergestellt hat, daß alle Menschen sollen schuldig sein, mein zu schonen und mich zu behüten. Und wiederum ich auch gegen alle Menschen. Hält auch drüber und wo es nicht geschieht, hat er das Schwert befohlen zur Strafe derjenigen, die es nicht tun. Wo solch sein Gebot und Stiftung nicht wäre, sollte der Teufel ein solch Morden unter uns Menschen anrichten, daß keiner nicht eine Stunde sicher leben könnte, wie es denn geschieht, wenn Gott erzürnet und die ungehorsame und undankbare Welt straft.

Zum dritten beichte und klage ich hie über meine und der Welt Bosheit. Daß wir nicht allein so greulich undankbar sind für solche seine väterliche Liebe und Sorge für uns, sondern, das doch ja zumal schändlich ist, daß wir solche Gebote und Lehre nicht kennen, auch nicht lernen wollen, sondern verachten, als ginge es uns nicht an oder als hätten wir nichts davon, gehen dazu sicher dahin, machen uns kein Gewissen, daß wir unsern Nächsten wider dies Gebot so verachten, verlassen, ja verfolgen und verletzen oder auch im Herzen wohl töten, folgen unserm Zorn, Grimm und aller Bosheit, als täten wir recht und wohl daran. Fürwahr, hie ist's Klagens und Schreiens Zeit über uns böse Buben und blinde, wilde, ungütige Leute, die wir wie die grim-

migen Tiere untereinander uns treten, stoßen, kratzen, reißen, beißen und fressen und fürchten solch ernstes Gebot Gottes nichts etc.

Zum vierten bitte ich: Es wollt der liebe Vater uns solch sein heilig Gebot lernen erkennen und helfen, daß wir uns auch darnach halten und leben. Behüte uns alle untereinander vor dem Mörder, der alles Mordens und Schadens Meister ist, und gebe seine reiche Gnade, daß die Leute (und wir mit ihnen) gegeneinander freundlich, sanft, gütig werden, einander herzlich vergeben und einer des ander Fehl und Gebrechen christlich und brüderlich trage und also in rechtem Frieden und Einigkeit leben, wie dies Gebot uns lehret und fordert.

Gemeinde: Du sollst nicht töten zorniglich, / nicht hassen noch selbst rächen dich, / Geduld haben und sanften Mut / und auch dem Feind tun das Gut. Kyrieleis.

Lit.: Das sechste Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen".

Hie lerne ich abermals, was Gott mit mir vorhat und was er von mir haben will. Nämlich, daß ich soll keusch und züchtig und mäßig leben, beides mit Gedanken, Worten und Werken, und einem jeglichen sein Weib, Tochter, Magd ungeschändet soll lassen, vielmehr helfen retten, schützen und alles tun, was zu Erhaltung ihrer Ehre und Zucht dienet. Auch helfen die unnützen Mäuler stopfen, so ihnen ihre Ehre abschneiden oder stehlen. Denn solches alles bin ich schuldig, und Gott wills von mir haben, daß ich nicht allein soll meines Nächsten Weib und die seinen ungeschändet lassen, sondern auch schuldig sein, daß ich seine Zucht und Ehre helfe erhalten und bewahren, wie ich will, daß mein Nächster gegen mich solches tue und dies Gebot an mir und den Meinen übe.

Zum andern danke ich dem treuen, lieben Vater für solche seine Gnade und Wohltat, daß er mit diesem Gebot in seinen Schutz und Schirm nimmt meinen Mann, Sohn, Knecht, Weib, Tochter, Magd und verbietet so ernstlich, daß man sie nicht zu schanden soll machen. Denn er gibt mir sicher Geleit, hält auch drüber und läßts nicht ungestraft, sollt ers auch selber tun, wo jemand solch Gebot und Geleit übertritt und bricht. Es entläuft ihm keiner. Er muß es entweder hie bezahlen oder solche Lust zuletzt im höllischen Feuer büßen. Denn er will Keuschheit haben und Ehebruch nicht leiden, wie wirs denn täglich

sehen in allen unbußfertigen, ruchlosen Leuten, daß sie endlich Gottes Zorn ergreift und schändlich hinrichtet. Sonst wäre es nicht möglich, vor dem unsauberen Teufel eine Stunde sein Weib, Kind, Gesind bei Zucht und Ehren zu erhalten. Es würde eitel Hundehochzeit und viehisch Wesen draus, wie es geht, wo Gott im Zorn seine Hand abtut und läßts drunter und drüber gehen.

Zum dritten beichte und bekenne ich meine Sünde (und aller Welt), wie ich wider dies Gebot gesündigt habe, es sei mit Gedanken, Worten und Werken, mein Lebtage. Und nicht allein undankbar gewesen bin für solche schöne Lehre und Gabe, sondern auch wohl wider Gott gemurret habe, daß er solche Zucht und Keuschheit geboten und nicht allerlei Unzucht und Büberei frei und ungestraft gelassen hat, den Ehestand verachtet, verspottet, verdammt gehalten etc., wie denn dieses Gebots Sünden vor allen anderen die gröbsten und allererkenntlichsten sind, keinen Deckel noch Schmücklein haben. Das ist mir leid und bitte um Gnade und Vergebung.

Zum vierten bitte ich für mich und alle Welt, daß Gott uns wolle geben Gnade, solch sein Gebot mit Lust und Liebe zu halten, daß nicht allein wir keusch leben, sondern auch andern dazu helfen und raten.

[Also fahre ich fort mit den andern Geboten, so ich Zeit und Weile habe oder mich gelüstet. Denn, wie ich gesagt habe, will ich niemand binden an meine Worte oder Gedanken, sondern mein Exempel dargestellet haben, dem da folgen mag, wer da will, oder bessern, wers kann, und auf einmal sich vornehmen alle Gebote oder so viel ihnen gelüstet. Denn die Seele, wenn sie auf ein Ding gerät, es sei böse oder gut, und es ihr ernst ist, so kann sie in einem Augenblick mehr denken denn die Zunge in zehn Stunden reden und die Feder in zehn Tagen schreiben, so ein behendes, subtil und mächtig Ding ist's um die Seele oder Geist, darum daß sie die zehn Gebote durch alle vier Stücke gar bald ausgerichtet hat, wenn sie es tun will und es ihr ernst ist.]

Gemeinde: Dein Eh sollst du bewahren rein, / daß auch dein Herz kein andre mein, / und halten keusch das Leben dein / mit Zucht und Mäßigkeit fein. Kyrieleis.

Lit.: Das siebente Gebot: „Du sollst nicht stehlen".

Erstlich lerne ich hier, ich soll meines Nächsten Güter nicht nehmen noch haben wider seinen Willen, weder heimlich noch offenbar, nicht untreu noch

falsch sein mit Handeln, Dienen, Arbeiten, damit ich das meine nicht diebisch gewinne, sondern soll mich im Schweiß meines Angesichts nähren und mein eigen Brot essen mit allen Treuen[1]). Item, daß ich helfen soll, daß meinem Nächsten (gleich wie mir selbst) das Seine durch obengenannte Stücke nicht genommen werde. Ich lerne auch, daß Gott durch solch Gebot mir mein Gut befriedet[2]) und verheget[3]) aus väterlicher Sorge und großem Ernst, weil er verbietet, man solle mir nichts stehlen. Und wo mans nicht tut, so hat er die Strafe drauf gelegt, den Galgen und Strick Meister Hansen[4]) befohlen, oder wo der nicht kann, so straft ers doch selbst, daß sie müssen zuletzt Bettler werden, wie man spricht: Wer jung gern stiehlt, der geht im Alter betteln. Item: Unrecht Gut gedeihet nicht! Und: Übel gewonnen böslich zerronnen.

Zum andern danke ich seiner Treue und Güte, daß er mir und aller Welt so gute Lehre, und damit auch Schutz und Schirm gegeben hat, denn wo er nicht schützet, bliebe keinem ein Heller noch Bissen Brots im Hause.

Zum dritten beichte ich alle meine Sünde und Undankbarkeit, wo ich jemand unrecht und zu kurz[5]) und unehrlich getan habe, mein Leben lang. Das ist mir leid und ich bitte um Gnade und Vergebung.

Zum vierten bitte ich, er wolle Gnade verleihen, daß ich und alle Welt solch sein Gebot doch lernen und bedenken möge und auch davon mich bessern, daß doch des Stehlens, Raubens, Schindens, Veruntreuens, Unrechts weniger werde und in Kürze durch den jüngsten Tag, da aller Heiligen und Kreaturen Gebet hindringet (Röm. 8, 10 ff.), gar ein Ende werde. Amen.

Gemeinde: Du sollst nicht stehlen Geld noch Gut, / nicht wuchern jemands Schweiß und Blut, / du sollst auftun dein milde Hand / den Armen in deinem Land. Kyrieleis.

Lit.: Das achte Gebot: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten".

Das lehret erstlich uns wahrhaftig unter'nander sein und allerlei Lügen und Verleumden meiden, gern das beste von andern reden und hören, und ist

---

1) Ehrlichen 2) durchs Recht schützt 3) durch Absperren schützt
4) dem Henker 5) ihn verkürzt

damit unserm Ruf und Unschuld eine Mauer und Schutz gestiftet wider böse Mäuler und falsche Zungen. Welche auch Gott nicht ungestraft läßt, wie von anderen Geboten gesagt.

Des sollen wir ihm danken, für beides, die Lehre und Schutz, die er uns so gnädiglich hiemit gibt.

Und zum dritten beichten und Gnade begehren, daß wir unser Lebtag so undankbar und sündlich zugebracht haben mit Lügen, falschen, bösen Mäulern wider unsern Nächsten, dem wir doch schuldig sind Rettung aller seiner Ehre und Unschuld, wie wirs selbst gern hätten.

Zum vierten bitten wir um Hilfe, solch Gebot hinfort zu halten und um eine heilsame Zunge etc.

Gemeinde: Du sollst kein falscher Zeuge sein, / nicht lügen auf den Nächsten dein, / sein Unschuld sollst auch retten du / und seine Schand decken zu. Kyrieleis.

Lit.: Das neunte und zehnte Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist."

Das lehret uns erstlich, daß wir mit keinem Schein des Rechtes unseres Nächsten Güter und was sein ist, ihm abspannen*), abwenden, abdringen sollen, sondern helfen, daß ers behalten möge wie wirs selbst gern wollten, daß es uns geschehe. Und ist auch ein Schutz wider die spitzen Fündlein und Ränke der Weltweisen, die doch auch ihre Strafe zuletzt kriegen.

Zum andern sollen wir dafür danken.

Zum dritten unsere Sünde beichten mit Reu und Leid. Zum vierten bitten um Hilfe und Stärke, fromm zu werden und solch Gottes Gebot zu halten.

Gemeinde: Du sollst deins Nächsten Weib und Haus / begehren nicht noch etwas draus, / du sollst ihm wünschen alles Gut, / wie dir dein Herz selber tut. Kyrieleis.

Lit.: Das sind die zehn Gebot vierfältig gehandelt, nämlich als ein Lehrbüchlein, als ein Gesangbüchlein, als ein Beichtbüchlein, als

---

*) = abspanen, (Span = Mutterbrust), ablocken, abspenstig machen

ein Betbüchlein. Hieraus soll ja ein Herz zu sich selbst kommen und warm werden zum Gebet. Aber siehe zu, daß du es nicht alles oder zu viel für dich nehmest, damit der Geist nicht müde werde. Item, ein gut Gebet soll nicht lang sein, auch nicht lange aufgezogen werden, sondern oft und hitzig sein. Ist genug, wenn du ein Stück oder ein halbes kannst kriegen, daran du in deinem Herzen ein Feuerlein kannst aufschlagen. Nun, das wird und muß der Geist geben und weiter lehren im Herzen, wenn es also mit Gottes Wort gereimet und geledigt von fremden Geschäften und Gedanken.

Gemeinde: Das helf uns der Herr Jesus Christ, / der unser Mittler worden ist: / Es ist mit unserm Tun verlorn, / verdienen doch eitel Zorn. Kyrieleis.

Bücherschau

Greifswalder Studien zur Lutherforschung und neuzeitlichen Geistesgeschichte. Verlag de Gruyter u. Co. Berlin-Leipzig. Heft 1. Johannes Luther: Johannes Luther, des Reformators ältester Sohn. 28 S. 1930. RM. 2.—.

Das erste Heft der von der Greifswalder Gelehrten Gesellschaft für Lutherforschung und neuzeitliche Geistesgeschichte herausgegebenen Studien bringt aus der Feder des gleichnamigen Forschers aus Luthers Stamm eine auf sorgsamer Quellenbenutzung beruhende Studie über Luthers ältesten Sohn. Die Lutherbiographien haben dessen Leben mit kurzen Nachrichten naturgemäß nur streifen können. Darüber hinaus erhebt Johannes Luther aus den Quellen viele neue Züge zu reizvollem Einblick in Jugend wie Lebensgestaltung des schon mit 49 Jahren verstorbenen Juristen unter des Reformators Söhnen. Der frühzeitig — schon mit 7 Jahren — immatrikulierte Professorensohn weckt das Interesse der Freunde Luthers, ihm widmen sie Bücher, ihn möchten sie erziehen. Interessant für das Maß völkischer Bildung, das die Reformation einsetzte, ist, daß sowohl Melanchthon wie Johannes Stigelius in Gedichten an den jungen Johannes ihm die Vaterlandsliebe eines Arminius zum Vorbild hinstellen. Schon mit 12 Jahren beteiligte sich der akademische Bürger als Opponent an einer juristischen Doktorpromotion über eine kirchenrechtliche These, wenige Jahre später vertrat er in einer theologischen Promotion die These, daß die großen Heiden nicht Erben des von Christus verheißenen ewigen Lebens seien, da sonst die heidnischen Religionen dem Christentum gleichgesetzt würden. Vom Vater zum Theologen bestimmt, wird er doch — seiner Neigung entsprechend — Jurist, nach dem Tode der Mutter tritt er in den Dienst der Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Aus seiner

kurzen Ehe mit Elisabeth Creutziger, der Witwe des Eislebener Rektors Andreas Kegel, entstammte eine Tochter, die kinderlos starb. Mit ihr starb also die Nachkommenschaft Johannes Luthers aus, und alle Versuche, männliche Nachkommen nachzuweisen, werden von dem Forscher in den Bereich der Fabel verwiesen. Seine amtliche Tätigkeit als Secretarius des Herzogs führte ihn nach Weimar und dann nach Gotha, bis daß Johann Friedrich in Gefangenschaft abgeführt wurde. Schon vorher hatte er seinem Rat einen zeitlich nicht bemessenen Urlaub gegeben. Luther untersucht die Nachrichten über die Tätigkeit Johannes Luthers an den Höfen Preußens, Brandenburgs und der pommerschen Herzöge. Er stellt fest, daß sie urkundlich nicht belegbar sind. Der Rektor der Königsberger Universität sagte im Nekrolog für seinen dort frühverstorbenen Verwandten: „Er war ein frommer, kluger, gelehrter, ehrenfester und tüchtiger Mann." K.

Heft 6. Reinhold Seeberg: Die religiösen Grundgedanken des jungen Luther und ihr Verhältnis zu dem Ockamismus und der deutschen Mystik. 36 S. 1935. RM. 2.70.

Seeberg geht davon aus, daß Genialität nicht Einspännertum ist, sondern die tiefsten geistigen Motive des Lebens des Zeitalters intuitiv aufnimmt. So wenig Luther zum Ockamisten gestempelt werden dürfe (Denifle), so sicher Leugnung seiner dauernden Beziehung zur Mystik falsch sei (A. Ritschl), so sehr habe unter Anregung von der einen wie der anderen Richtung Luther eine Gedankenwelt von tiefster Eigenart aufgebaut. Diese Anregung weist Seeberg am jungen Luther auf mit dem richtigen Bemerken, daß alle geistigen Motive und Mittel, welche der junge Luther angewendet hat, von bleibender Bedeutung für seine spätere Lehre gewesen sind. Seeberg zeichnet zunächst die Problematik der Zeit, wie sie sich aus dem Beieinandersein der ockamistischen und der mystischen Tendenzen ergab. Bei der deutschen Mystik läßt er die ekstatischen Züge, philosophischen Spekulationen und asketischen Übersteigerungen als unwesentlich zurücktreten gegenüber dem Weg der Nachfolge Christi und dessen in Empfinden, Erfahren und Erleben glaubensmäßiger Aneignung. Ein Hinweis auf die Verbindung von Ockamismus und Mystik bei Nikolaus von Cues soll die zeitgenössische Kraft dieser Kombination erhärten. Freilich erbringen dann Seebergs Ausführungen keineswegs den Nachweis einer solchen Kombination ockamistischer und mystischer Tendenzen bei Luther. Die Kombination läuft auf eine Antithese hinaus und der Unterschiede im Gottesgedanken, in der Sündenlehre, der Kreuzestheologie, der Rechtfertigungslehre sind weit mehr als der Zusammenhänge. Seeberg stellt selbst als Ergebnis Anregungen fest, aber keine Abhängigkeit. Mit Recht hebt Seeberg am Schlusse der Untersuchung heraus, daß Luthers Lehrgebäude auf den Fundamenten des Paulus ruhe. Er will den Einbruch eines anderen Stiles an zwei Stellen beobachten: „Es ist der durchgeführte revolutionäre Gottesbegriff mit der Kontingenz und anderen Konsequenzen. Es ist sodann der religiöse Transzendentalismus des Glaubensgedankens mit seinen Folgen für das Wirken der Gnade. Ersteres weist deutlich den Stil Ockams auf, letzteres erinnert unverkennbar an den mystischen Stil." Aber Seeberg hebt diese These selbst wieder auf, wenn er dann

fortfährt, daß diese beiden großen Einbrüche eines fremden Stiles die Eigenart der paulinischen Gedanken nur desto schärfer fort- und ausführen. Luther hat also in Auseinandersetzung mit Ockamismus und Mystik dem Zeugnis des Paulus die Ehre gegeben, damit aber eben nicht in dieses Zeugnis einen fremden Einbruch übernommen. Seeberg hat m. E. trotz aller Neigung, Luther gleichzeitig als den Erfüller der Zeit und Ideen aufzuweisen, den Gegensatz Luthers zu den zeitgenössischen Theologien selbst aufs stärkste herausarbeiten müssen. Das würde noch stärker in Erscheinung getreten sein, wenn Seeberg nicht immer wieder sich bemühte, gemeinsame philosophische Formeln für Luther und seine Zeitgenossen zu finden, die doch Luther nach meinem Dafürhalten nicht gerecht werden. So wenn Luthers und der Mystiker Glaubensbegriff als religiöser Transzententalismus beschrieben werden. Dieser gemeinsame Begriff besagt gar nichts, wenn Seeberg doch von Luther sagen muß, bei ihm wäre die Sache „strenger religiös" konzentriert. Luther selbst würde ein weniger streng religiöses Verständnis als ein ungläubiges bezeichnen. Von da aus würde ich die von Seeberg aufgeworfene Frage nach einer Beziehung zu dem philosophischen Idealismus auch negativ beantworten. Ähnlich begründet ist die Unterscheidung zwischen Luther und Ockam bei Seeberg darin, daß die Fähigkeit geschichtlichen Denkens bei Luther weit tiefer gewesen sei als bei Ockam. Seeberg sieht nämlich die Bedeutung Christi wesentlich als die einer „historischen Persönlichkeit". Die Offenbarung in Jesus Christus kommt als überempirische Empirie von Gott vollendend hinzu zu der empirischen Beobachtung seines Wirkens in Natur und allgemeiner Geschichte. Diese Formulierung von einer doppelten Offenbarung — verhängnisvoll geworden im Ringen der Gegenwart — widerspricht Luthers Offenbarungsbegriff. Außer Christus gibt es für Luther keine Offenbarung. Denn auch Natur und Geschichte können nur als Offenbarung Gottes anerkannt werden in Christo, durch welchen sie geschaffen sind. Ebensowenig scheint mir Seebergs Formulierung der Theologie Luthers, eher der Schleiermachers zu entsprechen, daß die Erkenntnis der Gottesgnade auf die fortwährende Liebesenergie einer historischen Persönlichkeit begründet sei, die als fortwährend zu allen Zeiten die Menschen durchdringe und von ihnen empirisch durchlebt wird. Die Gegenwart Christi in Wort und Geist und die Geschichte dieser seiner Wirkungen auf Erden ist von der Nachwirkung historischer Persönlichkeiten völlig verschieden. Damit hängt zusammen die Darstellung der Rechtfertigungslehre Luthers bei Seeberg. Durch Christus ist die Sündenvergebung historisch geworden, d. h. die Gnade ist zu positiver Erneuerung der Menschheit eine sich frei verwirklichende Lebensbewegung geworden. Seeberg legt dabei den Ton darauf, daß bei aller Passivität gegenüber dem Gottesakte die „selbstgewollte Aktivität" des Menschen nicht zu kurz komme. Seeberg verteidigt selbst seine Deutung der Rechtfertigungslehre Luthers gegen den Vorwurf, daß in ihr die Vergebung der Sünden zu kurz komme. Wie mir scheint, nicht erfolgreich. Denn er führt nur an, daß die Voraussetzung des ganzen Gnadenwerkes Christi die Bereitschaft Gottes zur Vergebung der Sünden sei. Das innere Erleben der Gnade lasse den Sünder zugleich Vergebung seiner Sünde empfinden. Luther hat aber umgekehrt gefolgert: Nicht „Wo Gnade ist, da ist auch Vergebung der Sünden". Gegenüber dem inneren Erleben, dem Fühlen, war Luther aufs äußerste mißtrauisch. Er hielt sich wider sein Fühlen an die fides, den

Glauben, der ihm in Christus Vergebung der Sünden zeigte. Und wenn er wider sein eigenes Empfinden der Vergebung in Christus gewiß geworden war, erfuhr er es: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Auf diesem Wege wird das Anliegen Seebergs die Rechtfertigung aus dem rein Gedanklichen zu entnehmen, wirklich erfüllt, während Seebergs Darstellung eines Ausgleichs zwischen objektivem Urteil und subjektiver Verwirklichung Luthers Lehre wieder in einen Subjektivismus umdeutet, der dem strengen Primat des alleinigen Gnadenhandelns Gottes mit dem Sünder nicht entspricht. R.

Heft 7. Carl Stange: Luthers Gedanken über die Todesfurcht. 1932. 90 S. RM. 5.85.

Verfasser begründet vorbemerkend seine Form der Luther-Deutung. Einem lexikographischen Verfahren des Sammelns einzelner Stellen aus seinen Schriften stellt er das biographische entgegen, das er in der Analyse seiner Schriften handhabt. Friedlich hält er auch diese nicht für zulänglich, sondern interpretiert sie wiederum autobiographisch, weil jede Deutung des inneren Lebens eines anderen ein Maß des Persönlichen an sich trage. Dementsprechend trägt auch diese Darstellung das Gepräge Stangescher Systematik, gewonnen aus der Analyse mehrerer Lutherschriften, die die Frage des Todes behandeln. Nach einer Einleitung über die Bedeutung des Todesgedankens (Gottes Gericht ist in unserem Gewissen und im Tode gegenwärtig), werden die drei Erscheinungsformen des Todes aufgezeigt: Tod der Tiere (ohne Todesfurcht), Tod der Heiden (Störung des Lebens), Tod der Christen (Zorn Gottes). Dadurch wird das Lebensgefühl entscheidend bestimmt: Der christliche Glaube empfindet die Zusammengehörigkeit von Sünde und Tod. In beiden kommt aber die Herrschaft des Teufels zum Ausdruck. Die Begriffe Sünde, Tod und Teufel sind die drei Grundbegriffe der Weltanschauung Luthers. Ihre Einheit wird anschauliche Erfahrung in der Todesstunde. Das ist das Erlebnis der Hölle. Stange legt Wert darauf, daß die Hölle nur ein persönliches Erlebnis des Menschen sein könne, nicht ein vom persönlichen Erleben des Menschen getrennter Tatbestand, der unabhängig vom Menschen da ist und mit dem der Mensch dann erst durch einen Urteilsspruch Gottes in Verbindung gebracht würde. Die Ewigkeit der Höllenpein sei von Luther nicht mythologisch gemeint, sondern sei eine psychologische Erklärung von der Ewigkeit des Schmerzes. Ewig sei gleich endgültig. Tod und Hölle sind Steigerungsformen der Sünde, in denen der im Zusammenhang des irdischen Lebens nachweisbare Tatbestand der Sündenherrschaft zum Ausdruck komme. Stange lehnt die Meinung ab, daß es sich dabei für Luther bloß um subjektive Erlebnisse handele. Die Pein auf Erden habe im Jenseits ihre Parallele. Die Erfahrung des Zornes Gottes auf Erden ist nicht ohne Offenbarung möglich. Man kann hier fragen, ob bei der mit Recht erfolgenden Betonung des engen Zusammenhanges zwischen geschichtlich-irdischem Leben und der jenseitigen Welt der Vollendung die Erkenntnisquelle nicht doch verlagert ist aus dem Objektiven der Offenbarung in das Subjektive der Pein-Erfahrung. Nur weil Gottes Offenbarung uns die Hölle bezeugt, wird uns die Erfahrung der Pein hier auf Erden zur Höllenstrafe. Stange ordnet diese Gedanken der Heilslehre

Luthers so ein, daß er der Predigt des Todes durch das Gesetz die Predigt des Evangeliums als untrennbar damit verbunden gesellt. Das Evangelium verheißt gerade den zum Tode Verurteilten das Leben. Nicht im Sinne eines Philosophierens, sondern der Lebensaneignung durchs Gebet. Es verbindet die ernste Auffassung des Todes mit der Zuversicht zum Leben. Das Wesen Gottes als des lebendigen begründet beides: Furcht vor seinem Zorngericht im Tode und Zuflucht zu seiner Lebensspendung. Spuren des lebendigen Gottes in der Welt sind die Aufeinanderfolge der Geschlechter, und die Vergänglichkeit des irdischen Lebens als Hindeutung auf das Leben nach dem Tode. Das Wissen um den Zorn Gottes braucht uns nicht zu erschrecken, wenn wir uns dennoch nicht der Verzweiflung hingeben und den Gedanken von unserer Verworfenheit den Kampf ansagen im Vertrauen auf Gott. In drei Stufen gelangen wir so von der Verständnislosigkeit gegenüber dem Todesschicksal über die Todesfurcht zur Gewißheit der Barmherzigkeit Gottes und damit des ewigen Lebens. Dieses ist 1. ein Leben „nach" diesem Leben, 2. ein Leben von „anderer" Art als dieses Leben, 3. ein Leben „des Zorns oder der Gnade". ad 1. Das „Nachher" des ewigen Lebens verliert seine zeitliche Bedeutung und wird zu einem „Außerhalb" und „Darüberhinaus" gegenüber der irdischen zeitlichen Welt und dem leiblichen Leben. ad 2. Das gegenwärtige und das ewige Leben verhalten sich wie Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Verderben und Heil. ad 3. Das ewige Heil ist verborgen im ewigen Verderben. Das aus der Sündenerkenntnis entspringende Gebet zu Gott ist eine verhüllte Weissagung auf den kommenden Christus. Der Übergang vom Tode in das Leben vollzieht sich inwendig in uns. Vom Endzustand nach Ablauf der Welt ist keine Rede. Am Mittelpunkt der christlichen Heilsgedanken liegt Luther jede Spekulation über das dereinstige Schicksal der Gottlosen fern. Deren Schicksal sei schon in der Welt des gegenwärtigen Lebens entschieden. Ihr Leben geht mit der Welt unter. Der Glaube an die ewige Pein der Gottlosen sei ein in das Jenseits übertragener Manichäismus. Erkenntnis des Zornes Gottes gibt es nicht in der Hölle, sondern nur im Zusammenhang des irdischen Lebens. Das ganze Heilswerk Gottes vollzieht sich in den Herzen der Menschen. Auch im Hinblick auf die vollendete Offenbarung Gottes in seiner Herrlichkeit denke Luther nicht zuletzt an den Zustand im Jenseits nach Ablauf dieser Welt. Seine Aussagen über das ewige Leben seien vielmehr Ausdruck der gegenwärtigen Erfahrung und kleideten sich erst folgeweise in das Gewand der Hoffnung. Alle Aussagen, die sich auf das Schicksal im Jenseits bezögen, seien unanschaulich und berührten das unmittelbare Interesse der Frömmigkeit nicht.

Stange faßt schließlich zusammen: Indem Luther die Gotteserkenntnis ganz in den Zusammenhang des geschichtlichen Lebens eingliedert, sprengt er den Rahmen der antik-mittelalterlichen Weltanschauung, soweit sie Jenseits und Diesseits als zwei von einander getrennte Erfahrungsgebiete auffaßt. Die Begriffe Himmel und Hölle seien zu Stadien in der Entstehungsgeschichte des ewigen Lebens im Menschen geworden. In diesem Sinne greifen sie über den zeitlichen Wechsel des irdischen Lebens hinaus, indem sie die Endgültigkeit des durch Gott in uns gewirkten Lebens ausdrücken. Die der antik-mittelalterlichen Weltanschauung eigentümliche Scheidung des Zorns und der Gnade ist eine Trübung des christlichen Gottesgedankens: sie ist nur ein Ausdruck dafür, daß eine einheitliche Erkennt-

nis des Wesens Gottes unmöglich ist. Aber indem Luther die Erkenntnis des Zornes Gottes zur ersten Stufe der Heilserkenntnis macht, bringe er zum Ausdruck, daß es nicht ein unvernünftiger Zufall, sondern im Wesen Gottes begründet ist, wenn wir in einer Welt der Sünde und des Todes leben: nur wenn wir die Todeswürdigkeit alles Lebens ohne Gott erkannt haben, sind wir imstande, das Leben zu sehen, das er um seiner Liebe willen uns schenken will. Deshalb ist das Leben Gottes, d. h. das ewige Leben, erst dann wirklich erkannt, wenn es als ein „zweifaches" Leben, nämlich als ein Leben des Zornes oder der Gnade, erkannt ist.

Stanges Gegensatz gegen ein statisches Verständnis von Himmel und Hölle, Gnade und Zorn hat ihn Luther deuten lassen nach Seiten der psychologischen Verinnerlichung und Stufenfolge. Aus der Statik zweier getrennter Welten sind Stadien eines einheitlichen und gottgewollten Heilsweges geworden. Wir möchten nur andeuten, daß wir mit dem verehrten Verfasser diese Deutung Luthers so nicht vollziehen können. Luther kennt keine andere gewisse Erfahrung als die mit dem Wort Gottes. Das Wort aber erschließt die Welt Gottes nach seinem Willen und Ziel als ein Unumstößliches. Nur sofern ich mich ihr einordne, erfahre ich etwas von Gott. Das Subjektive meiner Erfahrung ist also ganz und gar am Objektiven der Offenbarung ausgerichtet. Dabei ist alles geschichtliche Erleben nicht in sich verständlich, sondern steht unter dem eschatologischen Vorzeichen. Die Zuordnung des Todes zur Eschatologie ist bei Luther aufs stärkste ausgeprägt, von da aus bekommt die Todesfurcht erst ihre ganze Tiefe. Unter der eschatologischen Betrachtung weicht auch die statische Begrifflichkeit von Himmel und Hölle der dynamischen Lebendigkeit, ohne den Entscheidungscharakter ihrer Scheidung an psychologische Entwicklungsstufen abzugeben. Diese Gedanken Luthers würden stärker hervortreten, wenn das autobiographische Verfahren des Verfassers stärker hinter einem biographischen zurückträte. D. h. sein mit Recht betonter und durchgeführter Grundsatz der Analyse der Lutherschriften müßte unter ausdrücklicher Würdigung der Schriften aus ihrer verschiedenen zeitlichen, polemischen, erbaulichen, exegetischen Veranlassung in historisch-kritischer Weise erfolgen, um dann daraus die positive Darstellung der Gedanken Luthers zu erheben. K.

Heft 8. Johannes Luther: Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen. 1933. 41 S. RM. 2.80.

Der Forscher faßt das Ergebnis seiner in beständiger Auseinandersetzung mit der Literatur und sorgsamer Belegung durch die Quellen geführten Untersuchung so zusammen: „Luther hat seine lateinischen 95 Thesen zuerst für eine der damals üblichen Freitagszusammenkünfte im engsten Gelehrtenkreise der Wittenberger Theologen aufgestellt. Für diesen Zweck waren sie „bloßlich geschrieben". Das Ergebnis dieser Besprechung hat ihn offenbar nicht befriedigt, und so faßte er den Entschluß, am Allerheiligenfeste, dem 1. November 1517, öffentlich über sie zu disputieren, hielt aber diese Absicht selbst vor seinen nächsten Freunden geheim. Dem Brauche gemäß, aber auch um die Teilnahme an dieser öffentlichen Disputation weiteren Kreisen, auch außerhalb Wittenbergs, zu ermöglichen, ließ er die Thesen vorher drucken, und zwar aus Gründen der Geheimhaltung nicht in

Wittenberg, sondern in Leipzig, und dort in der leistungsfähigen Druckerei von Melchior Lotther. Hat er sie aber vorher drucken lassen, so hat er sie sicher auch in dieser gedruckten Form, nicht handschriftlich, an das Portal der Schloßkirche angeschlagen. Gleichzeitig oder doch in nicht später Folge ließ er seinen Sermon von dem Ablaß und Gnade ausgehen, der die Grundgedanken der 95 lateinischen Thesen zusammenfaßte, und durch diesen erst sind seine Angriffe gegen den Ablaß so schnell verbreitet, daß sie „schier in vierzehn Tagen" ganz Deutschland durchliefen." Zu ergänzen wäre bei der Aufführung der wenigen Plakatdrucke der Thesen, daß eines von den drei erhaltenen Exemplaren des Druckes B, das der St.-Michaels-Kirchenbibliothek zu Zeitz, in den Sammlungen der Lutherhalle zu Wittenberg ausgestellt ist. K.

Heft 9. Johannes Luther: Legenden um Luther. 1933. 49 S.

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß die volkstümlichsten Worte und Taten der Großen der Geschichte legendären Ursprunges sind. Das ist auch bei Luther der Fall. Der Greifswalder Bibliotheksdirektor geht in diesem Heft in der bei ihm selbstverständlichen gewissenhaften und umsichtigen Prüfung zwei angeblichen Luther-Worten und dem Tintenfleck auf der Wartburg nach. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen." Jedes deutsche Kind lernt dieses Wort als das Schlußwort von Luthers Bekenntnis vor Kaiser und Reich. Luthers eigene Niederschrift in lateinischer Form, in den Acta Wormaciae, abgedruckt, kennt nur die Fassung: Gott helf mir. Amen. Viele Abschriften, Drucke und Übersetzungen, die hierauf zurückgehen, bringen den gleich kurzen Text. Eine Ausnahme machen nur drei Wittenberger Drucke, ein lateinischer und zwei deutsche, die die längere Form bieten: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich. Gott helf mir. Amen." Natürlich ist es auffallend, daß gerade in Wittenberg herausgekommene Drucke die längere Form bringen. Eine Beeinflussung durch Luther selbst läßt sich nicht nachweisen. J. Luther meint, sie ließe sich nicht einmal wahrscheinlich machen, wenn er auch zugibt, daß Luther möglicherweise später die längere Form wenigstens gebilligt habe. Dem Verfasser scheint die Annahme unfraglich, daß Luther in Worms tatsächlich nur die kürzere Form gesprochen hat. Freilich ist diese Annahme mit zwei Schwierigkeiten belastet: 1. Wer oder was die Veranlassung zu der Wittenbergischen Form des Lutherwortes gegeben hat, bleibt unerklärlich. 2. Während die Wittenberger Fassung einheitlich überliefert ist, liegt die kürzere Form in verschiedenen Fassungen vor: In Luthers Niederschrift: „Gott helf mir. Amen", in einem Berichte Peutingers: „Gott komm mir zu Hilf", in den Wormser Drucken: „Das helf mir Gott." Verfasser sieht in den drei Fassungen verschiedene Übersetzungen der alten lateinischen Eidesformel: Deus adjuvet me, mit der Luther seine innerste Überzeugung beschwor. — Wie dem auch sei, die längere Form der Wittenberger Überlieferung bringt Luthers Haltung in so echter und prägnanter Form zum Ausdruck, daß sie gleichsam das Symbol seines ganzen Auftretens in Worms geworden ist und sich so dem Volksempfinden unauslöschlich eingeprägt hat. Anders steht es mit dem Reim: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Seit der Wandsbecker Bote um 1775 ihn auf Luther zurück-

führte, wurde er allgemein unter seinem Namen geführt. J. Luther weist nun nicht nur den Inhalt des Sinnspruches nach, sondern auch die Form des Reimes: „Gesang, Leben lang" in Jost Ammans Kartenspielbuch von 1588. Es steht ihm fest, daß der Reimspruch bereits im 16. Jahrhundert vorhanden war, daß aber der Reformator an ihm selbst unschuldig ist. —

Tintenflecke an der Wand, hervorgerufen durch einen Wurf Luthers mit dem Tintenfaß nach dem Teufel, werden für die Wartburg, die Coburg, Wittenberg und Eisleben in späterer Zeit bezeugt. Luthers eigene Aussagen berichten von Störungen durch den Teufel auf der Wartburg, die ihn veranlaßten, zu Bett zu gehen. Von einem Wurf mit dem Tintenfaß berichtet er selbst nichts, ebensowenig die ältesten Biographien. Die erste derartige Nachricht bringt erst die Meriansche Länderbeschreibung von Obersachsen von 1650. Nach einem Bericht von 1698 soll der Teufel das Faß nach Luther geworfen haben. Johannes Luther weist nun diese Fassung als die ältere Form der Sage nach, wie sie für Wittenberg schon 1591 von einem früheren Wittenberger Studenten bezeugt wird. Gerade diese Form aber bekundet den legendären Charakter des Ganzen. K.

Biblia / das ist / die gantze Heilige Schrifft Deudsch. Martin Luther, Wittemberg, 1534. Faksimile-Ausgabe in 2 Bänden in A. Foersters Verlag, Leipzig 1934. In Ganzleder RM. 60.—, in Ganzleinen RM. 46.—.

Daß Foersters Verlag in Leipzig eine Faksimile-Ausgabe der ersten lutherischen Gesamtbibel von 1534 herausbringt, muß als ein wichtiges und wertvolles Stück des Bibel-Jubiläums begrüßt werden. Gewiß kann echtes evangelisches Gedenken an die Vollendung der Bibelübersetzung nur darin seinen letzten Sinn haben, daß unserem Volke wieder wirklich lebendig werde das Buch der Bücher, das durch Luthers Übertragung das Wort Gottes in deutschem Sprachgeist in einzigartiger Verschmelzung darbietet. Aber eben solchem Lebendigmachen dient auch die Anschauung der Buch-, Druck- und Bildgestalt, in der dieses Buch erstmalig erschienen ist. Denn diese Gestalt hat im Laufe von vier Jahrhunderten Veränderungen erfahren, die keineswegs bloß technischer Art sind, sondern Merkmale einer veränderten Auffassung der Bibel überhaupt, und zwar einer solchen, die vom Lebendigmachen des Wortes zu seiner Erstarrung geführt hat. Luthers Bibel aber bezeugt bereits in ihrer äußeren Gestalt, daß es ihm bei seinem Übersetzen um das lebendige Gotteswort ging.

Die Monumentalität der Ausgabe hebt das Buch der Bücher aus der sonstigen Literatur als ein Besonderes heraus: „Was ist's, daß man viel Bücher macht und doch außer dem rechten Hauptbuch bleibet?" Das Druckbild macht es eindrücklich, daß für Luther die Bibel kein Lesebuch war, sondern ein Höre-Buch. Die einzelnen Seiten zeigen die Gestalt von Proklamationen. So druckt man heute sonst nur noch Aufrufe, die schon in der Anordnung von Überschrift und Abschnittsgliederung durchs Auge aufs Ohr einprägsam werden sollen. Hier ist Verkündigung, die gehört werden soll.

Die Druckgestalt wendet sich nicht an das verstandesmäßige Lesen und Grübeln der Theologen und Dogmatiker, sondern sie ist die Unterlage für die gesprochene Botschaft,

die im Glauben aufgenommen werden soll. Die Sprachgewalt ist Sprechgestalt. Hier ist noch keine Verseinteilung, die den Fluß der Rede auseinanderreißt. Hier kommt noch der „Klangleib" der Sätze und Abschnitte zu seinem Recht, der im Rhythmus lebendigen Sprechens schwingt. Hier gibt es noch keine Interpunktion, die die Sätze grammatisch gliedert; die Zeichen, die gesetzt sind, sind Vortragszeichen, Kennzeichen der Atempausen, die für die richtige Wiedergabe der Satzmelodie wichtig sind. Sie sind zugleich hervorragende Hilfsmittel der Betonung, Erklärung des Sinnes, der Deutung des Inhaltes. Pfarrer und Lehrer können mehr daraus lernen als aus manchem Kommentar.

Und wie dienen die Titelbilder der einzelnen Bücher und die Anschauungsbilder zu einzelnen Geschichten dem Lebendigmachen des Inhaltes. Da sind Holzschnitte darunter, die in ihrer schlichten Größe und Eindringlichkeit bis heute von keiner anderen Bilderbibel übertroffen sind. Es weht der starke Sturmgeist der Reformation durch sie. Wie wird hier Gottes Geschichte gleichzeitig gemacht, hineingestellt in deutsches Land mit Weiden und Wäldern, Burgen und Städten, Stuben und Ställen, Bauern und Landsknechten, Ratsherren und Königen. Wie wird hier das christliche Verständnis des Alten Testaments anschaulich gemacht, wenn etwa Moses und David auf den Gekreuzigten weisen, der prophetischen Predigt im Vordergrunde die neutestamentliche Erfüllung durch Christus im Hintergrunde gesellt wird. Hier wird uns deutlicher als durch viele Flugschriften, warum und in welchem Sinne das Alte Testament zur Bibel gehört: „Die ganze Schrift ist um des Sohnes willen."

So ist diese Faksimile-Ausgabe nicht nur von kulturhistorischem und kirchengeschichtlichem Interesse als Denkmal deutscher und kirchlicher Vergangenheit. Sie kann geradezu ein Mahnwerk werden zur rechten Gestalt und zum rechten Gebrauch der Lutherbibel in der Gegenwart. K.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuslerstraße 3
L. 1, D.-A. 2400 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alb. Lempp, München
Druck: Buchdruckerei Albert Sighart, Fürstenfeldbruck

Martin Luther: Tote und lebendige Buchstaben

Aus Luthers Predigt in Wittenberg am 13. Sonntag n. Trin. 1535 über 2. Kor. 3, 1—3. WA. XLI 411 f.*)

S. Paulus beginnt in diesem dritten Kapitel des 2. Briefes an die Korinther und sagt: Er begehre von den Korinthern keinen Lobbrief weder von andern an sie noch von ihnen an andere. Und bei Erwähnung von Briefen kommt er in die Buchstaben und redet abenteuerlich wie sonst nirgend in der Schrift. Wir begehren nicht, spricht er, Briefe und Siegel, dadurch wir möchten bei andern Kirchen angesehen werden und die Leute verführen. Wie es auch uns geschieht, wenn wir Briefe geben. So ging es ihm auch. Wir begehren nicht Briefe wie die andern. Aus diesem Anlaß spinnet er eine Ursache und sagt: „Ihr seid mein Brief", d. h.: Wir bedürfen nicht eurer Briefe, weil ihr seid unser Brief, den wir geschrieben haben. Wie? Nicht mit Tinte und Tusche, nicht auf Papier oder Tafeln von Stein. Sondern euer Herz ist das Papier, wir sind die Schreiber, Tinte ist der heilige Geist. Wunderlicher Ausspruch! Wir Apostel begehren nicht Briefe, sondern ihr wißt, daß ihr unser Brief seid. Euer fleischern Herz ist unser Brief. Nicht ein steinern Brief wie der des Moses, der seine zehen Gebote auf steinern Tafeln geschrieben, sondern in weiche Herzen. Und vieles begreifen diese Worte, darüber ich jetzt nicht reden kann. So redet auch die Schrift und Mose. 5. Mose 6, 6: Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen." Und im Propheten Jeremia spricht Gott: „Ich will mein Gesetz in ihren Sinn geben und in ihr Herz will ich sie schreiben." So ist unser Herz Brief, Tafel, Buch, darein geschrieben wird das Wort, das da gepredigt wird und wird gestiftet durch den heiligen Geist. „Wir Apostel sind die Schreiber. Euer Herz ist die Tafel, der heilige Geist die Tinte." Wir sind nicht die Tinte, sondern Er. So sagen wir zu den Kindern: Was ich sage, bewahre in deinem Herzen, wenn man einem ein Ding feste befiehlt. So haben wir wie auf einer Tafel geschrieben durch das Wort mit dem heiligen Geist in eurem Herzen. Wie steht es geschrieben im Herzen? „Glaube an Jesum Christum . . ." Das haben wir ausgerichtet, das Büchlein geschrieben

*) Lesung bei der Morgenfeier der Dichtertagung in Wittenberg vor dem 13. Trin.-Sonntage.

ins Herz, daß ihr glaubt an Gott den Vater und den Sohn in Ewigkeit. Schrift heißt, was Er ins Herz schreibt durch den heiligen Geist, das ist Schrift, Briefe schreiben. Das sind lebendige Buchstaben, d. h. Worte nicht mit Tinte oder Kreide gemalt, sondern lebendige Gedanken, Flammen und Bewegungen des Herzens.

Von diesem Brief und Schreiben kommt er zum Preis des Wortes und vergleicht Mosi Brief. Es war kein Leben draus, blieb eine tote Schrift und die Menschen taten nur dagegen. Daher war es ein toter Buchstabe und eine steinerne Tafel. Aber uns ist ein fein Täfelchen gegeben, d. i. euer Herz, und diese Inschrift steht in lebendigen Buchstaben, die nicht ruhen, sondern leuchten mit Gott loben, danken, predigen und gute Werke tun. Aus diesen Worten bricht er nun aus und preist das Amt des Wortes, des Evangeliums. Es sind sehr finstere Worte, daß unser Herz sei ein Buch, darin der heilige Geist schreibt durch das Apostolat, das bedeutet doch Vertrauen gegen Gott, Friede, Freude und geistliche Regungen.

Das ist wider die Schwärmer gesagt, denen es damals so wie heute träumte, daß ein jeder in den Winkel krieche und harre auf seine Gedanken. So werfen sie das mündliche Wort weg. So gab es auch damals solche, die lehrten, man solle nicht in die Kirche gehen. Es muß sein: Geist, Geist! Wissen viel, was heiliger Geist ist und woher er kommt! Er kommt nicht ohne das äußerliche Wort. Hier wird gesagt, daß durch unser Amt kommt der heilige Geist. Er kommt nicht in die Herzen, es sei denn durchs Hören oder Lesen des Wortes. Durch uns wird der Brief zugerichtet. Die steinernen Tafeln waren auch Gottes Buch, aber sie blieben tot; aber ihr seid der lebendige Brief, der durch uns wird. Nur so kommt der heilige Geist.

Zum evangelischen Gottesdienst

Heraufkunft der alten Formen

Von Otto Brües, Köln

Gewandeltes Bild und Bildnis.

In der Lutherhalle zu Wittenberg bewahrt man die Reste der Kanzel auf, von der aus der Reformator in der Stadtkirche gepredigt hat: unscheinbares, roh ausgeschnitztes Holz, ein nicht eben tiefer Kelch, von dem der Betrachter

kaum anzunehmen wagt, daß er die Gestalt Luthers getragen hat. Denn der war, wenn auch kein Riese, von breiter, mächtiger Statur — und der bescheidene Umfang dieser Kanzel läßt einen erstaunen. Es ist übrigens nicht das einzige Mal in dieser Stadt; die Wirkung, die von ihr ausging, eine Weltwirkung, gleichviel, von wo aus man sie werte, drückt sich im Bild Wittenbergs nicht aus: es ist auch heute eine Kleinstadt — und das ist gewiß kein Zufall. Denn Martin Luther wollte mancherlei, mancherlei auch, was er mit echter Demut von der Mutterkirche übernahm, die er verließ; eines wollte der Reformator niemals: Repräsentanz. Und es zeugt noch nach vierhundert Jahren für seinen Geist, daß in der Hauptstadt seines Wirkens zwar ein bescheidenes, baldachingeschmücktes Denkmal steht, aber kein „monumentales"; daß die Stätten des Lutherlebens mit Andacht und Treue gepflegt, nicht aber wesentlich erweitert und übersteigert worden sind.

Wer über die Elbe sich der Lutherstadt nähert, der sieht sie gewiß anders, als ein Wanderbursche um 1520 sie sah; aber die Bauten, die damals den Schattenriß Wittenbergs kennzeichneten, tun es auch noch heute: das Schloß und seine Kirche am einen, Augustinerkloster und Lutherhaus am andern Ende und die zweitürmige Stadtkirche in der Mitte. Der alte Dreiklang ist ungestört — und auch manch andre Sitte hat sich noch erhalten: Nicht ohne Rührung hört man am Sonntag den Gesang der Kurrendeknaben, kleiner, lieber Wichtlein in Barett und Talar, wie deren einer Martin Luther gewesen ist. Aber auch in der Lutherstadt wandelt sich die Zeit; das beweist der Sang der jungen Männer vom Arbeitsdienst, die in der Frühe des Morgens, den Spaten geschultert, mit neuen Liedern hinausmarschieren. Daß sich das geistige Bild Martin Luthers in den vier Jahrhunderten seit der Reformation immer wieder gewandelt hat, kann man an den Bildnissen ablesen, die in der Lutherhalle gesammelt sind. Schon zu Luthers Lebzeiten hat es sich verändert: Gegen die Bildnisse des jungen, glühenden, stehen die des alten, enttäuschten Reformators. Der junge mit dem lodernden Blick, den strengen, durchgearbeiteten Zügen und dem weichen, feingeformten Mund ist anders als der alte mit den schwammigen Kinnbacken, den kleinen, zurückgesunkenen Augen und den verkniffenen Lippen. Das ist kein Unterschied des Alters nur, wie er natürlich wäre, und der jugendlichen Frische und der Altersschwäche . . ., darüber hinaus ist es der Unterschied zwischen einem, der den Kampf gegen

eine Welt auf sich nahm, weil er seiner und seiner Freunde sicher war, und einem, der die halbe Welt erobert hatte, aber ganz einsam dastand; am meisten nicht von den Gegnern, sondern von den treuesten Freunden mißverstanden.

Wenn so schon die Bildnisse des lebenden Luther voneinander abweichen — wie dann erst die, die nach seinem Tode aus der Phantasie der Menschen geformt wurden. Da gibt es einen Luther der Aufklärung, dessen Bild sich so ansieht, als ob kein faustischer Mensch, sondern der Famulus Wagner gemalt wäre, einen schulmeisterlichen Luther, der ein tüchtiger Philologe zu sein scheint, aber nichts mehr, kein wortgewaltiger und von Gott angesprochener Mensch. Da gibt es einen pietistischen und romantischen Luther, der am besten auf dem Gemälde zu schauen ist, das den Reformator und die Seinen unterm Weihnachtsbaum zeigt —, zwar war der damals noch gar nicht in kursächsischen Landen bekannt, und allerdings gehört Häuslichkeit und Heimseligkeit zum Wesen Luthers: aber darin das Wesentliche sehen, heißt ihn verkennen.

Nun gehört es zu dieser Sache, daß die neuern Arbeiten, in denen versucht wird, Luthers Wirken künstlerisch zu erfassen, wieder ganz anders sind — sie drücken einen völligen Wandel des geistigen Lutherbildes aus. Schon die Reihe der Radierungen, die Louis Corinth dem Stoff widmete, künden den Umbruch an; er faßt die Gestalt elementar auf, als einen Menschen mit seinem Widerspruch; und was er aus dem Lutherleben macht, ist eine leidenschaftliche Ballade. Das war auf dem Gebiet der bildenden Kunst der Durchstoß; er wurde fortan weitergetragen bis etwa zu der Lutherbüste Karl Trumpfs, die den von seinem Auftrag besessenen, den von Widersprüchen zerrissenen, vor Gott sich verworfen dünkenden, den blutenden Luther zeigt —, und nichts mehr vom Magister, nichts mehr vom Hausvater Luther. Was steht hinter solch einer Büste?

Der Umbruch von der Vergötzung der Naturwissenschaft und von der Enge eines historischen Materialismus zu dem Suchen der gegenwärtigen Zeitstunde hat sich in der protestantischen Theologie genau so vollzogen wie auf allen andern Gebieten geistigen Ringens; ja, hier wohl noch früher und stärker als anderswo, da ja die Theologie den Ehrgeiz und die Aufgabe hat, sich an den ganzen Menschen vom Scheitel zur Sohle zu wenden. Es war eine Revolution, das Wort in seinem Ursinn verstanden, ein revolvere, zurückwälzen; Luther wurde, nachdem sein Bild lange zugeschüttet war, wieder entdeckt und

sein Bild von allen Zutaten und Fälschungen gereinigt. An diesem Werk sind viele Theologen beteiligt; aber daß die Entdeckung nicht allein sie anging, merkten die Theologen an den Arbeiten der Nichttheologen. Das Drama: Propheten von Hanns Johst stellte einen andern Luther hin als den des durchschnittlichen Lutherbuches fürs Haus, wieder den seiner Sündenlast bewußten, aber unverdrossenen Mann, und Rudolf Thiels, eines Naturwissenschaftlers, Lutherbuch war voller Entdeckungen, die die Theologie zwar nicht vergessen, aber bereits wieder in Schubfächern geordnet und damit „unschädlich" gemacht hatte, unschädlich für Behagen und Gemütlichkeit der Wohnstube. Und dennoch dürften sich die Theologen, die seit anderthalb Jahrzehnten um einen erneuerten, um den alten Luther kämpften, dieser Bücher freuen; in ihnen ging eine Saat auf, die sie selbst gesät hatten.

Fragen über Fragen.

Dieser Luther darf nicht der Luther der Theologen sein; keiner weiß das besser, als die Theologen selbst. Ein Zeichen dafür ist es, daß die Gelehrten und Geistlichen der Luther-Gesellschaft sich nun schon im zweiten Jahr mit einer Reihe von Dichtern, dazu Musikern und Baumeistern, zusammenfanden; diese Sätze versuchen, die Geschehnisse der Tagung festzuhalten. Geschehnisse, so muß man wohl sagen, obwohl es sich nur um die Aussprache von Gedanken handelte — und von Lösungen kann man erst recht nicht sprechen; sie ergeben sich nicht im Handumdrehen, es ist schon ein Ergebnis, wenn sich einiges im Menschen „löst".

Man unterhielt sich, man handelte ab über den lutherischen Gottesdienst [1]) — liegt es doch im Sinne einer erneuerten Luther-Gestalt, mitten hinein in die Dinge zu gehen. Und da ist es nur folgerichtig, wenn die Theologen der Luther-Gesellschaft — freilich nicht ohne Ohr und Sinn für den andersgearteten Gottesdienst des reformierten und unierten Bekenntnisses — mit Leidenschaft zwar der Predigt im Gottesdienst gaben, was ihr zukommt, aber die Wiedereinführung des Abendmahls für den allsonntäglichen Gottesdienst forderten. Kein Wort Gottes ohne Sakrament — aus dieser Forderung ergaben sich die andern von selbst: daß es gegenüber solchem Gottesdienst kein Belieben geben

---

[1]) Vgl. Vortrag von D. Knolle S. 129 ff.

dürfe; daß der Besuch der Kirche dann zwar nicht erzwungen, aber geboten sei; und daß das Sakrament den Gebrauch des Wortes vor „magischem und spiritualistischem Mechanismus" bewahre. So soll aber auch das Wort in dem Gottesdienst vor der Willkür bewahrt sein, und zwar durch seine liturgische Gestalt . . ., nur sei eben die Liturgie kein „Kunstwerk". Was für das Wort gilt, gilt auch für die Kirchenmusik; eine wortgebundene Musik, die sich dem Gang des Ganzen unterzuordnen habe. Und was für den einzelnen Sonntagsgottesdienst gilt, gelte auch für das Kirchenjahr; an der Gestalt und der Sendung Christi ausgerichtet, binde es den Reigen der Gottesdienste in ein atmendes Ganzes.

Luther selbst hat aber sein Leben lang um Klarheit über den Gottesdienst gerungen [2]) — einmal entwarf er einen weiträumigen Plan, der alle Anhänger des Protestantismus in den Gottesdienst hineinholte; später, nach seinen Enttäuschungen und Verzichten, eine Gottesdienstordnung, die nur für die Ergriffenen, die Bekenner, gedacht war, für die also, die Ernst machten. Das tat er, als er gegen Bildersturm und nicht vorhandene Freiheit durch seinen Fürsten in der Kirche Ordnung schaffen ließ. Aber wenn es nur eine Kirche für die Ernsthaften gibt — wer sind vor Gott die Ernsthaften? Der Mensch, der darüber urteilen will, muß zum Pharisäer werden. Verhält sich selbst Luther zur Gottesdienstordnung zwiespältig, was folgert daraus? Daß der evangelische Mensch heute sich nicht zu schämen braucht, wenn er sich an solchen Gegensätzlichkeiten zerreibt.

Nun richten sich viele Einwände heute gegen die Predigt [3]) und vor allem den Prediger, der immer wieder das Wort ergreifen und es so entwerten muß. Er eilt vom Begräbnis zur Taufe, von der Taufe zu einer Hochzeit, und Sonntags gar von einer Kirche zur andern. Da ist es recht und billig, wenn der Theologe gegenüber der Kritik des Laien einmal die Not seiner Predigt anders enthüllt; wobei er voraussetzen muß, daß die Notwendigkeit der Predigt nicht bezweifelt wird, es gäbe ja keine christliche Kirche, wenn Christus nicht gepredigt hätte! Obzwar es eine große Gemeinde gibt, die keine Predigt-, aber eine Bibelgemeinde ist.

---

2) Aus der Aussprache nach Dr. Rudolf Thiel.

3) Vortrag von D. Althaus, s. S. 142 ff. D. Vf. hielt dazu ein Korreferat, das z. T. im Eckart 1935 S. 439 ff. unter der Überschrift „Laiengedanken zur Predigt" abgedruckt ist.

Die Not des Predigers — eine unentrinnbare Not — ergibt sich aus folgenden Spannungen: Die Predigt legt das Wort der Schrift aus, ordnet sich ihm also unter, und ist doch ganz Bekenntnis des Predigers; der Prediger hat nicht seine Erfahrung kundzutun und kann doch nur aus Erfahrung verkündigen. Sodann spricht er von einer geschehenen Geschichte, der Heilsgeschichte, und doch gibt es nach Kierkegaard eine „Gleichzeitigkeit der Bibel mit jedem Geschlechte". Dieses Geschehen wirkt aus den Worten des Predigers um so stärker, je treuer er es aus seinen geschichtlichen Voraussetzungen entfaltet; und doch ist die Predigt ohne Wirkung, wenn sie nicht mitten in diese unsre Zeit und Wirklichkeit trifft. Endlich: die Predigt verkündigt nur den Einen (das ist ihre Enge), aber diesen Einen allen (das ist ihre Weite). Und nun kommt als letzte Not noch hinzu, daß es wohl Zeiten gibt, in denen Gott schweigt . . ., das entbindet den Pfarrer aber nicht von seinem Predigtamt, aber in der Not keimt auch bereits das Glück des Predigers.

Neben der Not des Predigers gibt es auch eine des Kirchenmusikers, des Organisten, der nicht mehr die singende und musizierende Gemeinde Luthers vor sich hat. Selbst das Lied Luthers, der nicht dichten, sondern im Liede das Evangelium für den Gottesdienst deutlicher machen wollte, erobert sich doch allmählich wieder die ihm zukommende Stelle; wundervolle Schätze des Kirchenliedes [4]), Gedichte der Ringwald, Heermann und Gellert, die aus den Gesangbüchern verschwunden waren, steigen langsam wieder ans Licht; die Sangeskultur des lutherischen und nachlutherischen Jahrhunderts ist erloschen; die Gottesdienstordnung für Lied und Chor sind zu willkürlich, Gemeinde, Chor und Prediger wirken im liturgischen Aufbau noch nicht wieder überall ineinander; auch hier ein Zustand der Schwäche, aus dem das wunderbare Vorbild froher, musikerfüllter Christenmenschen hinausführen wird [5]). Und das alles

---

[4]) Vortrag v. Dr. Rud. Alex. Schröder über „Das deutsche Kirchenlied", abgedruckt in „Neue Rundschau", Nov. 1935, und in R. A. Schröder „Dichtung und Dichter der Kirche", Eckart-Verlag 1935. Dieses schöne Büchlein wie eine weitere Reihe „Meister des Kirchenliedes" dürfen auch als feine Frucht der Wittenberger Tagung angesehen werden. Die Erste Folge in jener Reihe wird eröffnet mit „Johann Heermanns frohe Botschaft", ausgewählt und herausgegeben von R. A. Schröder. Besprechung folgt.

[5]) Vortrag v. Universitätsmusikdirektor Kempf-Erlangen: Das evangelische Kirchenlied.

trifft auch den Kirchenbau[6]): reines Bewahren und pflegsames Anwenden überkommener Formen erzeugt noch nicht die neuen, mit uns gewachsenen. Wo die Pfarrer und die Gemeinde sich noch nicht einig sind, ob der Rundbau entstehen soll, in dem die Gemeinde sich selbst erlebt und darstellt, oder der gerichtete Bau, in dem die Gemeinde auf den Pfarrer, der Pfarrer am Altar auf die Gemeinde zustrebt, da fehlt dem Baumeister noch der festumrissene Auftrag, den er braucht. Demgegenüber sind die Fragen des Stils zweitrangig, nur wäre zu sagen, daß die Großstadtgemeinde unsrer Zeit gewiß einen andern Kirchenraum braucht als andre Gemeinden früherer Tage.

Jenseits des Begreifens.

Alle diese Gedanken, die sich mit dem Gottesdienst in der Kirche Martin Luthers befassen und wie sie in einer hier nur angedeuteten Weise auf einer solchen Tagung in reicher Weise ausgesprochen werden, können nicht die Frage zudecken: warum trotz mancher Not und Bedrängnis der einzelnen in der Gemeinde vereinigten Menschen die Kirchen noch nicht gefüllt sind und manchmal leer stehen. Gegenüber der Ehrlichkeit, diese Frage nackt und klar auszusprechen, erhebt sich sofort ein Einwand, den Rudolf Alexander Schröder in einem seiner geistlichen Gedichte ausgedrückt hat, und zwar in zwei schlichten Versen, wert der großen Überlieferung des evangelischen Kirchenliedes, die der Dichter so gut kennt und so hoch preist:

Begreife, wer begreifen kann.
Ich lieg im Staub und bete an.

So gewiß diese beiden Zeilen ein Gefühl ausdrücken, ein „von einer Empfindung volles Herz", wie Goethes Maßstab für das lyrische Gedicht lautet, so gewiß verbirgt sich auch in ihnen eine Summe echter, erlebter und also lutherischer Theologie. Begreife, wer begreifen kann: das heißt doch wohl, daß der Dichter dem, der es will und muß, zu begreifen überläßt, was eben doch zuletzt außerhalb aller Begriffe und Erfahrungen liegt; jedenfalls verzichtet er selbst darauf, begreifen zu wollen, was doch nicht begriffen werden kann. Denn erst hinter dem Verzicht auf das Begreifbare und Begriffliche beginnt der Glaube . . . wiewohl die Glaubenskraft nicht darauf verzichten wird, das, was noch

---

[6]) Vortrag von Lic. Thulin: Der evangelische Kirchenbau mit Aussprache-Beiträgen von Prof. Bartning-Berlin, Prof. Bestelmeyer-München, Oberbaurat Brunke-Hamburg.

begriffen werden kann, zu begreifen. Aber das: „Ich lieg' im Staub und bete an" beginnt dahinter, darüber, darunter. Hier ist die Stelle, wo die lutherische, die evangelische Kirche (und wohl die christliche Kirche überhaupt) alle Sorgen um Wort und Sakrament, um Predigt und Kirchenmusik, die ja Ausdruck einer tiefern Sache sind, selbst begrenzen muß. Denn wenn sie mit dem Einsatz ihrer Kräfte tut, was sie kann, (und mehr kann keiner und keines), so muß sie erwarten, daß die getauften Menschen sich um sie bemühen. „Gott kann man nicht begreifen", sagt Luther in seinen Tischpredigten, „und man fühlt ihn doch." „Der Mangel, daß wir Gott in solchen Werken nicht erkennen" (und eines dieser Werke ist doch wohl die Kirche), „ist am Schöpfer nicht; daß er wollte, daß solches für unsre Augen sollt verborgen sein. Nein, der Fehl ist an ihm nicht, sondern an uns."

Lutherischer Gottesdienst

Von Theodor Knolle, Hamburg.

Der Begriff „protestantischer Gottesdienst" löst weithin keine kräftige Vorstellung mehr aus und versetzt schon darum viele in eine gewisse Abwehrhaltung des Unbehagens. Er hat keine rechte Gestalt mehr, er ist schemenhaft geworden, wenn nicht gespensterhaft. Er scheint nur noch vom Protest gegen den katholischen Gottesdienst zu leben und diese Protesthaltung ist ja freilich eine sehr dünne Lebensluft, in der einem der Atem ausgeht.

Der katholische Gottesdienst ist Meßgottesdienst. Er hat das Wunder der Wandlung der Elemente in die Königsgestalt Christi zu seinem Kernstück; alles andere: Zeit und Ort, Weihrauch und Lichter, Gewänder und Farben, Kniebeugen und Kreuzschlagen, Gebete und Gesänge, Priestermurmeln und Chorjauchzen: das alles ist wie im Hofzeremoniell festgeprägt, wie die Gestalt des Königshofes von der alles beherrschenden Königsgestalt. Es ist falsch, im sinnfälligen Gestalten dramatischen Spiels schon die Anziehungs- und Einbildungskraft der Römischen Messe suchen zu wollen. Was dieser Gestaltung das einheitlich-belebende Band gibt, ist die dramatische Vergegenwärtigung, daß dies heilige Spiel Ernst wird, Ernst im Gestaltwerden des himmlischen Christus im irdischen Element.

Und nun der protestantische Gottesdienst: Er ist nicht mehr Messe. Das Kernstück der Römischen Messe, die Abendmahlsfeier, ist zumeist herausgelöst aus dem sonntäglichen Gottesdienst, zu einem Anhang oder zu einer selbständigen Feier geworden, zu einer Kasualie, einer Gelegenheitshandlung wie Trauung und Begräbnis, von regelmäßigen Kirchgängern einmal im Jahre besucht, von vielen Protestanten fast immer gemieden. Für den Begriff des Gottesdienstes trägt dieses Urstück christlichen Gottesdienstes nichts mehr bei. Mit dem Ausfall der gewandelten Königsgestalt fällt das ganze Königszeremoniell mit all seinen Verpflichtungen. Die Fahne der Freiheit ist aufgezogen. Frei steht der Besuch. Grundsätzlich freigegeben erscheint alle Gestaltung. Eine gewisse Ordnung wird beibehalten, aber es ist wie die Ordnung unter Übriggebliebenem, Ordnung des Umgruppierens und des Auswählens, Ordnung alter Pietät und neuer Sinngebung. Und was bleibt an festen, unveräußerlichen Bestandteilen? Goethe sagte: „Etwas Predigt und etwas Gesang". Von dem übrigen meint er: das entbehre „der Fülle und Konsequenz", m. a. W. der Gestalt. „Etwas" Predigt und „etwas" Gesang — auch dieser feste Restbestand wird in Goethes abschätzigem Wort als gestaltlos empfunden. Das „Etwas" nimmt beiden Elementen des Gottesdienstes den gestaltenden Charakter, der von ihnen etwa ausgehen könnte.

Ist das Allgemeinempfinden bis heute über diesen wenig ermutigenden Eindruck hinausgekommen? Ich glaube nicht, daß im Wesentlichen ein Umschwung eingetreten ist. Man kann natürlich darauf hinweisen, daß Goethes Ausspruch auf Eindrücken beruht, die einer Zeit des größten liturgischen Tiefstandes evangelischen Gottesdienstes entstammen. Pietismus und Rationalismus hatten fast alle alten Bestände der Liturgie verwirtschaftet. In Hamburg z. B. gab es tatsächlich keinerlei Altardienst mehr. Die Gemeinde sang drei Lieder hintereinander, der Geistliche erschien auf der Kanzel, predigte, segnete von dort und nach einem Schlußgesang war der Sonntagsgottesdienst beendet. Etwas Predigt und Gesang! Und dieses Beides nun auch in rationalistischer Umfärbung und Verwässerung! Man muß es sich immer gegenwärtig halten, daß die Beziehungslosigkeit unserer klassischen Dichter zu Kirchgang und Gottesdienst aus dieser tiefsten äußeren und inneren Verödung der Kirche stammen. Von ihnen aber ist die Bildung des 19. Jahrhunderts bestimmt. Nun sind freilich die Wellen liturgischer Bewegung über den Gottes-

dienst im 19. Jahrhundert dahingegangen: Um die Mitte die romantische Repristination altlutherischer Gestalt im Neuluthertum der Löhe, Petri, Kliefoth. Am Ende die ästhetische Komposition künstlerisch-einwandfreier Gottesdienste unter Herausstellung des Musikalischen bei „maßvollem Zurücktreten der Predigt". Im 20. Jahrhundert Versuche von kultischen Neubauten auf psychologischer Grundlage: Einheit der Gedanken, geordnete Stufenfolge, Abwechslung, heiliges Schweigen. Das neuerwachte Symboldenken machte den Gottesdienst zur Gleichnishandlung, die das Ewige in der Zeit transparent machen sollte. Die einen machten aus der gottesdienstlichen Not eine Tugend: die Gestalt der Messe muß nicht nur halb oder dreiviertel, sondern ganz verlassen werden. Dann erst gibt es echte, evangelische Gestalt. Die andern machten aus der römischen Tugend eine evangelische Not: die Hochkirchler kopierten die Römische Messe bis in alle Einzelheiten und meinten, nun erst habe der Gottesdienst wieder Gestalt, die einzige, die er überhaupt haben könne. Ich sehe nicht, daß sich mit all diesen Mitteln viel geändert hat, und glaube nicht, daß man mit reformerischer Gestaltung die Gestalt evangelischen Gottesdienstes zurückgewinnen kann. Aber ich glaube allerdings, daß der Entscheidungskampf, in dem die lutherische Kirche steht, sie wieder zur echten Gestalt ihres Gottesdienstes drängen wird, weil nur diese Gestalt Verheißung des Lebens hat.

Denn allerdings: die lutherische Kirche hat eine echte Gestalt des Gottesdienstes. Ich rede jetzt von der lutherischen Kirche und von lutherischem Gottesdienst. Denn die protestantische Mischgestalt des 19. Jahrhunderts war Gestaltverwischung. Das gottesdienstliche Gepräge trägt Bekenntnischarakter so gut in der reformierten wie in der lutherischen Kirche. Beide haben durchaus verschiedenes gottesdienstliches Gepräge. Wir haben es hier mit dem lutherischen Typ zu tun. Er muß möglichst rein und klar heraustreten, soll er bestehen oder zu neuer Geltung kommen. Es geht mir dabei nicht um formale Repristination, die hilft nicht im Ernst der Zeit. Es geht mir um den echten lutherischen Ansatz, aus dem heraus heute eine neue Gestalt entstehen kann. Und es geht mir um diesen lutherischen Ansatz, weil ich glaube, daß in ihm der objektive Gehalt des Gottesdienstes gewahrt ist, die allem gottesdienstlichen Gestalten erst die Gottesgestalt gibt.

Die Gottesgestalt! Wir kennen nur eine: Jesus Christus! In Ihm hat Gott Erdengestalt gewonnen. „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewge Gut." Und dieser Christus hat seiner Gemeinde verheißen, daß Er immer wieder in ihr Gestalt gewinnen will. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Ja, die Gemeinde ist nichts anderes als die Gestaltwerdung Christi. Gewiß übergreift diese Gestaltwerdung der Gemeinde den Raum des gottesdienstlichen Lebens, aber dieses muß doch gewiß zu allererst der Morphologie Christi unterstehen. So geht es im Gottesdienst um das Gestaltwerden Christi. Seine Gestaltung muß von der Gestalt Christi beherrscht werden. Hier steht Luther in einer Linie mit der Römischen Messe gegen alle Schwärmer und Spiritualisten, die nicht an eine Verleiblichung Christi in seiner Gemeinde glauben, sondern meinen, ihr Herz in einen idealen Himmel zu Christi Thron hinaufschicken zu müssen. Christus ist der, der vom Himmelsthron herabstieg und Fleisch wurde. Das gilt von seiner geschichtlichen Erscheinung wie von seinem täglichen Wiederkommen bis hin zur Wiederkunft am Ende der Tage. Er nimmt Gestalt an. Wer den Geist gegen die Gestalt ausspielt, darf sich nicht auf Luther berufen. Für Luther ist Geist immer nur in einer Gestalt wirklich. Hier liegt sein tiefster Gegensatz gegen die Mystik. Die Entgröbung, das Trachten nach dem ungeschaffenen Licht ist nicht der Weg des Gottesgeistes. Der führt gerade in die Fleischwerdung, das Eingehen der Erlösergestalt in die Schöpfungsgestalt. Freilich, hier setzt nun auch der große Widerspruch Luthers gegen die Römische Messe ein. Sie will die Schöpfungsgestalt in die Erlösungsgestalt wandeln, die Königsgestalt gegenwärtig machen. Die Gottesgestalt in der Knechtsgestalt kann nicht erschaut werden, sie ist nur dem Glauben zugänglich. Diese Knechtsgestalt aber, unter der der Herr seiner Gemeinde sein königliches Kommen verheißen hat, ist nur durch eine Doppelbezeichnung auszudrücken, die jedoch eine Einheit meint: Wort und Sakrament. Im Wort kommt Christus und im Sakrament kommt Christus. Wort und Sakrament sind keine Summe, sondern bedingen sich gegenseitig als Organe der gleichen Gestaltwerdung. Sie sind darum bei der Gestaltung des Gottesdienstes nicht voneinander zu lösen, sondern aufs engste aufeinander zu beziehen. Das Wort muß sakramental und das Sakrament muß vom Wort her gestaltet werden. Es war also nicht bloß pädagogisch-konservativer Anschluß an das Gegebene

und Gewohnte, wenn Luther die Meßform des Gottesdienstes beibehielt. Es war der grundsätzliche Ansatz des Gottesdienstes überhaupt: das Gestaltwerden Christi zielt auf die Sakramentsfeier. Gewiß gewinnt er im Wort Gestalt, aber wie Christus das Wort Gottes, die Offenbarung seines gnädigen Willens wurde so, daß in ihm Wortverkündigung und Kreuzestat beieinander waren, so sind Wortgottesdienst und Sakramentsgottesdienst grundsätzlich eine Einheit. Daß Luther der Wortverkündigung in der Predigt wieder den gebührenden Raum gab, war von der Morphologie des lehrenden Christus bestimmt; er verstieß aber nicht gegen die Morphologie des sakramentalen Christus, indem er deswegen das Sakrament zurückstellte. In der Ordnung des Gottesdienstes bei Luther ist die Sakramentsfeier fester und selbstverständlicher Bestandteil, von der Gemeinde auch so begangen. Mit der Loslösung der regelmäßigen Abendmahlsfeier aus dem Hauptgottesdienst hat die Abendmahlsentwöhnung eingesetzt, die durch jede Reform des Abendmahls in selbständigen Feiern nur um so stärker wurde. Die Verselbständigung aber des Predigtgottesdienstes hat dessen Besuch keineswegs gehoben, vielmehr die gottesdienstliche Gewöhnung weithin gänzlich zerstört. Hamanns Verhalten zum Gottesdienst vermag hier ein besonderes Licht auf den vorliegenden Zusammenhang zu werfen. Er läuft einmal mitten aus der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl weg, weil er die geistlose Geschwätzigkeit des Predigers nicht mit anhören konnte. Acht Tage später aber geht er wieder in dieselbe Kirche, um den zweiten Teil, die eigentliche Eucharistie, nachzuholen. Und schreibt: „Es lohnt sich immer noch, in des Herrn Haus zu gehen und den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen." Es lohnt sich für ihn, weil das Abendmahl da war, dem auch ein unfähiger Geistlicher nichts anhaben konnte. Brot und Wein sind ihm die Kennzeichen des Christentums. So geht er häufig und regelmäßig zur Kirche und zum Abendmahl [1]).

An der Stellung zum Abendmahl hängt die Gestalt des lutherischen Gottesdienstes. Denn in der Abendmahlsfeier sieht Luther den gottgestifteten Gottesdienst. Im Sermon vom Neuen Testament 1520 schreibt er: „Christus, daß er nicht Ursache den Sekten und Zerteilungen fürderhin gebe, hat nicht mehr denn eine Weise oder Gesetz eingesetzt seinem ganzen Volk, das

---

1) Vgl. F. Blanke Hamann und Luther, Luther-Jahrbuch 1928 S. 28 ff.

ist die heilige Messe. . . . Daß nun hinfürder keine andere äußerliche Weise sollt sein Gott zu dienen denn die Messe. Und wo die geübt wird, da ist der rechte Gottesdienst." Hier ist, wie er 1530 schreibt, nicht Menschenerfindung, sondern die Stiftung und Aufrichtung Christi aus Gottes seines Vaters Willen und Befehl. Darum nennt er auch den Sakramentsgottesdienst „Gottes gnädige und väterliche Ordnung, für uns Menschen gestiftet". Die Autorität der Gottesordnung selbst kommt dem heiligen Abendmahl zu. Darum ist sie der Gottesdienst im eigentlichen Sinne, und zwar als Gesetz, äußerliche Weise, Gestalt, die normgebend und kernbildend für den Gottesdienst überhaupt ist. Alles übrige, was sonst noch im Gottesdienst geschieht, die ganze Wortverkündigung soll nach Luther nichts anderes als Verklärung des Altarsakraments sein.

Dies Verhältnis von Wort und Sakrament ist deutlich am Cranachaltar der Wittenberger Stadtkirche zu erkennen. Das Abendmahl Christi und seiner Jünger füllt das Mittel- und Hauptbild des Altars. Die Predigt des Gekreuzigten durch Luther ist auf der schmalen Predella dargestellt. Das Wort trägt das Sakrament, aber das Sakrament ist Ziel des Wortes. Hier bricht die volle Autorität göttlicher Setzung der gottesdienstlichen Gestalt im lutherischen Gottesdienst auf! Gegenüber diesem von Gott befohlenen Gottesdienste gibt es kein Belieben des Besuches, keine protestantische Freiheit, in die Kirche zu gehen oder es zu lassen, der Gestaltwerdung Christi anderweitig „im Geiste" zu harren. Wenn Christus gegenwärtig wird in seiner Gemeinde, heißt, sich von der Gemeinde ausschließen, diese Gegenwart verschmähen, sein Opfer und Angebot mißachten, gegen ihn Stellung nehmen. Mir scheint nichts notwendiger, als daß wir von hier aus dem Gottesdienst wieder den innerlich zwingenden Charakter zurückerobern, anstatt ihn auf die stimmungsmäßige Freiwilligkeit des einzelnen weiter zu begründen und diese dann mit Gründen der Verpflichtung gegenüber der Gemeinde zu erhöhen. Gottesdienstbesuch ist heute Entscheidung für oder wider Christus!

Zum Sakrament tritt das Wort. Das Wort erst bewahrt das Sakrament vor magischem oder mechanischem Ritualismus. Das Wort wird sogar zum Oberbegriff. Das Sakrament ist auch Wort, verbum visibile. „Christus hat das ganze Evangelium in einer kurzen Summa begriffen mit den Worten dieses Testamentes oder Sakramentes. Denn das Evangelium ist

nichts anderes denn eine Verkündigung göttlicher Gnaden und Vergebung aller Sünden, durch Christi Leiden uns gegeben" [2]). Die Sakramentsgestalt trägt Evangeliumsgestalt. Das Sakrament ist Verkündigung, Wort Gottes an uns. „Die Messe ist eingesetzt Christum zu predigen und zu loben, sein Leiden und alle seine Gnade und Wohltat zu preisen. . . . Wo die Predigt nicht hätte sollen sein, hätte er die Messe nimmermehr eingesetzt." So gehört die Predigt des Evangeliums und Preis für die Gnade nicht nur zum lutherischen Gottesdienst hinzu, sondern sie bildet unter Einschluß des Sakramentes und seiner Tiefenbeziehung die Gestalt des lutherischen Gottesdienstes. Gottes Wort in Christus soll in Predigt, Gebet, Gesang, Sakrament im Gottesdienst Gestalt gewinnen. Der Begriff des Wortes muß dabei aller logisch-intellektuellen Verflachung, ästhetisch-konventionellen Verdünnung, agitatorischen Feilheit entnommen werden. Man muß sich von ihm ergreifen lassen in der Fülle schöpferisch gestaltender Mächtigkeit, die es im Schöpfungsbericht hat: „Und Gott sprach: Es werde . . . und es geschah also." In jener Urtiefe, die der Prolog des Johannes-Evangeliums aufnimmt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott . . . und das Wort ward Fleisch". Es ist das Wort, das inkarnierte, das Gestalt gewinnt. Es hat diese Gestalt in Jesus Christus, aber auch in dem, was Christus im Befehl seines Wortes seiner Gemeinde hinterlassen hat. Im Worte handelt Gott. „Gott hat mit den Menschen niemals anders gehandelt, handelt auch noch nicht anders mit ihnen, als durch das Wort der Verheißung, der Vergebung der Sünden, die uns von Gott getan, die durch den Tod des Sohnes Gottes bestätigt worden . . . das ist der wahre Gottesdienst." (Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.) Gottesdienst ist also wirkendes, die Menschen in seinem Wort anredendes und rettendes Handeln Gottes. Luther hat in seinen 5 Predigten über 2. Kor. 3 im Jahre 1535 dies Wunder des Wortes Gottes behandelt: „Wer sollte es glauben, daß die menschliche Stimme und menschliche Vokabeln Gewalt tragen, daß Dein Herz davon lebendig wird? Das Wunder des Lebendigwerdens Gottes im Herzen, das dem Worte glaubt, geht nicht mit Kräutern oder Zauberei zu, sondern es ist eine göttliche Macht. Wenn das Kreuz und die Auferstehung Christi gepredigt werden, „plums fällt der heilige

---

2) Sermon vom Neuen Testament W. A. VI 374.

Geist herab", flugs mit Feuerflammen. Die Botschaft von der Vergebung setzt das Herz in Flammen, daß es lebt und brennt. Wer mit Worten ernstlich umgehet, mit dem soll der heilige Geist umgehen. Wenn es dein Ernst ist, ist der heilige Geist da bei dir ganz gewiß. Einst machten wir Monstranzen und setzten das heilige Sakrament darein, daß unser Herr Gott bei uns wäre. Du hast ja weit mehr. Im Worte hast Du Christum selbst als in der rechten Monstranz. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Diese Klarheit haben wir, daß Er da sein will. Sonst hätte die Kirche schon längst aufgehört. Alle Mächtigen, Weisen, Gerechten bekämpfen diesen Glauben und er bleibt doch. Gottes Wort, das uns in den Mund gelegt wird, das tuts. Denn das bringt den Geist mit und erwürgt den Teufel."

Im Gottesdienst geschieht etwas, Gott handelt, Christus gewinnt Gestalt im Glauben und besiegt den Teufel. Jeder echte Gottesdienst ist eine Schlacht, in der das Wort Gottes zu Felde liegt. „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Gott selber ist Prediger, Christus selber der Liturg. Hier ist wahrlich nicht die Gestaltlosigkeit Grundsatz, sondern das Gestaltwerden Gottes in seinem Christus ist die Verheißung, die dem Worte Gottes gegeben ist.

Das bedeutet aber zugleich Gestaltung der Gemeinde, die in diesem Worte angeredet ist. „Es soll nichts anderes im Gottesdienst geschehen, als daß unser lieber Herr selber mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang." Damit ist alles menschliche Handeln im Gottesdienst Echo, Antwort auf das Wort Gottes und zwar auf jenes zentrale, weil Leben überhaupt erst weckende Wort von der Vergebung und Rechtfertigung. Man hat wohl neuerdings (Frick) die Liturgie als „bewußten Ausdruck des Gemeindegeistes, dargestellt im geformten Wort", bezeichnet — oder auch (Allwohn) den Gottesdienst als sakramentales Kunstwerk, das die menschliche Möglichkeit für den göttlichen Offenbarungswillen schaffen solle. Dabei erhält immer der menschliche Ansatz Überbetonung. Die Liturgie ist nicht darstellendes Handeln, sondern empfangendes Handeln. Das Wort, das sie gestaltet, liegt vor. Und es trägt das Gesetz seiner Gestalt in sich. Wo im Gehorsam gegenüber diesem Wort die Liturgie gestaltet wird, wird die Antwort gleich mitgeboren und gewinnt zugleich Gestalt.

Geht es im lutherischen Gottesdienst um die Verwirklichung, Verleiblichung, Gestaltwerdung des Wortes, das Gottesgeschehen und Tat ist, so ist damit das Bemühen um die Gestalt des Wortes im Gottesdienst nicht aus-, sondern eingeschaltet. Die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes gebietet das Menschenwort, das ihm dienen soll, für die höchste Bereitschaft zu öffnen. Soll in ihm Christus Gestalt gewinnen, dann ist seine Gestalt nicht gleichgültig. Es kommt vielmehr alles darauf an, es aus der Trägheit des Statischen, des Stagnierens, des Mechanischen, des Monotonen, des Abgegriffenen und Abgeschliffenen zu erwecken. Hier ergibt sich die allerstärkste Berührung mit dem Dienst des Dichters am Wort für die Diener am Wort Gottes. Nicht im Sinne ästhetischer Kategorien, aber im Bemühen um die Tiefe, die Geladenheit, den Affekt des Wortes. In der Gestalt der Liturgie darf am wenigsten etwas Schreibe sein, hier ist alles Sprechgestalt, auf Rede, Gespräch, viva vox, leibliches Wort gestellt. Wer den Klangleib des Wortes und Satzes mißachtet, kann in ihm nicht das Gefäß des Gotteswortes darbieten. Das Neue Testament, die Lutherbibel sind sprachschöpferisch. Die Lesungen sind das Schmerzenskind unserer Gottesdienste. Wie fahren sie zumeist an den Ohren der Hörer vorüber! Und sollen doch als Gottes Wort im Herzen ergreifen. Sie dürfen nicht Vorlesung oder gar „Ver"-Lesung, sie müssen Verlebendigung und darum er-lesen sein. Das fordert vom Liturgen die gleiche exegetisch-theologische Vorarbeit wie für die Predigt, aber auch sprachlich-klangliche Vorbereitung, soll doch Betonung und Gliederung den Inhalt deutlich machen und deuten. Selbstverständlich muß das immer in jener letzten Keuschheit geschehen, die auf die Wirkung des heiligen Geistes wartet. Die Ehrfurcht vor dem Wunder des Wortes wird in der Wortgestaltung zum Ausdruck kommen müssen.

Der Tiefenwirkung und dynamischen Entfaltung des Wortes diente bei Luther die Musik. Außer der Predigt und dem sonstigen Handeln auf der Kanzel wird in Luthers Deutscher Messe alles, mit Einschluß der Epistel und des Evangeliums, gesungen. Der Rationalismus mit seiner lehrhaften Auffassung des Wortes hat in Deutschland den musikalischen Charakter des Gottesdienstes, insbesondere den Altargesang zerstört. Reste, etwa beim Abendmahl, haben sich erhalten; im Ganzen hat der lutherische Gottesdienst heute keine einheitliche musikalische Gestalt mehr. Neuerdings wird nun auch schon

der Choral durch Sprechchöre ersetzt; die Mitwirkung des Chors beschränkt sich meist auf ein Stück, das eine für das Ganze unwesentliche „Einlage" bildet. Das hängt natürlich mit der Entwicklung unserer Musik zusammen. Der Rationalismus hat die Musik den Bindungen entnommen und selbstherrlich gemacht im Konzert. Ich brauche hier nicht auf die geistesgeschichtlichen Grundlagen der modernen Musik einzugehen, genug, daß von der Renaissance her im Formenwandel eine Wesensänderung sich vollzieht, die die Bindungen durchbricht. Diese Musik mußte sich ihrem Wesen nach von der Liturgie lösen. Phil. Em. Bach, der größte Bahnbrecher des bürgerlichen Konzerts, der Individualisierung der Musik, rühmt 1774 seinem Oratorium „Befreites Jerusalem" nach, es sei „so eingerichtet, daß es nicht just bei einer Feierlichkeit, sondern zu allen Zeiten in und außer der Kirche bloß zum Lobe Gottes, und zwar ohne Anstoß von allen christlichen Religionsverwandten aufgeführt werden kann". Die Bindung an die Liturgie, den Gottesdienst, das Bekenntnis, die Kirche ist aufgelöst. Konzertieren ist nicht mehr zweckbestimmt, dient einem anderen, nichtkirchlichen Ideenreich mit neuen Symbolen [3]). Als die rationalistische Öde überwunden ist, holt man nun aus diesem fremden Bereich Konzertstücke in den Gottesdienst. Da setzt das Mißtrauen gegen die Musik im Gottesdienst ein. Mit Recht. Musik vom Konzert hergenommen oder auch nur verstanden — wie es die Gewöhnung mit sich brachte —, ist im Gottesdienst ein Fremdkörper.

Ganz anders der lutherische Ansatz gottesdienstlicher Musik. Sie ist durchaus wortgebunden, d. h. sie hat nichts anderes in allen ihren Möglichkeiten des accentus und concentus, des choralen und figuralen, des vokalen und instrumentalen Musizierens zu sein als Dienst an der Gestaltwerdung des Wortes. Luther wußte, daß „die edle Musik nach Gottes Wort der höchste Schatz auf Erden ist. Sie regiert alle Gedanken, Sinn, Herz und Mut . . . Daher auch die lieben Väter und Propheten nicht ohn Ursach gewollt haben, daß bei der Kirchen die Musica allzeit bleiben soll".

Das affektbetonte und affektbewegende Wort ist am stärksten in der Musik spürbar. Sie ergreift die Tiefenschichten des Empfindens und lockert die Herzen auf. Darum, so sagt Luther in der Vorrede zu den Begräbnisliedern von 1542,

---

[3]) Vgl. Eberhard Greierz, Die bürgerliche Musikkultur.

habe er „die schöne Musica dem lebendigen (!) heiligen Gotteswort angezogen, dasselbe damit zu singen, zu loben und zu ehren. Daß also solcher schöner Schmuck der Musica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und seinen Christen diene, daß er gelobt und geehrt, wir aber durch sein heiliges Wort, mit süßem Gesang ins Herz geschrieben, gebessert und gestärkt werden im Glauben". Vom kurfürstlichen Sangmeister Johann Walther bis hin zum Thomaskantor J. S. Bach ist dieses Kleid der Musik für die Liturgie gewoben, in unendlichem Reichtum gesungenes und gespieltes Gotteswort, streng gebunden an Ort und Zeit der Kirche und ihres Gottesdienstes, ein Schatz, der in seiner unerhörten Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit bei strenger Wortbindung dem Gestaltwerden des lebendigen Gotteswortes durch musikalische Auslegung und Einfühlung schier unerschöpfliche Dynamik gab. Daß er ganz verschollen war, heute erst mühsam wieder gehoben wird [4]), gehört zu der großen Schuld, mit der ein Gotteserbe vertan und die Gestaltlosigkeit des Gottesdienstes mit heraufgeführt wurde.

Zu den Mitteln, die dem Worte der Liturgie Gestalt geben und es vor dem Durcheinander wie vor der Monotonie bewahren, gehört die Darbietung des Gotteswortes in der Gliederung des Kirchenjahres. Das Kirchenjahr ist ausgerichtet an der Gestalt Christi, dem Kommen des Wortes ins Fleisch, in die Epiphanie, in die Passion, in der Auferstehung, in seine Gemeinde bis ans Ende der Tage. Diese Gestaltung vom Ewigen her wird im Kreislauf des Jahres angeschaut, d. h. in der Bewegtheit unseres zeitlichen Lebens, mit mancher Verknüpfung zwischen dem Jahreslauf und der Erlösungsgestalt. Besondere Zeiten dienen dazu, die Adventsgestalt, die Weihnachtsgestalt, die Passionsgestalt, die Ostergestalt Christi und die Gestalt seines Leibes der Kirche von Pfingsten bis hin zum Ende der Tage prägnant zu machen. Jede Zeit hat nach Wort, Weise, liturgischer Farbe, Brauch ihr ganz Besonderes, Charakteristisches, das sich nun allen einzelnen Teilen des Gottesdienstes mitteilt, bei festem Gang doch immer wieder abhebend von anderen Zeiten, und darum immer wieder die Dynamik des Gestaltwerdens herausbildend. So ist dafür gesorgt, daß der Wechsel des Kirchenjahres mit

---

4) Vgl. „Das Handbuch der evangelischen Kirchenmusik", dessen Teilband „Das gesungene Gotteswort" soeben vollendet wurde. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.

all seinen Stufen und Stimmen, Tönen und Farben das Schema und damit das Schemenhafte des Gottesdienstes vermeide, andrerseits ist aber durch die Zusammenfassung von Sonntagsreihen wie durch die Wiederholung der gleichen Gestalt im immer sich erneuernden Kirchenjahre die Einprägung, oder wie die Reformatoren gern sagten, die Einübung, die Einbildung der Gestalt Christi durch den Gottesdienst gegeben.

Diese Spannung zwischen Beweglichem und Festem, zwischen Vertrautem und Überraschendem, Gewohntem und Neugegenwärtigem bestimmt auch die Struktur der gottesdienstlichen Folge. Der Gesprächscharakter des Wortes wird unterstützt dadurch, daß die Verkündigung in Wort und Antwort geteilt ist. Pastor und Gemeinde, Pastor und Chor, Pastor und Organist können an allen Teilen der Liturgie gleichberechtigten Gesprächsanteil haben. Die Gemeinde selbst kann noch untergegliedert werden in Männer, Frauen und Kinder; Chor und Gegenchor, Einzelstimmen und Instrumente können ins Gespräch gezogen werden. Nimmt man alle Formen dazu, in denen die einzelnen sprechen und singen können, so ergibt das eine unendlich mannigfaltige Ausschöpfung des Wortes. Freilich darf auf der andern Seite nicht vergessen werden, daß die meditative, betende Versenkung ins Wort der Wiederholung bedarf. Der moderne intellektuelle nüchtern verstandesmäßig eingestellte Mensch hat einen Widerwillen gegen Litanei und Gebetsformulare. Warum Wiederholung der gleichen Bitte? Als wenn Gottes Wort aufgenommen wäre, wenn es logisch verstanden ist! Wiederholung bedeutet im Gottesdienst Stoß um Stoß vordringen, bis die tiefsten Schichten des Herzens und Gewissens erreicht sind. Die Mannigfaltigkeit und Bewegtheit lebendiger Gestalt darf nie außer acht lassen, daß feste Gestalt bleiben muß, und darum die Einheit auch zu ihrem Rechte komme.

Dazu gehört, daß man das liturgische Erbgut nicht unterschätzt, sondern es über alle reformfreudige Gestaltung aus noch so richtigen liturgischen Theorien stellt. Der Gang des lutherischen Gottesdienstes ist Erbgut, aus dem Anschluß an die Römische Messe entstanden. Alles Lamentieren, daß wir eigentlich gar keine evangelische Gestalt des Gottesdienstes hätten, ist aus Konstruktion, Logik, Ästhetik, Systematik oder was weiß ich geboren, verkennt aber die Erbschicht lutherischer Liturgie, die für diese kennzeichnend ist.

Sollen Worte nicht Menschenworte bleiben, sollen sie Auffüllung aus der Ewigkeitstiefe, dem Schöpfergrund, dem Geistgehalt, der Erlösergestalt bekommen, dann müssen sie mit dem Erlebnisgut der Geschlechter verbunden sein. Es muß in ihrer Auswahl und Zusammenstellung die Erlebnisbreite der Gewöhnung von Kindheit an, ja, von den Vorvätern her mitschwingen. So hat zwar Luther die Römische Messe gereinigt und vereinfacht, damit Wortgehalt und Wortgestalt wieder in klare Erscheinung trete, aber er hat die Aufeinanderfolge der Hauptteile und viele ihrer einzelnen Stücke beibehalten. Der lutherische Gottesdienst läuft noch heute in den Spuren der Römischen Messe: Introitus, Kyrie, Gloria, Salutatio, Kollekte, Epistel, Evangelium, Credo, Sakramentsausteilung. Freilich sollte die Bezogenheit der einzelnen Teile auf das Wort Gottes im Interesse der Gestaltwerdung mehr berücksichtigt und deutlicher hervorgehoben werden.

Es gibt keine Musterform, keine geheiligte Form, keine „lutherische" Form, die das Recht hätte, sich für sakrosankt zu erklären. Es kann sein, daß die Gestalt des Gotteswortes in der äußersten Schlichtheit eher zum Ausdruck kommt, als in der reichsten Schönheit. Aber wir haben kein Recht, ein Erbe weiter liegen zu lassen, das in der Kampfzeit der lutherischen Kirche seinen Segen erwiesen hat und das keine Nation der Welt so hat wie wir. Es gibt keine gottesdienstliche Gestaltung, die dieser der lutherischen Kirche an Ehrfurcht und Dienstbarkeit gegenüber dem Wort Gottes gleichkommt. Wir können nicht repristinieren und romantisieren. Wir haben heute den Gottesdienst unter die Gestalt Christi zu stellen, aber die lutherische Gestalt wird uns immer den stärksten Ansatz zu echter gottesdienstlicher Gestalt geben.

Wir überschätzen nicht die Form des Gestaltens. Wir wissen, daß alle Gestalt dieser Zeit vergeht, wenn das Ende der Tage hereinbricht. Darum suchen wir die Gestalt, die dies Ende überdauert, die Gestalt Jesu Christi im Gottesdienste. Aber wir verlassen uns auch darauf, daß das uns anvertraute Wort und Sakrament Gottes Verheißung hat, die Endgestalt des himmlischen Gottesdienstes vorzubilden. Und darum setzen wir Fleiß und Freude daran, den Gottesdienst zu bessern und halten uns an Luthers Wort, daß Gott „den faulen und unwilligen Gottesdienst des Alten Testamentes hat fahren lassen, daß aber im Neuen Testament ein besserer Gottesdienst ist, von dem man

fröhlich und mit Lust singen und sagen soll. Wer nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß ers nicht glaubet und nicht ins neue fröhliche Testament, sondern unter das alte faule unlustige Testament gehört".

Freude an der Liturgie, am lutherischen Gottesdienst sei Bekenntnis der Freude über den, der in ihr Gestalt gewinnen will.

Die Predigt

Von Paul Althaus, Erlangen *)

Über die Bedeutung der Predigt in der Geschichte der Kirche, im Besonderen der evangelischen Kirche, ist kein Wort zu verlieren. Aber diese unleugbare Bedeutung hindert nicht, daß die Predigt heute vielen zur Frage geworden ist. Die Predigt hat ihre Zeit gehabt — hat sie sie heute noch? Hellpach, sicher ein Sprecher für viele, meint: „Die Aufgabe der evangelischen Predigt ist eine Quadratur des Kreises, ist unlösbar". Unlösbar, ja; wir nehmen das Wort auf, wir wissen von der Unlösbarkeit der Predigtaufgabe in einem viel tieferen Sinne als Hellpach: die Predigt stellt uns an die Grenze ihrer selber, von der sie zu reden hat. Man muß nur hinzufügen: die unlösbare Predigtaufgabe ist zugleich unentrinnbar, sie ist unweigerlich gestellt.

Die Aufgabe leugnen heißt die Wirklichkeit der Kirche überhaupt leugnen. Die Predigtaufgabe wird durch die Voraussetzung der Predigt unausweichlich gestellt. Die entscheidende Voraussetzung ist die, daß das Wort von jenseits der Grenze aller menschlichen Worte geredet ist, in Jesus Christus, wie ihn das Wort der Bibel bezeugt — als ein lebendiges Wort für heute, das darum heute, im Hören auf das biblische Zeugnis von Christus, zu verkünden ist. Damit stehen wir bei der Notwendigkeit der kirchlichen Predigt. Es ist wichtig, die kirchliche Predigt von der prophetischen zu unterscheiden — umsomehr, als manche Kritik der kirchlichen Predigt heimlich oder offen mit dem Maßstabe der prophetischen Verkündigung mißt. Der Prophet empfängt für eine bestimmte geschichtliche Stunde ein bestimmtes

*) Auszug aus seinem Vortrage auf der 2. Arbeitsgemeinschaft zwischen Dichtern und Theologen in Wittenberg, September 1935.

göttliches Wort des Gerichtes oder der Begnadigung, der Deutung der Stunde und Enthüllung der Zukunft. Solcher Auftrag kann auch heute noch, in der Kirche, Einzelnen von Gott gegeben werden. Aber die Kirche redet nicht nur dann, wenn Gott einen prophetischen Auftrag gibt. Ihr „Dienst am Worte" gründet darin, daß Christus alle Prophetie „erfüllt" und grundsätzlich über sie hinausgeführt hat. Die Propheten haben „ein" Wort Gottes; Jesus Christus hat das Wort, denn er ist das Wort. Seit Christus ist das Predigen ein Neues geworden: Zeugnis von ihm als dem Worte, d. h. als der Wirklichkeit des lebendig mit uns handelnden Gottes. Die Propheten werden unmittelbar durch Gott berufen; die Diener am Worte mittelbar, durch den der Kirche gegebenen und in ihr weitergegebenen Auftrag Jesu Christi.

Die Aufgabe der kirchlichen Predigt läßt sich durch folgende drei Anforderungen beschreiben, die jede in sich selbst eine Spannung umschließen: 1. der Prediger hat als Beauftragter ein fremdes Wort zu sagen, aber so, daß er sich zu ihm bekennt. 2. Die Predigt soll zeugen von einer geschehenen Geschichte, aber so, daß das Geschehene als jetzt Geschehendes in die Gegenwart des Hörers tritt. 3. Die Predigt hat nur einen Inhalt: Jesus Christus, aber sie soll von ihm reden im Wissen um die Ur-Offenbarung, von der alle Menschen herkommen.

Zu 1. Die Predigt ist wesentlich nicht Selbstdarstellung der eigenen religiösen Erfahrung, sondern Auslegung der heiligen Schrift. Denn die Predigt hat nichts anderes zu tun als den Anspruch Jesu Christi an uns Menschen weiterzugeben, der etwas anderes ist als die Stimme unserer religiösen Innerlichkeit. Sie kann diesen Anspruch bezeugen nur in Auslegung des ursprünglichen, des biblischen Zeugnisses von ihm. Aber zugleich kann der Prediger den Anspruch bezeugen nur, sofern dieser ihn selber innerlich überwunden hat zum Glauben. Wir predigen also zwar nicht unsere Erfahrung, aber wir predigen mit Erfahrung, aus Erfahrung. Wir predigen nicht unser Herz, aber von Herzen. So muß die Predigt ganz „objektiv" sein. (Luther: „Niemand soll sein eigen Tand herfürbringen, denn Gott will sein Amt unverrückt haben") und zugleich ganz „subjektiv", persönliches Bekenntnis — denn das „Objektive" ist garnicht anders da als in dieser Subjektivität.

Zu 2. Die Predigt als Auslegung der heiligen Schrift lebt von dem Vertrauen, daß das Wort der Bibel als Zeugnis von der Selbsterschließung des lebendigen Gottes mit jedem Geschlechte gleichzeitig ist. Trotz aller Verschiedenheit der Menschheit im Nacheinander der Zeitalter und im Nebeneinander der Volkstümer, Rassen, Kulturen — vor Gott ist die Menschheit eine und im Entscheidenden immer und überall sich selbst gleich. Der Mensch, mit dem es die Bibel zu tun hat, ist — in der Sprache von heute — der „ewige Mensch". Der Gott, den die Bibel bezeugt, ist der ewige Gott, der allen Geschlechtern als der eine und selbe begegnen will. Darum ist die Bibel gegenwärtig. Aber diese ihre Gegenwärtigkeit muß durch ihre historische Ungleichzeitigkeit mit uns hindurch ergriffen werden. Solche lebendige Auslegung ist die wahre Kunst der Predigt. Sie soll sich zu dem Bibelworte weder knechtisch noch emanzipiert verhalten, sondern in Sohnesfreiheit hindurch hören und hindurchzeigen auf das uns in unserer Lage geltende lebendige Wort. Sie ist wahrhaft biblisch nur, wenn sie ganz aktuell ist.

Zu 3. Die Predigt hat Christus allein zu verkündigen. Das ist ihre unerläßliche Enge. Sie verkündigt Christus in die offene Frage hinein, welche die menschliche Existenz bedeutet. Das ist ihre Weite. Der Prediger muß der menschlichen Existenz kundig sein. Er muß die Frage wissen — obgleich sie erst durch die Antwort ganz hörbar und mannigfach zurechtgestellt wird. Der Prediger muß die Frage der menschlichen Existenz in der Gestalt kennen, in der sie heute erscheint und zum Bewußtsein kommt. Er muß also nicht nur um das immer sich selbst gleiche Herz, sondern auch um die Zeit wissen. Hier hat der Prediger vieles von dem Dichter zu lernen. Die Botschaft und die Zeit müssen zu echter Begegnung kommen. Das geschieht nur, wenn die Begegnung schon in dem Prediger selbst Ereignis geworden ist.

Wir predigen in der Zuversicht, daß Gott, der Heilige Geist, unser Ringen um die Begegnung zwischen der Botschaft und dem Menschen von heute zum Mittel seines lebendigen Redens zu den Herzen machen will. Aber die Zuversicht ist keine Sicherheit. Es liegt auch hier nicht an unserem Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Es steht bei Gott, in seiner Freiheit, wann unser Wort wirksam werden soll. Das ist die Grenze der Predigt. Die Bibel weiß von Zeiten der Verstockung, der Gottverlassenheit, des Schweigens Gottes auch dann, wenn wir auf sein Geheiß zu den

Menschen reden. Dann haben wir wohl die Worte, aber das Wort Gottes versagt sich ihnen. Dann können die Menschen den Zorn und den Frieden Gottes nicht erfahren. Nicht nur das Hören der anderen, sondern auch unser Predigen kann unter dem Verhängnis stehen: es ist orthodox, korrekt, persönlich ernst, aber ohne Mächtigkeit. Wir hören deswegen nicht auf zu predigen. Aber wir predigen mit Furcht des Gottes, der Türen öffnen und zuschlagen kann. Wir predigen als die, die auf ihn warten müssen, aber auch zu ihm rufen dürfen um seinen Geist, der aus unseren Worten sein mächtiges Wort machen kann.

Ordnung des Gottesdienstes

in der Stadtpfarrkirche zu Wittenberg am Sonntag, den 8. September 1935. [1])

Gottes Wort.

Eingangswort.

Orgel: Vorspiel.

Gemeinde: Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so soll Israel sagen, wär Gott nicht mit uns diese Zeit, wir hätten müss'n verzagen [1a]), die so ein armes Häuflein sind, veracht't von soviel Menschenkind, die an uns setzen alle.

Auf uns so zornig ist ihr Sinn; wo Gott hätt das zugeben, verschlungen hätten sie uns hin mit ganzem Leib und Leben; wir wärn, als die ein Flut ersäuft und über die groß Wasser läuft und mit Gewalt verschwemmet.

Gott Lob und Dank, der nicht zugab, daß ihr Schlund uns möcht fangen. Wie ein Vogel des Stricks kommt ab, ist unsre Seel entgangen. Strick ist entzwei, und wir sind frei: des Herren Name steht uns bei, des Gotts Himmels und Erden. [2])

---

[1]) Liturg war Universitätsmusikdirektor Kempff-Erlangen, Prediger Hauptpastor D. Knolle. An der Abendmahlsfeier im Gottesdienst nahmen 140 Kommunikanten teil.

[1a]) Das Gesangbuch für die Prov. Sachsen und Anhalt, das für Wittenberg zuständig ist, schreibt in Abweichung von dem ursprünglichen, in den sonstigen Einheits-Gesangbüchern gebrachten Wortlaut: „wir müßten gar verzagen".

[2]) Alle Hauptlieder sind von Martin Luther. Hier ein Psalmlied nach Ps. 124. „Deutsche

Liturg: Unsere Hülfe steht im Namen des Herrn.
Gemeinde: Der Himmel und Erde gemacht hat.
Chor: O kommet zu mir alle die ihr mühselig seid, Alle, die ihr beladen seid, ich will euch erquicken! Heinrich Schütz.
Gemeinde: Ehr sei dem Vater und dem Sohn, dem heilgen Geist in einem Thron; der heiligen Dreifaltigkeit sei Lob und Ehr in Ewigkeit. [3])

Bußwort.

Liturg: Kyrie eleison.
Chor: Herr, erbarme dich.
Liturg: Christe eleison.
Chor: Christe, erbarme dich.
Liturg: Kyrie eleison.
Chor: Herr, erbarm dich über uns. [4])
Gemeinde: Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Rufen. Dein gnädig Ohren kehr zu mir und meiner Bitt sie öffen; denn so du willst das sehen an, was Sünd und Unrecht ist getan, wer kann, Herr, vor dir bleiben? [5])

Gnadenwort.

Liturg: Ehre sei Gott in der Höhe!
Chor: Und Fried auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! [6])
Gemeinde: Wir loben, preisn, anbeten dich; für deine Ehr wir danken, daß du, Gott Vater, ewiglich regierst ohn alles Wanken. Ganz ungemess'n

---

Messe" (D.M.): „Zum Anfang singen wir ein geistliches Lied oder einen deutschen Psalmen." Dieses Psalmlied ist ein echtes Eingangs-Lied, schließt es doch mit dem Adjutorium nostrum (Unsere Hülfe...), das auch im Vorbereitungsstück der Röm. Messe (R. M.) steht. Hier wird es im Wechselspruch zwischen Liturg und Gemeinde aufgenommen.

3) Das Kleine Gloria (Ehre sei dem Vater . . .) schließt den Introitus der R. M. ab. Hier in Choralform aus einem der vielen Eingangslieder: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.

4) Doppel-Kyrie (griech.-deutsch) Straßburger Kirchenordnung 1525, Satz von Corn. Sigefried 1608.

5) nach Ps. 130.

6) Das große Gloria wie in der R. M. mit folgendem Lobgesang, hier in der Choralform.

ist deine Macht, fort gschieht, was dein Will hat bedacht. Wohl uns des feinen Herren!

Chor: O Jesu Christ, Sohn eingebor'n deines himmlischen Vaters, Versöhner der'r, die warn verlorn, du Stiller unsers Haders; Lamm Gottes, heilger Herr und Gott, nimm an die Bitt von unsrer Not, erbarm dich unser aller!

Gemeinde: O heilger Geist, du höchstes Gut, du all'rheilsamster Tröster, vors Teufels Gwalt fortan behüt, die Jesus Christ erlöset durch große Mart'r und bittern Tod, abwend all unsern Jamm'r und Not; darauf wir uns verlassen.

Schriftwort.

Liturg: Der Herr sei mit euch!

Gemeinde: Und mit deinem Geist!

Liturg: Gebet.

Gemeinde: Amen.

Liturg: Lesung der Epistel: 2. Kor. 3, 4—11.

Chor: Heilige uns, Herr, in deiner Wahrheit, Dein Wort ist die Wahrheit. Halleluja, Halleluja.[7])

Gemeinde[8]): Die Männer: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steure deiner Feinde Mord, die Jesum Christum, deinen Sohn, wollen stürzen von deinem Thron.

Die Frauen: Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ, der du Herr aller Herren bist, beschirm dein arme Christenheit, daß sie dich lob in Ewigkeit.

Alle: Gott heilger Geist, du Tröster wert, gib dein'm Volk ein'rlei Sinn auf Erd, steh bei uns in der letzten Not, g'leit uns ins Leben aus dem Tod.

Liturg: Lesung des Evangeliums: Markus 7, 31—37.

---

7) Die ursprüngliche Form des Graduale (Stufengesangs, Psalmverse, doch schon in der Formula Missae (F. M.) höchstens zwei mit Halleluja), vom Chor auch im altluth. Gottesdienst gesungen, hebt den Schriftspruch besser von der Textlesung ab als ein Spruch im Mund des Liturgen.

8) D. M.: Auf die Epistel singt man ein deutsches Lied.

Chor: Er hat alles wohlgemacht. Die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.[9] (Satz v. Melchior Franck.)

Liturg: Lob sei Dir, o Christe.[10]

Gemeinde: Amen.

Glaubenswort.

Liturg und Gemeinde sprechen gemeinsam[11] das apostolische Glaubensbekenntnis.

Predigtwort.

Gemeinde: Ach Gott, vom Himmel sieh darein und laß dich des erbarmen! Wie wenig sind der Heilgen dein, verlassen sind wir Armen! Dein Wort man läßt nicht haben wahr, der Glaub ist auch verloschen gar bei allen Menschenkindern.

Sie lehren eitel falsche List, was eigner Witz erfindet; ihr Herz nicht eines Sinnes ist in Gottes Wort gegründet; der wählet dies, der andre das, sie trennen uns ohn alle Maß und gleißen schön von außen.

Gott woll ausrotten alle gar, die falschen Schein uns lehren; dazu ihr Zung stolz offenbar spricht: Trotz! Wer wills uns wehren? Wir haben Recht und Macht allein, was wir setzen, das gilt gemein; wer ist, der uns sollt meistern?

Darum spricht Gott: Ich muß auf sein, die Armen sind verstöret; ihr Seufzen dringt zu mir herein, ich hab ihr Klag erhöret. Mein heilsam Wort soll auf den Plan, getrost und frisch sie greifen an und sein die Kraft der Armen.[12]

---

9) Die musikalische Wiederholung des Textzieles deutet der Gemeinde den gelesenen Text.

10) Altlutherisch, aus der K. M.

11) Gemeinsames Sprechen soll nicht regelmäßig stattfinden. In Wittenberg wird seit alters das Glaubenslied sonntäglich gesungen, an Festtagen der Glaube vom Pastor gesprochen. Hier wird bei besonderer Gelegenheit die Gemeinschaft im Bekenntnis durch Gemeinschaft des Sprechens herausgehoben. Alle Formen stehen offen.

12) Nach Psalm 12. Das provinzial-sächs. Gesangbuch schreibt im Unterschied von der Urfassung im 1. Verse „die Armen"; im 2. Verse geht es umgekehrt entgegen dem Einheitsgesangbuch, das „eigner Witz" schreibt, auf das Original mit „eigen Witz" zurück.

Predigt über den Episteltext.[13])

Gemeinde: Das Silber, durchs Feur siebenmal bewährt, wird lauter funden: an Gottes Wort man warten soll desgleichen alle Stunden. Es will durchs Kreuz bewähret sein, da wird sein Kraft erkannt und Schein und leucht't stark in die Lande.[14])

Prediger: Abkündigungen.[15]) Stilles Gebet.[16]) Friedensgruß.

Gemeinde: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten! Es ist doch ja kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, denn du unser Gott alleine.[17])

Christi Sakrament.

Der Lobgesang.

Liturg: Der Herr sei mit Euch!

Gemeinde: Und mit deinem Geist!

Liturg: Erhebet Eure Herzen![18])

Gemeinde: Wir erheben sie zum Herrn!

Liturg: Lasset uns Dank sagen dem Herrn, unserm Gotte!

Gemeinde: Recht und würdig ist es.

Liturg: Danksagung.

Gemeinde: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll. Hosianna in der Höh! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höh![19])

---

13) Hauptpastor D. Knolle: Von der Herrlichkeit des Predigtamtes.

14) Dieser Vers war in den Morgenfeiern Antwort der Gemeinde auf die Losung der Tagung 2. Kor. 3, 9 gewesen.

15) Die Abkündigungen verwiesen auf die besondere Form der Abendmahlsfeier und luden mit Abendmahlsvermahnung zu ihr ein.

16) Das stille Gebet auf der Kanzel ist in Wittenberg althergebracht. Es wurde ausgerichtet auf Volk und Führer, Kirche und Gemeinde wie deren Anliegen.

17) Das Da pacem. Es schließt unmittelbar an den Friedensgruß an.

18) Das sursum corda der K. M.

19) Sanktus (Jes. 6, 3), Hosianna (Ps. 118, 25) und Benediktus (Matth. 21, 9) aus der K. M.

Die Einsetzung.

Liturg: Das Vaterunser.[20])

Gemeinde: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Liturg: Die Einsetzungsworte.

Gemeinde: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, erbarm dich unser! Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, erbarm dich unser! Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, gib uns deinen Frieden! Amen.[21])

Liturg: Der Friede des Herrn sei mit euch allen![22])

Gemeinde: Amen.

Die Austeilung.

Gemeinde und Chor: Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset mit seinem Fleische und mit seinem Blute; das gib uns, Herr Gott, zu gute. Kyrieleison. Herr, durch deinen heiligen Leichnam der von deiner Mutter Maria kam, und das heilige Blut hilf uns, Herr, aus aller Not. Kyrieleison.

Der heilge Leichnam ist für uns gegeben zum Tod, daß wir dadurch leben. Nicht größ're Güte konnte er uns schenken, dabei wir sein solln gedenken. Kyrieleison. Herr, dein Lieb so groß dich zwungen hat, daß dein Blut an uns groß Wunder tat und bezahlt unsre Schuld, daß uns Gott ist worden hold. Kyrieleison.

Gott geb uns allen seiner Gnade Segen, daß wir gehn auf seinen Wegen in rechter Lieb und brüderlicher Treue, daß uns die Speis nicht gereue. Kyrieleison. Herr, dein heilger Geist uns nimmer laß, der uns geb zu halten rechte Maß, daß dein arm Christenheit leb in Fried und Einigkeit. Kyrieleison.

Liturg: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich. Hallelujah!

---

20) Die Frage, ob das Vaterunser als Bittgebet vor den Einsetzungsworten oder als Gebet der Kinder Gottes nach ihnen stehen soll, ist falsch gestellt. Beides ließe sich begründen. Der aus der K. M. von der luth. Kirche übernommene Brauch entscheidet.

21) Agnus Dei der K. M.

22) Pax der K. M., nach Luther „eine ganz evangelische Stimme", die die Sündenvergebung verkündigt, die einzig würdige Vorbereitung auf das Herrenmahl.

Gemeinde: Und seine Güte währet ewiglich. Hallelujah!
Liturg: Lasset uns benedeien den Herrn![23])
Gemeinde: Gott sei ewiglich Dank!

Der Segen.

Liturg: Der Segen.
Gemeinde: Amen, Amen, Amen.
Orgel: Nachspiel.

Bücherschau

Thiel, Rudolf: Luther, von 1522 bis 1546. 374 Seiten, 16 Bildtafeln. Berlin 1935. Paul Neff Verlag. Preis geheftet RM. 6.—, in Leinenband RM. 7.20.

Thiel, Rudolf: Martin Luthers großer Krieg ums Abendmahl. Schriftenreihe der Luthergesellschaft Nr. 8. München 1935. Chr. Kaiser Verlag. 49 Seiten. Preis RM. 1.20.

Den ersten Band von Rudolf Thiels Lutherbuch habe ich in dieser Zeitschrift, Jahrgang 15, 1933, S. 127 ff. angezeigt. Damals war der Verfasser uns in der Luthergesellschaft noch ein Unbekannter. Seither aber stehen wir in lebendiger Fühlung. Rudolf Thiel hat schon zweimal, 1934 und 1935, auf den Dichtertagungen der Luthergesellschaft gesprochen. Der erste der beiden Vorträge, über Luthers Glauben, ist soeben in unserem Jahrbuche 1935 erschienen (S. 17—35). In der Schriftenreihe der Luthergesellschaft ist Thiels Darstellung des Kampfes Luthers ums Abendmahl aus dem zweiten Bande des Lutherbuches gesondert abgedruckt worden; die beiden Drucke unterscheiden sich nur an wenigen Stellen. Wir wissen uns diesem Luther-Biographen verbunden in der Zielsetzung, daß der echte, der wirkliche Luther unserem Volke, vor allem zunächst den „Gebildeten" neu bekannt werde und das Werk ausrichte, das er heute an unserem Volke tun muß. Wir begrüßen sein Buch als trefflichen und starken Bundesgenossen unserer eigenen Arbeit. Es ist uns wert nicht zuletzt deswegen, weil der Verfasser ein Unzünftiger, nämlich ein Naturwissenschaftler ist. Nicht kirchliche Bindung oder die geistige Überlieferung in Haus und Schule, sondern der Zufall eines Verleger-Auftrages führte Rudolf Thiel zu Luther — und der Doktor Martinus nahm ihn hin und zwang ihn zu dem schweren Ernste eines ehrlichen Lutherstudiums neben dem vollen Tagewerke des Lehrers für Biologie an einer Berliner Schule. Es hat für uns Theologen etwas seltsam Bewegendes und Beglückendes, einem Manne mitten aus unserer Bildungswelt und aus der modernen Wissenschaft zu begegnen, dem ohne Ver-

23) Benedicamus der R. M., von der F. M. übernommen.

mittlung der Kirche, auch ohne unsere Vermittlung, unmittelbar Martin Luther zum inneren Schicksal geworden ist, seine Entdeckerfreude zu spüren und die gewohnten Dinge mit seinem frischen Blicke selber wie neu zu erleben. Rudolf Thiel ist uns wie ein Pfand und eine Verheißung, daß Martin Luthers Gestalt und Wort gerade bei wahrhaft starken Geistern noch eine Zukunft hat.

Der zweite Band zeigt alle hohen Vorzüge des ersten. Dabei ist der Stoff an sich in mancher Hinsicht „undankbarer" als der des ersten Bandes. Der spätere Luther ist in vielem der Mann der Enttäuschung geworden — in doppeltem Sinne: er mußte viele, die ihm erst zugejubelt und von ihm etwas erwartet hatten, enttäuschen; und er wurde selber mannigfach enttäuscht. Aber diesen Luther zeichnet Thiel mit nicht geringerer Ehrfurcht und Liebe als den „jungen Luther". Gerade dadurch hat das Buch eine große Sendung. Der älter werdende Luther, der „Wächter", wie Thiel den zweiten Teil dieses Bandes überschreibt, ist in noch höherem Maße der ungekannte und der unverstandene Luther als der frühere.

Thiels Buch macht es auch dem verwöhnten literarischen Publikum wahrhaftig leicht, seinen Weg mitzugehen. Der Band ist wieder hinreißend geschrieben. Vortrefflich ausgewählte Zitate — sie nehmen mehr als zwei Drittel des Buches ein — bringen den Leser in Luthers Gewalt. Die Darstellung der Kämpfe und Auseinandersetzungen des „Führers" und „Wächters" wird in Bildern von außerordentlicher dramatischer Kraft gegeben. Die gewaltige Arbeit der Durchdringung der Quellen und der Literatur merkt nur der Kenner — so groß ist die schriftstellerische Kunst.

Auch diesesmal mutet Thiel dem Leser den ganzen Ernst der Theologie Luthers zu. Es ist bezeichnend, daß die Darstellung des Abendmahlskampfes Luthers nicht weniger als gegen 50 von den 370 Seiten des Bandes umfaßt und daß Thiel eben dieses Stück gesondert herauszugeben den Wunsch hatte. Er steht, obgleich nicht ohne Kritik an scholastischen Einschlägen in Luthers Abendmahlsschriften, ganz und gar auf Luthers Seite gegen die Schweizer, nicht aus blinder Liebe zu seinem Helden, sondern in der Erkenntnis der inneren Notwendigkeit von Luthers Lehre, des Zusammenhanges seiner Abendmahlslehre mit seinem Verständnis der Not des Menschen und mit den Anfechtungen.

Das Bild Thiels wird von der Forschung im Einzelnen noch nachzuprüfen sein, auch auf die Akzente hin, die der Verfasser setzt. Wir beschränken uns an dieser Stelle darauf, einige Fragen zu stellen und Bedenken anzumelden gegenüber dem, worauf es Thiel vor allem ankommt, seinem Verständnis von Luthers Glauben, im Verhältnis zu Melanchthon und dem Luthertum.

In dem Nachwort zu den beiden Bänden heißt es: „Der eigentliche Grund und Kern des ganzen Werkes ist die Entdeckung, daß der Lutherglaube das gerade Gegenteil von jener ‚Heilsgewißheit' bietet, die Melanchthon erst daraus gemacht hat: daß der Lutherglaube einen letzten, schwersten, unbedingtesten Verzicht auf alles Wissen fordert und voraussetzt, ein Verharren in der Ungewißheit über den verborgenen Willen des unbegreiflichen und unbekannten Gottes" (S. 374). Hierauf fiel schon im ersten Bande starker Ton: die „große stolze, ehrfürchtige Ungewißheit Luthers muß erleben können, wer Luthers

Glauben nacherleben will, und Luthers Glaubensschwäche. Niemals hat dieser Redliche die gleichmütige Sicherheit der Späteren gekannt, die man gerade ihm verdanken wollte." Darauf weist auch der zweite Band immer wieder. „Das ist es, was den Lutherglauben unterscheidet von den Glauben, wie ihn seine Jünger, wie ihn alle anderen Reformatoren von ihm nahmen: daß es ein schwerer Glaube ist, ein Glaube wider alles Wissen, ein Glaube wider die Wahrscheinlichkeit, ein Glaube an ein Ding, das man nicht sieht" (S. 184). Vor allem handelt davon der Abschnitt „Glaube gegen Wissen" (S. 209 ff.). Hier kommen die Urteile über Melanchthons Verhältnis zu Luther zur größten Schärfe: „Philipp Melanchthon hat in Luthers Namen Luthers Evangelium verfälscht." „Er macht aus Luthers schwerem Glauben jene Heilsgewißheit, welche durch Jahrhunderte für Luthers eigenes Evangelium gelten wird" (S. 217).

Das bedeutet nichts Geringeres als daß das Luthertum in der Frage des Glaubens Luther gründlich mißverstanden und verschüttet hat. Nun ist es gewiß richtig, daß in der Lehre von der Prädestination zwischen Luther und Melanchthon eine ernste Differenz besteht. Ebenso steht außer Frage, was Luther selber in einem der Coburgbriefe an den Freund schreibt über den Unterschied ihres Glaubenslebens: „Ich bin in größeren Ängsten gewesen als du jemals sein wirst." Melanchthon wußte nichts von Luthers Grauen vor dem verborgenen Gott. Aber Thiel übertreibt und entstellt den Unterschied zwischen den beiden Reformatoren, weil er Luthers Lehre vom Glauben und eigene Glaubenshaltung einseitig sieht und beschreibt. „Melanchthons Glauben ist ja keineswegs das schwere lutherische Credo-quia-absurdum-est, sondern bloß ‚die Annahme der gratis angebotenen Erlösung'" (S. 236). Der Gegensatz, den dieser Vergleich aufstellt, ist schief. Luthers Glaube steht freilich unter dem Zeichen des Dennoch, der Kreuzestheologie, er ist also Gewißheit um Verborgenes, den Sinnen und dem natürlichen Denken Entgegengesetztes. Aber die Formel „credo quia absurdum" bezeichnet ihn nicht richtig. Denn sie verschweigt, daß der Glaube für Luther Glaube an das Wort, Gehorsam gegen das Wort, und zwar ein helles, klares Wort, die „Verheißung" Gottes ist. Dabei wird notwendig auch Luthers Gedanke, daß der Glaube die rechte Ehrung Gottes sei, einseitig verstanden. Nach Thiel soll die „Leistung" eben darin liegen, „daß der Mensch nicht weiß, ob ihm das Heil bestimmt ist oder die Verwerfung". Das trifft für den Luther der Römerbriefvorlesung zu: bei ihm ist die höchste Bewährung des Glaubens die resignatio ad infernum. Aber in dieser äußersten Möglichkeit, von der Luther mit den „Starken" redete, lag für ihn nicht das Wesen des Glaubens, wie Gott ihn jedem aufgibt und schenken will. Die bekannte Stelle aus der Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen sagt klar, wieso der Mensch im Glauben Gott ehre: „Wenn die Seele Gottes Wort festiglich glaubt, so hält sie ihn für wahrhaftig, fromm und gerecht, damit sie ihm tut die allergrößte Ehre, die sie ihm tun kann . . ."

Glauben steht gewiß immer im Nicht-Wissen, im Nicht-Sehen. Aber die entscheidende Negation im Glauben ist doch diese: nicht von sich selber her leben wollen. Das ist der für Luther wie für Melanchthon entscheidende Gegensatz

von Glauben und sich auf die Werke verlassen. Behält man das im Auge, dann kann man unter keinen Umständen von dem Glauben bei Melanchthon so reden wie Thiel es tut: „er bringt es fertig, jene jämmerliche Leistung: ‚die versprochene Gnade anzunehmen', als eine Ehrung Gottes anzupreisen!" (S. 236). Wozu neigt der Mensch denn mehr als mit jener unheimlichen Sicherheit in sich selber zu ruhen und in dieser Welt? Was wird ihm schwerer als diese Sicherheit preiszugeben und das Leben allein auf die „versprochene Gnade" zu wagen? „Jämmerliche Leistung"?! Nein, eben dieses ist der „schwere Glaube", den nach der gemeinsamen Lehre Luthers, Melanchthons und des Luthertums aller Jahrhunderte der Mensch niemals von sich selber leisten kann, zu dem allein das Wunder des Geistes Gottes ihn lebendig macht.

Thiels harte Worte gegen die „Heilsgewißheit" tragen eine Wahrheit in sich, die uns not tut. Es gibt unter uns eine Heilsgewißheit, die nichts anderes ist als ein Sonderfall menschlicher, „bürgerlicher" Sicherheit. Sie ist nicht mehr im Ernste Glaube. Darum gehört es zur Verkündigung des Evangeliums, den Menschen aus ihr aufzuschrecken. Heilsgewißheit bleibt Glaube nur so lange als sie die Verzweiflung an der Welt und an mir selber in sich trägt. Nur dann gründet sie wirklich in Gottes Wort allein. Wenn der Mensch aber an Gottes Wort allein sich hält, dann hat er zwar kein Wissen um Gott, aber auch nicht nur ein Nicht-Wissen, nicht nur „Ungewißheit über den verborgenen Willen des unbegreiflichen und unbekannten Gottes", sondern Gewißheit um den gnädigen Willen des offenbaren Gottes. Der Mensch soll fliehen von dem verborgenen Gott zu dem offenbaren, in der Zuversicht, daß der offenbare Gott der ganze und wahre Gott ist. Die „Ungewißheit über den verborgenen Willen des unbegreiflichen und unbekannten Gottes" ist bei Luther nur die Voraussetzung und Kehrseite der fröhlichen Gewißheit um den in Jesus Christus offenbaren gnädigen Willen Gottes — als Voraussetzung in dieser Gewißheit immer „aufgehoben", also auch bewahrt. Das kann auch Thiel im Grunde nicht anders meinen. Er hat eingehend und mit starker innerer Beteiligung Luthers Kampf um das Abendmahl dargestellt. Er weiß, daß ein Zusammenhang besteht zwischen Luthers Anfechtung und seinem Verständnis des Abendmahls. Er weiß, was Gottes und Christi klares Wort, was die Bibel, „das offenbarte Wort des unbekannten Gottes" (S. 349), für Luther bedeutet. „Martin Luther geht zum Abendmahl, um aus des Heilands Wort, um aus des Gottes Fleisch und Blut zu nehmen und zu hören, was er immer wieder hören muß, damit er es wahrhaftig glauben kann: Deine Sünden sind auch dir vergeben!" (S. 329). Also: Luther sucht im Abendmahl — Heilsgewißheit! Der Sache nach steht das auch bei Thiel. Aber wo er hernach vom Glauben redet, da scheint es vergessen. Sonst müßte auch dort mehr zu lesen sein davon, daß Luthers Glaube Christus-Glaube ist, Flucht von dem verborgenen Gotte, um dessen Willen wir nicht wissen können, zu dem in Christus offenbaren Gotte.

Vom Glauben ist bei Thiel oft „absolut" die Rede, als wäre er eine heroische menschliche Haltung als solche, eine „Leistung". Aber man kann vom Glauben im Sinne Luthers nur „relativ" reden, d. h. in seiner Beziehung auf das Wort: Glaube wird gefordert

und begründet durch das Wort, er ist Richtung auf das Wort, d. h. den Menschen Jesus Christus. Rudolf Thiel redet von Luthers Glauben allermeist so, als wäre sein Wesen in jener Stelle der Römerbriefvorlesung erschöpfend zum Ausdruck gekommen, in der Luther von der Möglichkeit der Verwerfung spricht und von der Liebe zu Gottes Willen selbst angesichts dieser Möglichkeit. Aber dabei ergibt sich eine empfindliche Verkürzung. Daß im ersten Bande dieser Gedanke mit starkem Tone hervortrat, war in der Ordnung. Aber daß er auch im zweiten Bande die Darstellung von Luthers Glauben beherrscht, ergibt eine Verzeichnung. Hier hat nicht die Beobachtung an dem echten Luther, sondern vielleicht ein modernes Ideal von Lebenshaltung den Stift geführt. Oder was hätte der Schlußabschnitt des entscheidenden Kapitels über den Glauben noch mit Martin Luther zu tun: „Die Ungewißheit als ein Sporn zu höherer, kühnerer, freierer Tat, das ist der Lebens-Sinn des Lutherglaubens. Um ihn hat der Magister Philipp die evangelische Christenheit betrogen, als er den Glauben in ein Wissen fälschte" (S. 219)?

Wie hier der offenkundige Unterschied Luthers und Melanchthons nicht richtig bestimmt wird, so auch nicht in der Frage des neuen Lebens aus dem Glauben. Daß Luther und Melanchthon in der Lehre vom Gesetze sich unterscheiden, bedarf keines Wortes. Aber Thiel übertreibt diesen Unterschied und verbreitert ihn zu einem Gegensatz auch in der Frage des neuen Lebens aus dem Glauben. Er stellt auf S. 226 Stellen aus Luther und Melanchthon einander gegenüber, die den Widerspruch belegen sollen. Aber die Auswahl aus Luther ist einseitig und die Gegenüberstellung vergleicht Stellen, die einander gar nicht gegensätzlich entsprechen. Ich beschränke mich auf ein Beispiel. Als letzte Stelle aus Melanchthon bringt Thiel das Wort: „Wenn Gott rechtfertigt, bringt er ein neues Leben mit. Wir haben soviel neues Leben, wieviel wir Glauben haben." Was an diesem Worte soll Luther fremd sein? Wie oft hat Luther das Gleiche gesagt! „Denn wo der Glaub recht ist, da folget auch die Tat, und je größer der Glaub, je mehr der Tat" (W.A. 10 I 1, 269). Thiel führt eine Stelle aus Melanchthons Apologie zum Augsburgischen Bekenntnis an als Beleg für seinen „eingewurzelten und immer kräftiger ausschlagenden Trieb zur Werkgerechtigkeit" (S. 230). Die Stelle lautet: „Auch wir lehren, daß wir nach der Rechtfertigung anfangen, gut zu handeln. Auch wir bekennen, daß das Gesetz in uns anfangen und dann mehr und mehr erfüllt werden muß." Was ist daran unlutherisch? Hat nicht auch Luther, schon in der Römerbriefvorlesung (vgl. die Zitate bei Loofs, Dogmengeschichte, 4. Aufl. S. 706), immer wieder ausgesprochen, daß die Gerechtfertigten anfangen, das Gesetz zu erfüllen? Er hätte Paulus und den Römerbrief (Kap. 8, 4) verleugnen müssen, wenn er das nicht hätte sagen wollen oder können. Gewiß spricht Luther von dem neuen Leben weniger in Imperativen, als in dem Indikative naturnotwendigen Hervorgehens des neuen Lebens aus dem Glauben des Gerechtfertigten, aus dem heiligen Geiste. Aber auch Melanchthon kennt solchen Indikativ. Es heißt den unleugbaren Unterschied in der begrifflichen Lehre vom Gesetze wider die klare Wirklichkeit übersteigern, wenn Thiel formuliert: „Luther sucht sich in seinem schweren Glauben zu vollenden, Melanchthon sucht sich zu vervollkommnen in Tugend" (S. 228). Und die Erklärung der zehn Gebote: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir..."? Im großen

Katechismus sagt Luther zu Anfang des zweiten Hauptstückes ausdrücklich: der Glaube, die Besinnung auf das, was wir von Gott zu erwarten und zu empfangen haben, soll „dazu dienen", „daß wir das selbige tun können, so wir laut der zehn Gebote tun sollen".

Auch ich schätze die Unterschiede Melanchthons von Luther und die Verengung der Botschaft Luthers bei Melanchthon nicht gering ein. Ich habe auch Verständnis für den Willen Rudolf Thiels, die Umrisse scharf zu zeichnen, die Akzente stark zu setzen. Aber an den genannten Punkten scheint mir des Guten doch zu viel getan. —

Indessen das letzte Wort sollen diese Ausstellungen nicht sein. So gewichtig sie an sich sind, — im Blicke auf die Größe des Geschenkes an unser Volk, das dieses Buch bedeutet, und auf die Sendung die es hat, wiegen sie nicht schwer, zumal man das Korrektiv zum Teil in anderen Abschnitten des Buches zur Hand hat. Wenn die Deutschen, für die Thiel geschrieben hat, Martin Luther nur erst einmal wieder so ernst zu nehmen anfangen, wie Thiel ihn genommen hat! Und dazu kann er, der Nichttheologe, heute wohl mehr helfen als alle unsere einwandfreien theologischen Bücher über Luther. Wer wirklich mit Thiel gegangen ist zu „seinem" Luther, der wird dann ganz von selber noch weitergehen — wie auch Rudolf Thiel selber nicht stehen bleiben wird. Der herzliche Dank und die Freude an diesem Buche ist unser letztes Wort. Paul Althaus.

Thiel, Rudolf: Luther antwortet (Der Eckart-Kreis, Band 29). Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1935. 170 Seiten. Gebunden RM. 2.50.

Es ist ein guter Gedanke, Luthers Botschaft einmal in Katechismusform unseren Zeitgenossen nahezubringen: wir Heutigen fragen, Luther antwortet. „Wohl auf die meisten Fragen, die uns heute innerlich bewegen, hat Luther eine klare, knappe, unzweideutige Antwort." Wenn das wahr ist, muß Luthers Bedeutung für uns in dem Gegenüber von Frage und Antwort besonders klar und lebendig zur Geltung kommen. Thiel sammelt alles unter die drei Gesichtspunkte „Die Lehre", „Das Christenleben", „Die Kirche und das Vaterland"; jeder dieser drei Hauptteile zerfällt in 14 Abschnitte — also sind es im Ganzen dreimal 14 Nothelfer aus Luther. Die Luther-Sätze sind besonders auch aus den Briefen ausgewählt. Rudolf Thiel hat sich bei der Auswahl bewußt leiten lassen von der „neuen Lutherschau", die seine Biographie gibt. Die Abschnitte sind nicht lang, die Lutherworte an Zahl und Länge knapp. Es soll dem Leser nicht leicht gemacht werden; er soll vielmehr aufgeregt und gewiesen werden „zu eigenem Ringen mit dem Geiste Martin Luthers". Dabei war es doch die Absicht, „in wenigen Zitaten den ganzen Luther vorzuführen" und jede einseitige Beschlagnahme des Reformators unmöglich zu machen.

Nicht alle Fragen, die das Büchlein bringt, sind aktuelle Anliegen unserer Zeit. Manchmal dient die Frageform nur dazu, noch mehr von Luther zu hören und Fragen seines Lebens und Lehrens zu klären, ihm zur Rechtfertigung gegen Vorwürfe das Wort zu geben.

Im Ganzen ist das Buch ein gelungener Wurf. Über die Auswahl sowohl der Gegenstände wie der Lutherstellen läßt sich naturgemäß streiten. Mir fällt z. B. auf, daß dem

Predigtamte kein Abschnitt gewidmet wird. Nicht immer entsprechen die Fragen ganz den folgenden Antworten. Auf S. 15 unten und 16 müssen die Fragen, wenn ich recht sehe, vertauscht werden, um zu den Antworten zu passen. Die Frage S. 47: „Kann man beweisen, daß die Bibel Gottes Wort ist?" entspricht nicht der folgenden Lutherstelle. Auf S. 98 ist die Frage „Sind Ehesachen Gewissensangelegenheiten?" in dieser Knappheit dem Leser von heute nicht verständlich. Auch S. 114 ist die Frage nicht glücklich formuliert: „Hat Luther die Erdenkirche reformieren wollen?" — die folgende Antwort Luthers lehnt nur ab, daß er habe „neuern" wollen. Anzufechten sind auf S. 127 f. die Frage: „Warum hat Luther seine Kirche unter die Staatsgewalt gestellt?" und die Überschrift: „Der praktische Zweck von Luthers Unterwerfung unter die Staatsgewalt". Damit tritt Luthers Beanspruchung der Fürsten von vornherein unter einen falschen Gesichtspunkt.

Unser Hauptbedenken bezieht sich auf den gleichen Punkt, den wir auch bei der Besprechung des zweiten Bandes der Biographie hervorheben mußten: die Frage der Heilsgewißheit. Beanstanden muß ich die Überschrift des Abschnittes: „Die ewige Ungewißheit". Die Frage auf S. 37: „Ist der Gläubige der Seligkeit gewiß?" wird in der Antwort verneint mit einem Lutherworte, das hier gar nicht hergehört; es stellt nur fest, daß die Heilsgewißheit niemals auf der Selbstgewißheit des Gläubigen um sich ruhen kann. Die Frage auf S. 39 „Lähmt die Ungewißheit Zuversicht und Mut?" hat mit dem folgenden Worte aus De servo arbitrio nichts zu tun; dieses Wort handelt davon, daß Gottes Alleinwirken einen unerschütterlichen Grund für die Heilsgewißheit gibt, während der Synergismus die Heilsgewißheit zerstört. Die Auswahl der Stellen in diesem Abschnitte ist ganz durch Thiels Anschauung über Luthers Ungewißheit bestimmt. Daher kommt Luthers Heilsgewißheit nicht klar zu Worte.

In dem Abschnitt über die Sakramente wäre auf S. 41 das Wort „Verwandlung" besser vermieden. Als Antwort auf die Frage „Ist das Abendmahl ein Liebesmahl?" (S. 43) im Sinne Luthers nur ein Nein zu geben ist im Blicke auf den Abendmahlssermon von 1519, in dem der Gedanke der Liebe alles beherrscht, einseitig; auch paßt die Stelle aus der Schrift „Daß diese Worte . . . noch feststehen" (W.A. 23, 269) nicht zu der Frage, denn Luther lehnt an jener Stelle nur den Gedanken Zwinglis ab, daß das Sakrament wesentlich ein Erkennungszeichen der Christen untereinander sei, von dem Verhältnis des Sakraments zur Liebe ist nicht allgemein die Rede. In dem Abschnitt über den Teufel würde in der Antwort auf die dritte Frage („Was ist Luthers Teufel eigentlich?") besser die letzte Antwort auf S. 55 gleich mit hinzugenommen; wie jene Antwort jetzt dasteht, scheint es so, als sehe Rudolf Thiel in Luthers Teufel nur „etwas Psychologisches".

Im Vergleich mit der Fülle des Büchleins betreffen unsere Ausstellungen nur wenige Stellen. Eine zweite Auflage kann diese Wünsche leicht erfüllen. Diese neue Auflage wünschen wir dem schönen Buche dringend. Es muß in viele Hände kommen. Wer es gelesen hat, wird immer wieder zu ihm zurückkehren — und wird nach Luthers Schriften zu fragen anfangen.

Paul Althaus.

Althaus, Paul: Theologische Aufsätze, II. Bd., Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh, 1935, IX + 182 S., kart. RM. 5.30, geb. RM. 6.80.

A. bietet in diesem Bande eine Reihe von Aufsätzen, die zumeist die Arbeiten des ersten Bandes sachlich fortsetzen. Sie bauen auf dem Nachweis des theozentrischen Charakters der Rechtfertigungslehre Luthers auf, den A. im Luther-Jahrbuch 1931 geführt hat. Dieser Aufsatz („Gottes Gottheit als Sinn der Rechtfertigungslehre Luthers") eröffnet den Band, aus sachlichen Gründen betont an den Anfang gestellt. A. hält daran fest, auch gegenüber der Behauptung A. Schlatters in seinem Kommentar zum Römerbrief (1935), wonach die Begründung der Rechtfertigung zwar bei Paulus theozentrisch, bei Luther aber hamartiozentrisch (vom Mittelpunkt der Sündenlehre aus) erfolge. Der zweite Aufsatz „Zum Verständnis der Rechtfertigung" setzt sich hauptsächlich mit Holls Auslegung von Luthers Rechtfertigungsgedanken auseinander, und zwar so, daß er den Streit um die richtige Lutherdeutung nicht weiterführt, sondern die Frage selbst rein dogmatisch erörtert. Er versteht Holls Betonung des Zusammenhanges zwischen Rechtfertigung und Erneuerung, lehnt es aber ab, in der letzteren den zureichenden Grund zu sehen, der erst Gottes Urteil sittlich möglich und wahrhaftig mache. A. gibt dazu eine bisher zu vermissende Untersuchung des Sinngehaltes des Rechtfertigungsurteils. Er unterscheidet im Urteil die Beziehung des Menschen zu dem gebietenden Willen nach Seiten seiner tatsächlichen Beschaffenheit wie nach Seiten seiner Schuldigkeit. Beide Urteile sind nicht identisch. Die Beschaffenheit bezieht sich auf die Gegenwart, die Schuldigkeit auch auf die Vergangenheit. Bezüglich der Beschaffenheit kann das Rechtfertigungsurteil analytisch sein, bezüglich der Schuldigkeit nicht. Dann ist aber die Wahrhaftigkeit Gottes durch den eschatologisch-analytischen Charakter, wie Holl will, nicht zu retten. Der Freispruch des Menschen von der Schuldigkeit bleibt die unerhörte Durchbrechung der moralischen Ordnung. Auch der Hinweis auf die Vergebung als das Mittel den Menschen in das Gnadengericht der Erneuerung zu führen, verschlägt nicht. Denn der sittliche Gedanke der Vergeltung kommt dabei nicht zu seinem Recht. Aber auch nach Seiten der Beschaffenheit des Menschen ist das gegenwärtige Rechtfertigungsurteil nicht als Vorausnahme des endlichen und daher analytisch zu verstehen. A. macht dagegen den Entscheidungscharakter alles menschlichen Handelns geltend. Das „Heute" meiner Rechtfertigung lebt nicht von dem „Morgen" der vor Gottes Auge schon gegenwärtigen Zukunft. Hier setzt die Frage nach dem Verständnis des propter Christum ein, das die Wahrhaftigkeit und Heiligkeit Gottes in seinem rechtfertigenden Handeln zur Geltung bringt. A. begnügt sich in diesem Zusammenhang mit der Feststellung, daß der nächste und wesentliche Sinn nicht der Hinweis auf die Erneuerungsmacht des Auferstandenen in uns sein könne, sondern die Wunde des ethischen Problems gegenüber allen modernen ethizistischen Theorien offenzuhalten. —

Das theozentrische Verständnis der Rechtfertigungslehre bestimmt auch des Vf.'s Auseinandersetzung mit den Theologen (Heim, Barth, Piper), die die Gestalt dieser Welt im Gegensatz zum Idealismus ausschließlich aus dem Sündenfall ableiten. Diese Theologie kommt so zu einer Bewertung der Geschichte als des nicht Seinsollenden, nur Zwischen-

eingekommenen. Erlösung bedeutet Wiederherstellung des Zustandes, ehe die Menschheit in die Geschichte hinabfiel. A. versucht demgegenüber eine Theologie der Geschichte, die sie weder aus der Sünde herleitet noch im Sinne des Idealismus den Sündenfall ausscheidet. A. geht von dem Glauben aus, dessen Welt die Todeswelt sei. Dieser Glaube aber sei Luther nicht erst mit der Sünde gegeben, sondern schon mit der Geschöpflichkeit des Menschen. Er gehöre also in den Urstand. Also auch die Welt der Geschichte und ihrer Bedingungen in Kampf und Tod. A. verdeutlicht das mit Dorner und H. W. Schmidt an der Menschwerdung Christi, die nicht nur wegen der Sünde erfolgt sei, sondern im ursprünglichen Schöpfungsplan zur Vollendung der Schöpfung gehöre. Im Neuen Testament werde Jesu Weg durch Kampf, Leiden und Tod nicht ausschließlich von der Sünde der Menschen her verständlich gemacht, sondern auch von seinem Gottesverhältnis. Von der Geschichte Jesu sei ein Schluß auf alle Geschichte möglich, ja notwendig. Die Geschichte ist nicht nur Abfall, sondern Ausdruck und Wirkung der ersten Schöpfung Gottes. A. will damit eine metaphysische Erklärung der gegenwärtigen Weltgestalt ablehnen, wie sie die antiidealistische Theologie wie der Idealismus selbst geben. Der Tod und mit ihm die Gestalt der Welt sei in dreifachem Lichte zu sehen: von Gottes Zorn über die Sünde her, von der Erlösung durch seine Gnade her, von der ursprünglichen, immerdar gegenwärtigen Liebe Gottes zu seinem Geschöpfe her. Der Tod ist Strafe, daß ich sterben muß, Gnade, daß ich sterben darf, Liebe, daß ich im Sterben Gott lieben darf. Erst in diesen drei Sätzen miteinander sei die Theologie des Todes vollständig.

Diese Linie führt A. in den Aufsätzen zur Ethik weiter, in denen er die Botschaft Luthers zu den besten Gedanken humaner Sittlichkeit in Beziehung setzt. Er zeigt, daß Luthers Kampf mit dem Moralismus nicht nur die Illusion der vollen sittlichen Hingabe treffe, er gesteht ungebrochene Lebensleistung zu. Seine Kritik am sittlichen Idealismus ist nicht eine ethische, sondern eine religiöse. Die Geschöpflichkeit des Menschen verlangt als Gehorsam, was er sich als sittlicher Idealist als eigene Leistung zuschreibt. Das Evangelium als Wort von Gottes Gottheit ist nicht nur ein Notweg für den sittlich zerbrochenen Menschen, sondern das Angebot einer Würde, die der Mensch sich selbst nicht geben kann und darum ein Kampf gegen den geheimen Mönch in uns. Die andere Front von Luthers Kampf richtet sich gegen die Schwärmer. Sie treten heute in der modernen Reich-Gottes-Ethik auf, nach der das Handeln der christlichen Gemeinde das kommende Reich Gottes heraufführen soll. Diese innerkirchliche Säkularisierung des Reiches Gottes setzt die Rechtfertigung allein durch den Glauben aufs Spiel, denn sie setzt die Hybris einer christlichen Geschichtsphilosophie an die Stelle des Glaubens, in dem alles Handeln Zeugnis der Hoffnung auf Gottes kommendes Reich ist. Damit nimmt das Evangelium der Reformation auch dem sozialen Handeln den falschen Ton und gibt ihm den Ernst der unermüdlichen Geduld. — Unmittelbar damit zusammen gehört die Deutung von Luthers Übersetzung zu Ps. 90, 10. Gegen die Meinung, daß hier im Unterschiede vom Urtexte eine Umdeutung zu einem höheren Liede der Arbeit vorliege, wie sie auch von Scheel geteilt, von den Deutschgläubigen antichristlich ausgewertet wird, stellt A. folgende Bedenken auf:

Sprachlich: Luther stellt oft Mühe und Arbeit zusammen. Der Zusammenhang des Psalms verträgt das Bekenntnis zum Werte der Arbeit nicht. Vielmehr besagt er: auch wenn es köstlichen Reichtum gab, war das Leben doch durch Gottes Zorn voller Not und Mühsal. Luther hat überhaupt die Arbeit nicht um der Arbeit willen gepriesen. Nur weil sie unter Gottes Gebot steht und wenn sie im Glauben an seine Verheißung geschieht, kann sie mit Freuden getan werden. Arbeitsfreude ist also nicht Ausdruck einer „schaffensfrohen deutschen Seele", sondern Ausdruck und Wirkung des Glaubens an Gott, der die Arbeit gebietet und segnet. Die oriental-jüdische und die nordisch-germanische Schätzung der Arbeit sind einander nicht einfach entgegenzusetzen. Im Alten Testament gibt es Arbeit im Paradiese, sie wird auch sonst nicht nur als Fluch gewertet. Und Andreas Heusler hat festgestellt, daß die Menschen der Sagas sittliches Pathos für den Fleiß nicht aufbrachten. Ein Gegensatz zwischen der biblischen und der germanischen Schätzung der Arbeit besteht nicht, wohl aber zwischen der biblisch-christlich-lutherischen und der modern-idealistischen. Wie im Kirchenliede Nieges Morgenlied die Arbeitsfreudigkeit und Gerhardts Abendlied die Arbeitsmüdigkeit besingt, zeigt, wie im lutherischen Christentum deutsche Art zu ihrem eigentlichen Wesen wiedergeboren wird. Vielleicht hätte eine Auseinandersetzung mit Hildburg Geists Aufsatz im Luther-Jahrbuch 1931: „Arbeit, die Entscheidung eines Wortwertes durch Luther" dem Vf. Gelegenheit gegeben, die mit der Geschöpflichkeit, also im Urstand gegebene Bewertung der Arbeit bei Luther entsprechend seiner sonstigen Verhältnissetzung von Schöpfung und Erlösung, herauszustellen. (Georg Nieges Morgenlied ist übrigens eine Dichtung über Luthers Morgensegen, der in unzähligen lutherischen Häusern den Arbeitstag einleitete. Er schließt mit der Aufforderung: „Und alsdann mit Freuden an Dein Werk gegangen ...")

Es muß genügen, auf diese besonders an Luther ausgerichteten Aufsätze des Bandes hinzuweisen. Zu den Fragen der Christologie äußert sich Vf. in Arbeiten über Kählers Lehre vom biblischen Christus und über Brunners „Mittler". Zur Forderung der Kritik aller Religion bringt A. einen neuen Abriß, Anwendungen auf das moderne Judentum, auf die „Deutsche Glaubensbewegung", eine Untersuchung über das Verhältnis von Intoleranz und Toleranz im Glauben. Unsern Lesern sei der Band im Blick auf die durchgehende theozentrische Deutung der Rechtfertigungslehre, wie wir sie oben aufgezeigt haben, nachdrücklichst zum Studium empfohlen. Es ist kein Zweifel, daß damit nicht nur eine Kernfrage der gegenwärtigen Theologie, sondern auch der kirchlichen Gestaltung und Entscheidung herausgestellt ist. Der Artikel von der Rechtfertigung entscheidet über den Bestand der Kirche: „Er muß bleiben und die Welt immerdar darüber zu Grunde gehen." K.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuslerstraße 3
L. 1, D.-A. 2400 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Alb. Lempp, München
Druck: Buchdruckerei Albert Sighart, Fürstenfeldbruck

1934 K 4825

1934 n 4825

HEFT 1 + 17. JAHRGANG + 1935

Luther

Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft

CHR. KAISER VERLAG + MÜNCHEN

U.B. TÜB.
07 FEB 1935

Inhalt des I. Vierteljahrsheftes

Dichtertagung der Luther-Gesellschaft

Einleitung: lic. Dosse-Braunschweig 1
Morgenfeiern: D. Knolle-Hamburg 5

1. Tag: Luthers Kampf um Gottes Gottheit (Berichterstatter lic. Dosse.)
1. Vortrag: Gottes Gottheit bei Martin Luther 13
D. Althaus-Erlangen.
2. Vortrag: Der religiöse Sinn von Luthers Kampf 16
Dr. Rudolf Thiel-Berlin.
Gespräch mit Äußerungen von D. Emanuel Stickelberger-Basel, Dr. Rudolf Alexander Schröder-Bremen, D. Stählin-Münster, D. Dr. Hermann Wolfgang Beyer-Greifswald, D. Schumann-Halle, D. Althaus und Dr. Thiel 18

2. Tag: Luthers deutsche Bibel (Berichterstatter D. Knolle.)
1. Vortrag: Luthers deutsche Bibel als Gottes Wort 24
D. Knolle-Hamburg.
2. Vortrag: Luthers Sprache 30
Boerries Freiherr von Münchhausen-Windischleuba.
Gespräch mit Beiträgen von:
D. Dr. Beyer-Greifswald 34
Dr. Rudolf Alexander Schröder-Bremen 43
Dr. Rudolf Thiel-Berlin 45
D. Stählin-Münster 46
D. Althaus-Erlangen 49

3. Tag: Protestantischer Geist in gegenwärtiger Dichtung.
(Berichterstatter Dr. K. Ihlenfeldt.)
Vortrag: Dr. K. Ihlenfeldt 50
Gespräch mit Beiträgen von Boerries von Münchhausen, lic. Thulin, Dr. K. A. Schröder, D. Stickelberger-Basel, D. Schumann, D. Althaus 53

Kreuz und Krippe. Von K. A. Schröder 56

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahrsschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Lichterfelde, Margaretenstr. 38. Zahlungen für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postscheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

HEFT 2 + 17. JAHRGANG + 1935

Luther

Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft

CHR. KAISER VERLAG + MÜNCHEN

U.B. TÜB.
-6. JUNI 1935

Inhalt des 2. Vierteljahrsheftes

Luther und Karlstadt. Von Studienrat Dr. Rudolf Thiel-Berlin 57
Das Gespenst von Staßfurt. Von Pfarrer Arthur Schneider-Bernburg 71
Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied I. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg 76
Die Frühjahrstagung der Luther-Gesellschaft. Von Pastor Lic. Fritz Dosse-Braunschweig 84

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahrsschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Lichterfelde, Margaretenstr. 38. Zahlungen für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postscheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

GEORG MERZ

Amt und Gemeinde

Bekennende Kirche, Heft 26. RM. 0.50

Inhalt zwei Reden: Die bekenntnismäßigen Grundlagen unseres Predigtauftrages / Die Bindung an Christus und die Freiheit der Gemeinde.

Der Verfasser hat einen tiefen Blick für das Zentrale der christlichen Botschaft, für den Auftrag, der dem Prediger und der Gemeinde gegeben ist, aber er sieht diesen Auftrag nicht losgelöst von der Erdenwirklichkeit, sondern stellt ihn mitten hinein in Zeit und Volk, ohne nur haarbreit vom Evangelium abzuweichen.

HERMANN DIEM

Die Substanz der Kirche

Bekennende Kirche, Heft 27. RM. 0.60

In dieser Schrift wird der dringend notwendige Rückblick gegeben auf die innere Lage der lutherischen Kirche in Deutschland bis zum Jahre 1933. Man kann nur dann weiterschreiten, wenn man sich seine Fehler klar gemacht und daraus gelernt hat. Das Urteil lautet: Die politische Umwälzung hat nicht die gegenwärtigen Schwierigkeiten innerhalb der Kirche geschaffen, sondern nur den längst vorhandenen Mangel an kirchlicher Substanz offenbar gemacht.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

HEFT 3 + 17. JAHRGANG + 1935

Luther

Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft

CHR. KAISER VERLAG + MÜNCHEN

U.B. Tüb.

Inhalt des 3. Vierteljahrsheftes

Der Kirche Kreuz und Verheißung. Aus Luthers Glossen zum Alten Testament. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg 89
Luther und der Geist der neuen Zeit. Von Studienrat Dr. Rudolf Thiel, Berlin . . 94
Luthers Gebetsweisung in Wort und Lied II. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg 101
Bücherschau 112

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahrsschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Lichterfelde, Margaretenstr. 38. Zahlungen für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postscheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

D. HERMANN SASSE

Kirchenregiment und weltliche Obrigkeit

nach lutherischer Lehre

Bekennende Kirche, Heft 30 / RM. 1.50

Der Erlanger Professor behandelt in vorliegender Schrift eine der brennendsten Gegenwartsfragen unserer Kirche, denn die rechte Ordnung zwischen Staat und Kirche ist für Volk und Kirche von letzter Entscheidung. Aus seiner tiefen Kenntnis des Luthertums und der lutherischen Bekenntnisse heraus, und in innerster Beteiligung spricht hier Professor Sasse ein klärendes Wort und zwar ist diese Schrift die sachgemäße und eingehende Erläuterung zu der Kundgebung des Lutherischen Rates über „das Kirchenregiment nach dem Bekenntnis der Evang.-Luth. Kirche" vom 9. 4. 35.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

HEFT 4 + 17. JAHRGANG + 1935

Luther

Vierteljahrsschrift der Luthergesellschaft

CHR. KAISER VERLAG + MÜNCHEN

U.B. TÜB.

Inhalt des 4. Vierteljahrsheftes

Tote und lebendige Buchstaben. Aus einer Predigt D. Martin Luthers über 2. Kor. 3 im Jahre 1535 121
Zum evangelischen Gottesdienst: Heraufkunft der alten Formen. (Bericht über die 2. Dichtertagung.) Von Otto Brües, Köln 122
Lutherischer Gottesdienst. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg . . . 129
Die Predigt. Von Professor D. Paul Althaus, Erlangen 142
Ordnung des Gottesdienstes bei der 2. Dichtertagung Sept. 1935 145
Bücherschau 151

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahrsschrift, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Lichterfelde, Margaretenstr. 38. Zahlungen für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postscheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

Lutherjahrbuch 1935

herausgegeben von Theodor Knolle

geb. RM. 7.50

Inhalt: P. Althaus, Gottes Gottheit bei Luther / K. Thiel, Luthers Glauben / A. Köttgen, Glaube und Recht / K. Petsch, Martin Luther als Meister der deutschen Sprache / H. W. Beyer, Glaube und Recht im Denken Luthers / G. Bruchmann, Luther als Bibelverdeutscher / G. Merz, Friedrich v. Roth.

FR. RUD. BAUER

Gottesstreiter

kart. RM. 3.60

Diese Balladen sind so dramatisch, daß man sie laut vorlesen möchte, daher sind sie für Gemeindeabende besonders geeignet. Sie führen uns durch die Geschichte, insbesondere durch die deutsche Geschichte: inbrünstige Mönche, Könige und Kaiser, Künstler und Helden lassen die Jahrhunderte lebendig werden bis hin zum Weltkrieg, bis hin zum letzten großen Erlebnis des deutschen Volkes.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN